

Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

II 36119

Die
Oesterreich-Ungarns
in Wort und Bild.
Herausgegeben von Dr. Friedrich Umlauf.

VIII. Band.

Die Markgraffschaft

M ä h r e n.

Geschildert

von
Dr. Leo Smalle.

Mit zahlreichen Abbildungen
und einem Titelbilde
in Farbendruck.

Wien.

GEOGRAPHIE

GESCHICHTE

SAGE

VOLKS-

LEBEN

KUNST.

NATUR

INDUSTRIE

HANDEL

VERKEHR

Verlag von Carl Graeser.

N^o 6

VIII B.

Handwritten text, possibly a name or address, partially obscured by the stamp.



182

Die

Königreich Österreich-Ungarn

in Wort und Bild

Geographisch

von

Prof. Dr. Friedrich Hirtl

Wien 1880

Die Monarchie Österreich-Ungarn

Verlag von Carl Gerold

Das Kaiserliche Hof- und Universitäts-Buchdruckerey in Wien

Wien 1880

Verlag von Carl Gerold

1. Auflage

Die
Länder Oesterreich-Ungarns
in Wort und Bild.

Herausgegeben
von
Prof. Dr. Friedrich Umlauf.

Achter Band.

Die Markgrafschaft Mähren.

Geschildert von Dr. Leo Smolle.

Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Farbendruck.

Wien 1881.
Verlag von Carl Graeser
I. Walfischgasse 6.



BRÜNN.

Verlag von Carl Graesser in Wien.

Die

Markgrafschaft Mähren.



Geschildert

von

Dr. Leo Smolle,

k. k. Gymnasial-Professor in Brünn.



Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Farbendruck.

Wien 1881.
Verlag von Carl Graeser
I. Walfischgasse 6.

36119 II, C, f

+

O Mähren! laß darum mich jubelnd preisen
Als freie Schwester dich vom Böhmerland;
Mag das auf seinen starken Löwen weisen,
Du hältst den kühnen Ar in muth'ger Hand:
Nur wenn ihn selbst die sicher'n Schwingen tragen,
Kann er sich auf zum Sonnenfeuer wagen.

Zu deines Herrn und Kaisers Kronenschimmer
Sei stets ein eigner schöner Edelstein;
Dein Schild, das herrlich lichte, soll auf immer
Der Eintracht Band, das Glück des Friedens sein.
Und ruft die Zeit, in neuen Kampf zu gehen,
Das Banner Östreichs soll zum Siege wehen.

J. E. v. Biejer.



Fl 2776 / 1953

36119 II, C, f

Die Markgrafschaft Mähren.

1. Historisch-geographischer Überblick.

(Lage. — Begrenzung. — Umriss der Geschichte des Landes. — Bodengestaltung, Bewässerung. — Größe und Volkszahl. — Bevölkerung. — Bodenerzeugnisse. — Industrieproducte. — Geistige und materielle Cultur.)



icht die unscheinbarste und schlichteste Perle in der Krone Österreichs ist das Kronland, dessen Schilderung die folgenden Zeilen unternehmen sollen. Zwar blendet sie nicht mit funkeln dem Schimmer das Auge des Beschauers, aber sie leuchtet in ruhigem Glanze und altherwürdig, durch Geschichte und Sage geheiligt, ist der Goldreiß, in den sie gefaßt ist.

Bevor wir dem Zuge der Gebirge, dem Laufe der Flüsse oder der Richtung der Schienenstränge, die das Land durchkreuzen, und den Linien seines vielverzweigten Straßennetzes folgend, die einzelnen malerischen, sagenumwobenen Plätze und Gegenden oder die Sitze blühender, schwungvoll betriebener menschlicher Thätigkeit, deren ein Industrieland ersten Ranges, wie Mähren, besonders viele aufzuweisen hat, aufsuchen und eingehender betrachten, wollen wir zuvörderst im allgemeinen ein Bild des Kronlandes in geographischer und historischer Beziehung zeichnen.

Werfen wir einen Blick auf die Karte, so stellt sich uns Mähren als ziemlich unregelmäßiges Rechteck dar, das, mit Ausnahme von zwei kurzen Strecken, welche an Preußen grenzen, durchaus von österreichischen Kronländern umrahmt ist, und sich zwischen dem $48^{\circ} 10'$ und $50^{\circ} 18'$ nördlicher Breite und zwischen dem $32^{\circ} 47'$ und $36^{\circ} 17'$ östlicher Länge ausdehnt, eine Erstreckung nach Länge und Breite, die schon auf die Länge des Tages, wie den Beginn der Mittagszeit ziemlich Einfluß übt. Vor allem ist die Westseite des Landes, an der es eng mit Böhmen zusammenhängt, wie der Süden, wo es sich an das Herz der Monarchie, das Erz-

herzogthum Nieder-Österreich anschmiegt, für die Geschichte des Landes von hoher Bedeutung gewesen. Dies hängt mit der Beschaffenheit seiner Grenzen, sowie mit der Abdachung des Landes zusammen.

Mähren hat fast überall natürliche Grenzen, im Westen das böhmisch-mährische Plateau, im Norden den Zug der Sudeten, speciell des Geynfes, zum Theil auch die Mohra, Oder und noch mehr gegen Osten die Ostrawiza, nach Südosten den Kamm der Karpathen, auf eine kleine Strecke die March und im Süden den Lauf der vielgewundenen, mit herrlichen Uferlandschaften prangenden Thaya. Aber während der Zug des nördlichen und nordöstlichen Gebirges mit steilen Kuppen und schroffen Zinken emporragt und nur die ziemlich schmalen Thalfurchen des Oder- und Bezwathales, die durch die Senke bei Weißkirchen mit einander zusammenhängen, sich nach Süd und West öffnen, während auch in Ost und Südost die rauhen, waldbedeckten Karpathenberge nur ziemlich enge Durchgangspforten und Pafswege nach Ungarn offen lassen, sind dagegen die westlichen Terrassenlandschaften, welche Mähren mit Böhmen gemeinsam hat, und über deren wellige, größtentheils mit üppigen Saathfeldern und zahlreichen Ansiedelungen bedeckte Oberfläche die mährisch-böhmische Grenze läuft, kein starr sondernder Grenzwall, sondern eher eine landverbindende Scheide; und auch der Süden, gegen welchen Mähren, wie schon der Lauf seines Hauptflusses, der March, anzeigt, in weiten, fruchtbaren Niederungen sich herabsenkt, deutet auf eine organische Verbindung mit dem südlich anstossenden Donaulande.

Daher ist Mährens Geschichte seit den ältesten Zeiten eng verbunden gewesen mit der seines westlichen Nachbarlandes. Vor allem aber ist sie innig verknüpft gewesen mit den Schicksalen der südlichen Donaugestade. Daher lehnt sich die Geschichte Mährens frühzeitig an die Böhmens an, und bevor noch Habsburgs Scepter in den österreichischen Gauen segensreich zu walten begann, wird schon von dem kühnen und ehrgeizigen Přemysliden Ottokar II. der Versuch gemacht, die österreichisch-steierischen Länder mit Böhmen und Mähren dauernd zu vereinigen. Durch die Pforte, die von Norden in das Oder- und Bezwathal führt, wälzten sich schon in grauer Vorzeit die verschiedensten Völkerstämme, wie die Quaden und Markomannen; niemals aber war Mähren mit den in seinem Norden angrenzenden Landschaften in irgend welcher nachhaltiger Verbindung, ebensowenig mit dem magyarischen Osten, obwohl durch die Pässe der Karpathen vor den Zeiten des heiligen Stephan die beutelustigen Ungarn wiederholt in die fruchtbaren Fluren des Mährerlandes verwüstend einbrachen.

So hat uns schon die Umgrenzung des Landes einen Blick auf dessen Geschichte eröffnet und ehe wir daher die geographischen Verhältnisse des Landes, die Plastik und die Erzeugnisse seines Bodens betrachten, wollen wir das Bild seiner wechselvollen und schicksalsreichen Geschichte vor unserm Blick vorübergleiten lassen.

Was den Namen des Landes anbelangt, so ist der Ursprung desselben noch nicht völlig aufgeklärt, nur soviel ist zweifellos, daß er mit dem seines Hauptflusses, March, lateinisch Morava, zusammenhängt. Sehr wahrscheinlich ist es, daß die Bezeichnung des Flusses von dem keltischen Worte mar, das Pferd, herrührt. In den üppigen Auen des Flusses weidete der Kelte sein Ross und übertrug den Namen für dasselbe auch auf den Fluß. Bei den lateinischen Schriftstellern des Mittelalters finden wir die Bezeichnung Mahara, der Slave bildete daraus Morava, und so gab der Marchfluß, der die Markgrafschaft ihrer ganzen Breite nach durchströmt, zu dessen beiden Seiten die gesegnetsten Gefilde liegen, und an dessen Ufern sich die denkwürdigsten Ereignisse abspielten, auch dem Lande seinen Namen.

Über die ältesten Zeiten der mährischen Geschichte ist natürlich tiefes Dunkel gebreitet; nur zahlreiche hochinteressante Funde, die man besonders in den Höhlen von Dchoz, sowie in der Bečičkálá-Höhle gemacht hat, werfen auch in diese vorgegeschichtliche Zeit einen schwachen Schimmer historischer Kunde. Die ältesten Bewohner Mährens, von denen wir wissen und die von den Römern, mit denen sie vielfach in Berührung kamen, den Gebrauch des Eisens lernten, sind die keltischen Bojer. Nachdem die Kelten drei Jahrhunderte lang im ungestörten Besitze dieses Landes verblieben waren, wurden sie durch von Norden her eindringende germanische Stämme, von denen die Markomannen sich westwärts nach Böhmen wandten, während die Quaden sich in Mähren ausbreiteten, aus ihren Wohnsitzen verdrängt. Wie alle keltischen Stämme, verschwindet auch das Volk der Bojer aus der Geschichte. Die Germanenreiche im Norden des Donauwalles aber wurden bald den Römern furchtbar, besonders als der stolze Markomannenfürst Marobud oder Marbod mit starker Hand die Stämme der Markomannen und Quaden vereinigte. Nicht sowohl die Kraft der Legionen, als die Arglist der römischen Staatskunst, welche den Samen der Zwietracht unter die deutschen Heerführer und ihre Gefolgschaften streute, zerstörte auch Marbods mächtiges Reich und der ehrgeizige Markomannenkönig mußte seine letzten Tage in Ravenna verleben, wo der gleißnerische Tiberius ihm ein glänzendes Gefängnis bereitet hatte. Noch einmal wurde der Name der Markomannen, welchen die Römer



König Marbod.

König Marbod.

auch auf die Bewohner Mährens ausdehnten, den Römern furchtbar. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Christi begann nämlich, durch das Vordringen der Slaven von Osten her veranlaßt, ein so gewaltiger Andrang germanischer Stämme gegen die Donaugrenze, daß die Römer zu den Waffen greifen und in dem gewaltigen Markomannenkriege (161 bis 180) — es war dies der letzte Krieg, in dem die römische Kriegskunst gegen die Germanen theilweise siegreich blieb — die Reichsgrenze vertheidigen mußten.

Noch länger als zwei Jahrhunderte nach diesen blutigen Kämpfen behaupteten sich die Markomannen und Quaden in Böhmen und Mähren, bis auch sie in den Stürmen der Völkerwanderung den Einfällen der Hunnen weichen mußten, die ihre verheerenden Scharen über die üppigen Triften Mährens wälzten. Schon aber waren auch slavische Völkerschaften über die Marken des Landes gedrungen und nach dem Zusammenbruche des großen Hunnenreiches ward Mähren der Tummelplatz verschiedener germanischer und slavischer Stämme, bis nach dem Abzuge der Rugen, die von der Wag bis zur Krems herrschten, unter ihrem Könige Fava (oder Feletheus), der kräftigste Stamm unter den slavischen Völkerschaften, die in unser Kronland gedrungen waren, unter dem Namen der Marahanen oder slavisch Morawer (soviel als Marchanwohner) sich in den ausschließlichen Besitz der Marchlandschaften setzte.

Wie fast alle Slavenstämme waren sie seit den ältesten Zeiten Feldbauer, und so boten ihnen diese reichen Fluren den günstigsten Boden; doch nicht lange erfreuten sie sich des ruhigen Besizes ihrer Felder, denn schon in der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts dehnte das Reich der beutegierigen Awaren sich auch über die Grenzen unseres Landes aus, bis der sagenhafte Franke (?) Samo (623—666) die Slaven vom Awarenjoch befreite und ein großes Reich begründete, das aber noch schneller untergieng, als das Marbods und nach dem Tode seines Stifters in mehrere kleinere Fürstenthümer zerfiel. Ungeört konnten sich jetzt die Mährer unter ihren patriarchalischen Fürsten dem Ackerbau und der Landwirtschaft hingeben und schon fieng unter dem ruhmreichen Frankenherrscher Karl dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern der Einfluß des mächtigen Nachbarreiches an, sich geltend zu machen, indem die ersten deutschen Glaubensboten die Christenlehre zu den heidnischen Mähnern trugen, und in dem altherwürdigen untergegangenen Welehrad, das später vorübergehend die glänzende Hauptstadt des großmährischen Reiches war, wie zu Brünn und Olmütz wahrscheinlich schon damals christliche Kirchen entstanden.

Doch die Zwistigkeiten unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen, Ludwig dem Frommen und dessen Söhnen, bewirkten bald die völlige Selbständigkeit Mährens und seiner Theilfürsten, unter denen sich Moimar (oder Moimir), der zu Welehrad herrschte, bald zur höchsten Macht emporschwang, indem er die anderen Fürsten zur Anerkennung seiner

Oberherrschaft zwang und so der Begründer des großmährischen Reiches wurde.

Welehrad (d. h. große Burg), in der Nähe des heutigen Ungarisch-Gradiſch, wurde die Residenz der stolzen und prachtliebenden Könige Großmährens; es war auch berufen, die Wiege des mährischen Christenthums zu werden. Hier erhob sich, die Nebenhügel, welche die weit ausgebehute Stadt umkränzten, rings überschauend, die königliche Burg, hier der prächtige Tempel des slavischen Kriegsgottes Swantewit, zu dessen Dienste der heilige Schimmel Tag und Nacht gefattet und gezäumt in Bereitschaft stand. Er war der Schutzgott der Weinberge und der Feldfrüchte. Ihm zu Ehren wurde jährlich unter dem Jubel des zusammenströmenden Volkes das nationale Erntefest mit großem Gepränge gefeiert. Doch sein und der übrigen Slavengötter Glanz verblich, als Moimir's Herrschaft durch Ludwig den Deutschen gestürzt wurde und dessen Neffe Ratislaw oder Kostislaw den königlichen Thron zu Welehrad bestieg.

Um Mähren auch in kirchlicher Beziehung vom deutschen Reiche unabhängig zu machen, schickte dieser Fürst auf Anregung seiner Gemahlin Miloslawa im Jahre 863 eine Gesandtschaft an den Hof in Byzanz, um von dem oströmischen Kaiser Michael christliche Priester und Glaubensboten zu erbitten.

Im Frühjahr des genannten Jahres kamen die beiden Slavenapostel Konstantin und Methodios, von denen der erstere bereits ein slavisches Alphabet zusammengestellt und Theile der heiligen Schrift ins Slavische übersetzt hatte, nach Welehrad und entzündeten hier die Leuchte des christlichen



Welehrad.

Glaubens, welche bereits schon früher im mährischen Lande aufgeslammmt war, für immer. Sie bedienten sich sowohl bei dem Lesen der Messe, wie bei den sonstigen kirchlichen Verrichtungen der slavischen Sprache und schufen dadurch die slavische Liturgie. Konstantin weihte da, wo heutigen Tages die von der Glorie nationaler Tradition umstrahlte Friedhofskapelle des Marktsiedens Welehrad steht, das erste christliche Gotteshaus im Banne der Königsburg ein, in welcher bald darauf der Böhmenherzog Boriwoy, der Gemahl der heiligen Ludmilla, getauft wurde.

Viel mußten die beiden Brüder von den Feinden des Christenglaubens, wie auch besonders von den bairischen Glaubensboten, welche die slavische Liturgie und Kirchenverfassung befehdeten, erdulden, deshalb reisten sie schon im Frühjahr 867 nach Rom, um des Papstes Fürsprache und Entscheidung einzuholen. Damals war es, wo der sanfte, fränkliche Konstantin in ein Kloster zu Rom trat und den Namen Kyrillos annahm; er starb schon zwei Jahre darauf, während die kirchlichen Kämpfe, die in Mähren heftiger denn je ausgebrochen waren, den thatkräftigen Methodios noch mehrere Male veranlaßten, nach Rom zu pilgern und des Papstes Schutz anzusuchen, bis er von diesem unter Bestätigung aller seiner Anordnungen zum Erzbischofe von Pannonien und Mähren ernannt wurde.

Doch Methods fürstlicher Gönner Rastislaw wurde bald von Ludwig dem Deutschen bekriegt und, von seinem eigenen Neffen Swatopluk verrathen, an Ludwigs Sohn Karlmann ausgeliefert, der ihn zu Regensburg blenden ließ und hierauf bis zu seinem Tode in klösterlicher Haft behielt. Doch Swatopluk, den Karlmann an die Spitze eines Heeres gegen die aufständischen Mährer stellte, verband sich mit seinem Volke gegen die Franken und der langwierige Krieg, den der kühne Empörer mit dem ostfränkischen Reiche führte, endigte schließlich mit der Anerkennung der Unabhängigkeit des großmährischen Reiches unter fränkischer Oberhoheit.

Mit kräftiger Hand herrschte Swatopluk über das weite großmährische Reich und bald änderte er auch die kirchlichen Verhältnisse desselben. Zwar war Swatopluk anfangs dem Erzbischofe Method mit inniger Freundlichkeit zugethan, doch bald stimmten die zahlreichen Reider und Feinde des Apostels des Königs stolzen Sinn um und führten einen Anlaß herbei, um Methodios vollständig in Ungnade zu bringen.

Einst hatte Swatopofuk, als er mit glänzendem Gefolge auf die Jagd gezogen war, dem Erzbischofe die Weisung hinterlassen, mit der Messe auf seine Heimkehr zu warten. Als jedoch die Mittagszeit schon herangerückt und die Kirche mit Andächtigen, die des Messopfers harften, gefüllt war, begann Method den Gottesdienst; gegen Ende desselben kam der König mit seinem Gefolge zur Kirchenpforte geritten, und ergrimmt, daß man seinem Befehle zu trotzen gewagt, gab er den Befehl, zu Ross ins Schiff der Kirche zu sprengen; erst an den Stufen des Altars hielt der lästerliche Zug; entsetzt

floß der messelende Priester; da sprach Methodios einen furchtbaren Bannfluch über den königlichen Frevler und sein ganzes Geschlecht aus. Grauenhaft sollte derselbe in Erfüllung gehen, denn nachdem der greise Slavapostel bald darauf gramgebeugt verschieden war, sollte auch Swatopluk's und des ganzen großmährischen Reiches Herrlichkeit nicht lange mehr währen.

Swatopluk starb im Jahre 894 nach einer unglücklichen Schlacht, geistig und körperlich gepeinigt, und nach schrecklichem blutigen Bruderzwiste, der unter den Söhnen des verstorbenen Königs ausbrach, ward das großmährische Reich zugleich eine Beute der Böhmen und Ungarn, deren verheerende Raubzüge die Blüte des Landes knickten. Das stolze Bekehrad, der glänzende Fürstensitz der Moimariden, ward im Jahre 904 zerstört, und nie wieder erhob sich die einst so blühende und volkreiche Stadt aus dem Schutte der Verwüstung. Swatobog, der letzte König Großmährens, starb als Einsiedler in einer rauhen Bergwildnis.

Nicht lange blieb Mähren im getheilten Besitze der Böhmen und Ungarn; bald unterstützten Böhmens Herzoge die deutschen Fürsten, um den verheerenden Raubzügen der Magyaren, deren Kraft auf dem Lechfelde gänzlich gebrochen ward, Einhalt zu thun und der Böhmenherzog Boleslaw I. vereinigte ganz Mähren mit Böhmen, während sein Sohn

Boleslaw II. durch die Gründung des Bisthums Prag (973) Mähren auch in kirchlicher Beziehung an Böhmen und mittelbar ans deutsche Reich knüpfte, denn das Prager Bisthum unterstand dem Erzbischofe von Mainz.

Mit den Přemysliden, deren Scepter nun über Mähren herrschte, beginnt der Einfluß deutscher Cultur und Verfassung im Mährerlande zu wachsen und bald, besonders unter den späteren Fürsten dieses Hauses, werden Scharen betriebamer deutscher Colonisten in das theilweise entvölkerte Land gezogen; besonders das nordwestliche und nördliche Gebirge wird von den Deutschen besiedelt und nun schürfte der deutsche Bergmann in den gold- und erzeichen Aern des Gesenkes nach den kostbaren Schätzen. Viele Namen von Dörfern und Flecken im nördlichen Mähren, wie Goldenstein, ferner das



Konstantin und Methodios.

alte Goldeck, später Altstadt genannt, u. s. w., deuten auf den einstigen Reichthum dieser Gegenden, wo nur selten mehr der Hammer des Bergmanns klingt, während jetzt in den ärmlichen Dorfhütten der fleißigen Gebirgsbewohner unablässig das Spinnrad schnurrt und die Spindel schwirrt.

Mit der deutschen Colonisation zu den Zeiten der Přemysliden aber änderte sich gar bald auch die ganze Verfassung des Landes; Städte nach deutschem Rechte erstanden und die patriarchalische Verfassung der slavischen Gemeinwesen, die Eintheilung des Landes in Zupen, wich bald ganz dem vom deutschen Reiche überkommenen Lehenswesen.

Doch die Herrschaft der Přemysliden in Mähren war im Anfange keineswegs glücklich; der tapfere Polenherzog Boleslaw Chrobri eroberte fast das ganze Land, bis der böhmische Achilles, Břetislav, die Polen aus Mähren vertrieb und das Land aus der Hand seines Vaters als Herzogthum Mähren erhielt. Eingedenk der einstigen Größe und Macht dieses Landes soll Břetislav Thränen vergossen haben, da er das stolze Welehrad in Trümmern, und alle heiligen Stätten frevelhaft entweiht sah; wohl mag er mit wehmüthigen Erinnerungen seinen Trunk aus dem Brunnen geschöpft haben, der im westlichen Walde bei Welehrad hervorquillt und der noch jetzt das „Goldbrünnl“ heißt, aus dem einst der ruhmreichste König Großmährens seinen Jagdbecher gefüllt hatte.

Als Břetislav Herzog von Böhmen geworden, machte er seinen ältesten Sohn Spitihněw zum Herzoge von Mähren, der zu Olmütz seinen Fürstenthum aufschlug, und fortan blieb Mähren ein Vasallenland der böhmischen Großherzoge und ward zu einer Markgrafschaft gemacht, als Wladislav, bisher Herzog von Znaim, als Lehensfürst der böhmischen Krone mit dem Titel eines Markgrafen ausgestattet wurde. Die Erbfolgeordnung Břetislavs (vom Jahre 1054) bewirkte, daß die jüngeren Glieder des přemyslidiſchen Hauses mit Theilsfürstenthümern in Mähren ausgestattet wurden; sie waren, obwohl Herzoge genannt, dem Markgrafen untergeordnet und herrschten zu Brünn, Olmütz, Lundenburg, Zammitz: Orten, die seit den ältesten Zeiten für die Geschichte des Landes denkwürdig sind; besonders erhob sich Olmütz, wo im Jahre 1063 ein eigenes mährisches Bisthum errichtet wurde, zum altherwürdigen Mittelpunkt des ganzen Landes.

Doch des Landes Blüthe ward nicht nur durch die unaufröhrlichen Fehden der einzelnen Fürsten des přemyslidiſchen Geschlechtes, sondern vor allem durch den furchtbaren Einbruch der Mongolenhorden gebrochen, die sich durch die Obergpforte auf die blühenden Marchgesilde stürzten, bis sie an den Mauern von Olmütz der heldenkühne Jaroslaw von Sternberg aufs Haupt schlug, worauf sich ihre zügellosen Scharen nach Ungarn wandten. Noch jetzt erzählt die Sage von der entsetzlichen Noth eines Christenhäufleins am walдумkrönten Gipfel des Hosteinerberges; wir wollen der Sage lauschen, wenn uns unsere Wanderung zum romantisch gelegenen Berge selbst führt.

Brand und Verwüstung bezeichneten den Zug der asiatischen Nomaden; doch bald erhob sich das Mährerland unter der Herrschaft des hochstrebenden ehrgeizigen Markgrafen Přemysl Ottokar II., den die Deutschen den goldenen, seine Feinde aber den eisernen nannten. Ihm zur Seite, als er auch König von Böhmen geworden, waltete, segensreich für unser mährisches Land, sein berühmter Kanzler Bruno (Braun), Bischof von Olmütz, aus deutschem Grafengeschlechte stammend, der auch nach dem Sturze des Böhmenkönigs, von Rudolf von Habsburg hochgeachtet, im Dienste seines Landes und seines bischöflichen Sprengels unablässig thätig war; er ist in der Mauritinskirche zu Kremsier, die er gegründet hatte, bestattet. Ottokars Plan, Österreich und Steiermark mit Böhmen und Mähren zu vereinigen, scheiterte an dem Widerstande des unter dem Stifter des glorreichen habsburgischen Kaiserhauses neu-ausblühenden Deutschen Reiches. Nach der für Ottokar so verhängnisvollen Schlacht auf der Marchebene wurde der des Waffenschmuckes und der Kriegskleidung entblößte, mit siebenzehn Wunden bedeckte Leichnam des Böhmenkönigs nach Znaim, welches Ottokars Vater fast gänzlich neu wieder auferbaut und Ottokar selbst wiederholt reich beschenkt hatte, gebracht und in der dortigen Minoritenkirche bestattet; erst nach achtzehn Jahren wurde er nach Prag überführt.

Tragisch war das Ende des einst so glänzenden Přemyslidenengeschlechtes; der Letzte dieses Hauses, der jugendliche Wenzel III. wurde in seinem achtzehnten Lebensjahre in dem finsternen Gange der Fürstenburg zu Olmütz, des jetzigen fürsterzbischöflichen Schlosses, von Konrad von Mühldorf ermordet. Wechselvoll waren die Schicksale Mährens nach dem Ausgange dieses erlauchten Fürstenstammes. Nur vorübergehend erlangte das habsburgische Haus den Besitz der Markgrafschaft, bis Friedrich der Schöne dieselbe dauernd an Johann von Luxemburg vergab. Letzterer übertrug die Markgrafschaft im Jahre 1311 an seinen mit allen Gaben des Geistes geschmückten, für das Wohl seiner



Přemysl Ottokar II.

Erbländer väterlich besorgten Sohn Karl, der als deutscher Kaiser nachmals den Namen des Vierten führte. Ein glänzender Ritterstand zog mit dem prachtliebenden luxemburgischen Fürsten in unser Land ein und die vielen theils ganz verfallenen, theils noch in trotziger Kraft auf unzugänglicher Felsenhöhe emporstarrenden Rittereschlöffer unseres burgenreichen Landes geben Zeugnis von der Entfaltung ritterlichen Lebens in der Markgrafschaft. Adelsgeschlechter, deren Namen weit über Mährens Grenzen hellen Klang hatten, wie die Cimburge, Pernsteine, Krawatz, Boskowitz, Sowinece, erfüllten das Land mit Erzählungen von ihren Thaten und Fahrten, freilich ebenso oft auch den Dienern der Kirche oder dem friedlichen Bürger und dem fleißigen Landmann Furcht und Entsetzen einflößend.

Besonders hob sich Mähren unter der fürsorglichen Regierung des Markgrafen Karl, der die Landesordnung verbesserte und durch die Errichtung der beiden Landtafeln zu Brünn und Olmütz (1348) die Rechtsverhältnisse regelte. Berühmte mährische Gelehrte, so Hussens Lehrer, Stanislaw von Znaim und Joh. Milic von Kremsier, wirkten an der Prager Universität; Handel und Gewerbe wurden gefördert und die städtischen Gemeinwesen, unter ihnen besonders Brünn und Olmütz, blühten mächtig empor.

Aber unheilvolle Zeiten brachen bald wieder über das mährische Land herein, als zwischen Wenzel und seinem Bruder Sigismund, dem der Markgraf Jodok hilfreich zur Seite stand, erbitterte Fehde ausbrach und von den Anhängern Hussens unter dem Panier des Kelches die Brandsackel der Empörung ins Land geschleudert wurde. Schrecklich wütheten die Scharen Hussens in den gegneten Fluren der Markgrafschaft. Noch zeigt man mörderische Bauernwaffen aus der Zeit der Hussitenkämpfe im Schlosse zu Böttau, woselbst auch der Helm Ziska's aufbewahrt wird, dessen Visier nur eine Oeffnung für das eine Auge des Feldherrn hatte; doch ist es zweifelhaft, ob die wuchtige Helmkappe wirklich auf dem Haupte des Taboritenführers gefessen hat. Aber auch nachdem es Sigismund selbst, sowie seinem Schwiegersohne, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, dem er schon früher vier mährische Städte, Zglau, Znaim, Zannitz und Pohrlitz, verpfändet und dem er im Jahre 1423 die Markgrafschaft Mähren als böhmisches Lehen gänzlich übergab, gelungen war, der hussitischen Bewegung Einhalt zu gebieten, dauerten die religiösen Wirren noch lange fort. Manche segensreiche That erblühte auch aus ihnen dem Lande, indem die stillen Gemeinden der mährischen Brüder, die dem Kelche treu geblieben waren, aber schon längst das Schwert und die Pike mit dem Andachtsbuche vertauscht hatten, manche nützliche Einrichtungen schufen und dem Lande viele erleuchtete Männer schenkten. Durch sie ward Gutenbergs Kunst nach Mähren verpflanzt, allenthalben entstanden, oft im Geheimen und Verborgenen, Buchdruckereien, die das Wort Gottes vervielfältigten und erbauend und belehrend wirkten.

Aus den Reihen der mährischen Bruderschaft gieng in den drangsalvollen Zeiten des 30jährigen Krieges ein Mann hervor, der eine Zierde seines



Kaiser Ferdinand I.

Bahrhunderts, unablässig im Dienste der Schule und der Aufklärung thätig war und von dem eine vollständige Reform des Jugendunterrichts im Sinne der Anschauung angebahnt wurde, nämlich Johann Amos Comenius.

Doch noch sind wir nicht in der Erzählung der geschichtlichen Ereignisse bis zu diesen Zeiten vorge drungen. Noch mußte die Markgrafschaft nach dem frühzeitigen Tode Albrechts und dessen nachgeborenen Sohnes Ladislaus die Einfälle des Ungarnkönigs Mathias Corvin über sich ergehen lassen, ehe nach dem Tode des aus dem mährischen Adelsgeschlechte der Kunststadt entsprossenen Georg von Poděbrad (1471) und nach den Ereignissen, die auf denselben bis zur Schlacht bei Mohacs folgten, das habsburgische Fürstenhaus mit der Krone Böhmens zugleich dauernd die mährische Markgrafschaft erhielt.

Ferdinand I. gab dem Lande eine neue Rechtsordnung, da das von Ctibor von Cimburg zusammengestellte Tobitschauer Rechtsbuch nicht mehr genügte. Aber nicht lange währten ruhige und geordnete Zustände im Lande, die unheilvollen Religionskriege warfen ihre Wogen auch nach Mähren. Doch bald wurde die Empörung der mährischen Stände unterdrückt, besonders war es der Cardinal Franz von Dietrichstein, Bischof von Olmütz, der mit eiserner Hand im Dienste seiner Kirche wirkte. Erst als die Stürme der aufständischen Bewegung und die unheilvollen Religionskämpfe vorübergegangen waren, konnte die weise Sorgfalt und rastlose Regententhätigkeit, welche Habsburgs Herrscher entfalteteten und womit sie ihr ganzes weites Ländergebiet umfaßten, auch für das mährische Land reiche und dauernde Früchte tragen.

Aus den Tagen des Aufruhrs und Abfalls der mährischen Stände ragt die edle Gestalt des patriotischen Landeshauptmannes von Mähren Karls von Zerotin, hervor, der unablässig thätig war, den Frieden zwischen Kaiser und Land herzustellen, sowie vaterländische Sitte und Sprache vor dem Verfall zu bewahren, wie sein berühmter Erlass, den er an den Magistrat von Olmütz gerichtet, beweist. Obwohl er in Böhmen (zu Brandeis 14. September 1564) geboren war, gehörte doch sein ganzes Leben dem mährischen Lande, wohin er in frühester Jugend gekommen. Als er im späteren Alter seine edelsten Bestrebungen verkannt und angefeindet sah, wollte er sich grollend aus Mähren zurückziehen, doch der Zug seines Herzens führte ihn rasch wieder dahin zurück; er beschloß seine letzten Lebenstage auf seinem Schlosse zu Prerau in stiller Zurückgezogenheit, im Kreise edler gleichgesinnter Freunde, nur den Studien und wissenschaftlichen Bestrebungen hingegeben, im Jahre 1636.

Sein Leben, wie das des milden und hochherzigen Comenius, der die Leuchte aufklärender Bildung in seine düstere Zeit hineintrug, fällt in die Periode des 30jährigen Krieges, unter dessen Greueln und Schrecken auch unser Land viel zu leiden hatte. Viele blühende Landstriche wurden von den Schweden verödet, manche volkreiche, gewerbsleißige Stadt zerstört oder doch um ihren ganzen Wohlstand gebracht, doch lieferten auch viele Städte, so vor allem die Hauptstadt des Landes, glänzende Proben der Ausdauer und Tapferkeit ihrer Bürger. Denkwürdig ist die Vertheidigung Brünns, welches unter dem Befehle des kühnen Generals Ludwig Raduit de Souches während

einer fünfzehnwöchentlichen Belagerung den Siegesmuth der Torstenou'schen Truppen zu nichte machte (1645). Seitwärts vom Hochaltare der Stadtpfarrkirche zu St. Jacob befindet sich das schmucklose Grabmal des Bertheidigers der Stadt. Diefes selbst erhielt von Kaiser Ferdinand III. wegen ihrer heldenmüthigen Ausdauer das Vorrecht, in ihr Stadtwappen den kaiserlichen Namensbuchstaben F. III. aufzunehmen, ein auszeichnendes Privilegium, dessen sie sich noch gegenwärtig bedient.

Dem 30jährigen Kriege folgte allenthalben eine furchtbare Verwilderung der Sitten, die sich namentlich in einem finsternen starren Aberglauben äußerte; auch auf unser Land, besonders auf die nördlichen Gegenden desselben, senkten sich die schwarzen Schatten blinden Vorurtheils.

Insbefondere war das liebliche Thal des Teschflusses, in dessen waldumkränzte, mit Ortschaften übersäete Gefilde die ehrwürdigen Gebirgshäupter des Spieglißer und Glazer Gebirges herabnickten, der Schauplatz empörender Hexenverfolgungen, vor denen selbst die Diener der Kirche nicht gesiebt waren, wie die Hinrichtung des gelehrten Dechanten Christoph Moïss Lautner, beweist, der 1685 zu Müglitz unter ungeheurer Volkszulauf lebendig verbrannt wurde.

Doch diese finsternen Zeiten wichen endlich duldsameren und edlerdenkenden Jahrhunderten. Während sich bald unter der Regierung der habsbürgischen Fürsten als Glied eines großen Ganzen, dem all die Wohlthaten einer geordneten Verwaltung und Rechtspflege, sowie umsichtiger Förderung von Kunst und Gewerbe, Handel und Industrie zu statten kamen. Besonders in letzterer Beziehung war die Regierung Kaiser Karls VI. von heilsamstem Einflusse für das Land. Auf seine Fürsorge vor allem ist der Aufschwung zurückzuführen, den die Tuchindustrie in unserem Kronlande zu nehmen begann; bisher wurden die Schäfer für ehrlos gehalten (wie die Abdecker), erst jetzt (1717) wurden sie zu einer ehrlichen Handwerkerzunft vereinigt.

Unvergeßlich sind ferner für unser Kronland die Zeiten, in denen die große Kaiserin Maria Theresia und ihr erleuchteter Sohn das Scepter führten. Alle Wunden, die die schlesischen Kriege, der 7jährige Krieg durch die wiederholten Einmärsche der feindlichen Truppen dem Lande schlugen, wurden durch die unermüthlichen, auf das Wohl und den Aufschwung ihrer Länder



Karl von Zerotin.

gerichteten Bestrebungen der beiden genannten Herrscher bald geheilt. Der Zusammenkunft, welche Kaiser Josef II. mit Friedrich von Preußen im Feldlager bei Oßchan am Ufer des Blattaflusses hatte, folgte bald der dauernde Friede der beiden Staaten.

Die Thätigkeit der edlen Kaiserin Maria Theresia und ihres großen Sohnes war besonders auf Hebung der Schule und der Volksbildung gerichtet und Mähren kann stolz sein, einen Mann unter seine Söhne zählen zu dürfen, dessen erleuchtetem Worte es vor allem zuzuschreiben ist, daß der letzte Rest des finsternen Mittelalters, die Tortur, abgeschafft wurde. Sonnenfels war es, in dessen Gegenwart Maria Theresia das Patent zur Aufhebung der peinlichen Tortur unterzeichnete, nachdem die Kaiserin den beredten Worten des edlen Rechtslehrers mit tiefer Nührung gelauscht hatte.

Von des Kaisers Josef II., des unvergeßlichen und ruhmgekrönten Menschenfreundes auf dem Throne, Liebe zu dem Lande und seinen Bewohnern und der hohen Achtung, welche dieser Monarch vor dem Bauernstande hatte, gibt auf mährischem Boden ein seltenes Denkmal beredtes Zeugnis. Auf dem Felde bei Slawikowitz, in der Nähe von Neu-Kauznitz steht eine von den mährischen Ständen im Jahre 1831 errichtete eiserne Pyramide, die, auf mächtigem Quadersockel ruhend, an ihrer Spitze einen Adler mit stolz ausgebreiteten Schwingen trägt und deren Inschrift eine der schönsten Thaten des Kaisers verewigt. Auf diesem Acker war es nämlich, wo Josef II. einem ackernden Bauer den Pflug nahm, um selbst eine Furche zu ziehen und so den Stand des Landmannes zu ehren.

Die Zeiten Kaiser Franz I. brachten über Mähren wieder schwere Kriegsheimsuchung durch die Napoleonischen Feldzüge; russische und französische Truppen durchzogen das Land; bei Austerlitz erdröhte am 2. December 1804 der Donner der Kanonen. Noch zeigt man im fürstlich Kaunitz'schen Schlosse dortselbst das Zimmer mit den barocken Rococomöbeln, den kostbaren Gobelins und den verblaßten in schweren Goldrahmen hängenden Bildern, in welchem Napoleon nach der siegreichen Dreikaiserjchlacht geschlafen hat; es ist daselbe Prunkgemach, in dem auch Maria Theresia, Josef II. und Kaiser Franz übernachtet haben sollen.

Der Friedensobelisk auf dem Brünner Franzensberge, dessen Hintergrund ein schöner Porticus im griechischen Stile bildet und der in seiner würdevollen Einfachheit sich so wirkungsvoll von den prächtigen Boskets des wohlgepflegten Gartens abhebt, ist ein Zeugnis dankbarer Treue, womit die Bewohner der Landeshauptstadt nach der Beendigung der langwierigen französischen Kriege den geliebten Kaiser ehrten und seine segensreiche Friedensthätigkeit anerkannten. Der Grundstein zu dem schmuckreichen Denkmal wurde im Jahre 1818 von dem damaligen Kronprinzen Ferdinand gelegt.

So hat uns der Lauf der vaterländischen Geschichte bis nahe an unsere Tage geführt. Wem wäre wohl die Herrscherthätigkeit unseres jetzt regierenden

allgeliebten Kaisers unbekannt! Zu Olmütz war es, wo am 2. December des Jahres 1848 im großen Saale des fürsterzbischöflichen Palais Erzherzog Franz Karl, der Vater des jetzt regierenden Monarchen, nach Verzichtleistung



Kaiser Josef II.

auf die Thronfolge, die Krone seinem ältesten Sohne, Franz Josef I., übertrug. Stürmisch war der Beginn dieser Regierung, doch seinem erhabenen Lösungsworte: „mit vereinten Kräften“ getreu und alle seine Länder mit gleicher

Liebe umfassend, schenkte Franz Josef denselben die Segnungen einer freiheitlichen Verfassung und im Bunde mit den anderen Kronländern erstarkte auch Mährens innere Blüthe und der Wohlstand hob sich wie nie zuvor.

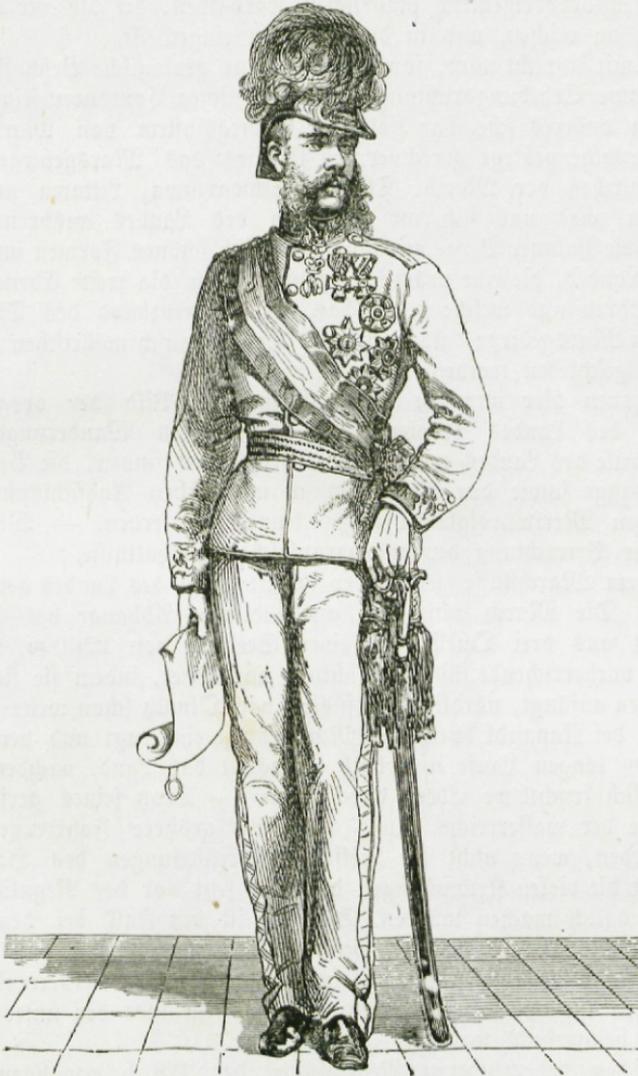
Ehe wir jedoch diesen erfreulichen Verhältnissen des Volkswohles, wie es sich in dem Aufschwunge von Gewerbe und Handel, von geistiger und materieller Cultur in so deutlicher Weise kundgibt, unsere Aufmerksamkeit schenken, wollen wir zunächst den Boden des Landes betrachten, auf dem all die denkwürdigen Ereignisse, die wir soeben betrachtet haben, sich abspielten.

Zuvor noch sei im Anschlusse an das Gesichtsbild des Landeswappens gedacht. Unter Wenzel II. erscheint der geschachte mährische Adler zum erstenmale; seit den Luxemburgern ist der nach rechts schauende, weiß und roth geschachte gekrönte Adler im blauen Felde das Landeswappen; Kaiser Friedrich IV. gestattete im Jahre 1462 den mährischen Ständen den gold- und rothgeschachten Adler im blauen Felde zu tragen, der von da ab das eigentliche Wappen der Markgrafschaft blieb, doch hat sich das ältere Wappen noch im Gebrauche erhalten. Die Landesfarben sind Gold, Roth und Blau.

Die Markgrafschaft Mähren mit einem Flächeninhalte von 22.292.610 km² ist das fünftgrößte Kronland der österreichischen Ländergruppe. Die Gestaltung seiner Bodenoberfläche ist außerordentlich mannigfaltig. Tiefland wechselt mit Hochland, während das eigentliche Gebirge sich mehr im Norden und Osten des Landes zusammendrängt. Von den großen europäischen Gebirgen hat das Land an dem deutschen Mittelgebirge und den Karpathen Antheil. Die Furche der Oder, die Senke bei Weißkirchen, der Lauf der oberen Beöwa und die March trennen diese beiden Gebirgssysteme von einander. Die Hauptabdachung des Landes ist eine südliche, das kleine Obergebiet fällt gegen Nordost ab. Im Westen des Landes zieht sich mit vorherrschender Richtung von Südwest nach Nordost das böhmisch-mährische Hochland, ohne ausgesprochenen Gebirgscharakter, obwohl die oft scharf und tief eingerissenen Flussläufe, die, größtentheils der March zueilend, ebensovieler oft sehr enge Querthäler bilden, so wie die vielen dem Haupttrüben aufgesetzten Kuppen einzelnen Theilen dieses Plateaus eine Gebirgsphysiognomie aufdrücken.

Durch eine Linie, welche vom Marchflusse beginnend, längs der mährischen Szawa aufwärts streicht, dann über die Senkung von Böhmischem Trübau zur stillen Adler und Neisse sich hinzieht, wird das böhmisch-mährische Plateau, dessen mittlere Seehöhe durchschnittlich 500m beträgt, von dem Zuge der Sudeten, von denen für Mähren nur die östlichen Theile in Betracht kommen, geschieden. Die Hauptrichtung derselben, deren Länge in Mähren etwa 260km beträgt, geht von Nordwest nach Südost und ihr Charakter ist zumeist der eines bergigen Hochlandes, doch mit scharf ausgeprägter auf demselben aufgesetzter Bergkette. Die mährischen

Sudeten zerfallen in zwei Theile, in die Gruppe des Spieglicher Schneebergs und in das eigentliche Gefenke.



Kaiser Franz Josef I.

An der östlichen und nordöstlichen Grenze gegen Ungarn und Galizien streicht das Karpathengebirge mit einem vollkommen zusammenhängenden Haupttrücken und einer durchschnittlichen Kammhöhe von 630 bis 790^m; außer-

dem wird das westliche Mähren noch von vielen zum Hauptkamme anfänglich parallel streichenden Gliedern angefüllt. Die Karpathen werden in Mähren in die weißen oder eigentlich mährischen Karpathen, die bis zur Quelle der Oberen Bečwa reichen, und in die Bestiden eingetheilt.

Nicht mit Unrecht wird, sowohl was seine geologische Beschaffenheit als die gemeinsame Erhebungsrichtung und die ähnlichen Contouren seiner Kuppen betrifft, ein anderes scheinbar isoliertes Gebirgssystem von Manchen noch zu dem Karpathengebirge gerechnet; es ist dies das Marsgebirge, welches von den Furchen der March, Thaya, Schwarzawa, Littawa und Hanna eingeschlossen wird und sich im Südosten des Landes ausbreitet. Ganz isoliert sind die Polauer Berge mit ihren malerisch schönen Formen im äußersten Süden des Landes, die eine prächtige Fernsicht über die weite Ebene zu ihren Füßen gewähren und welche durch das breite Grenzband des Thayaflusses sowohl vom Marsgebirge, als auch von dem böhmisch-mährischen Höhenzuge vollkommen geschieden werden.

Wir haben hier nur ein ganz allgemeines Bild der orographischen Verhältnisse des Landes geboten, erst auf unseren Wanderungen in die einzelnen Theile des Landes werden wir Gelegenheit finden, die Verzweigung der Gebirgskzüge sowie den Reichthum an malerischen Aussichtspunkten und geographischen Merkwürdigkeiten näher kennen zu lernen. — Wir wenden uns nun zur Betrachtung der hydrographischen Verhältnisse.

Mit dem Marchflusse gehört der größte Theil des Landes dem Donaugebiete an. Die March entspringt am südlichen Abhange des Spieglinger Schneebergs aus drei Quellen in einer Seehöhe von 1260 m, nimmt bei Müglitz die vorherrschende südliche Richtung an, bildet, indem sie sich vielfach zu verzweigen anfängt, nördlich und südlich von Olmütz schon weite grasreiche Auen, wird bei Kapajedl durch das Marsgebirge eingeengt und verläßt nach einem 310 km langen Laufe unterhalb Landskron das Land, nachdem sie eine außerordentlich fruchtbare Ebene durchflossen. — Trotz seines geringen Gefälles könnte der wasserreiche Fluß auch für größere Fahrzeuge schiffbar gemacht werden, wenn nicht die vielfachen Verästelungen des Hauptstrombettes, sowie die vielen Krümmungen dies bis jetzt vor der Regulierung des Flusses unmöglich machen würden. Dasselbe ist der Fall bei den anderen wasserreichen Flüssen des Landes, besonders bei der Thaya, ein Umstand, der auch Ursache der vielen fast regelmäßig eintretenden verheerenden Überschwemmungen ist, von denen besonders die Ufergelände der unteren March und Thaya heimgesucht werden.

Unter den bedeutenderen Nebenflüssen der March erwähnen wir am linken Ufer die malerische Tesš, die aus der Altvatergruppe in zwei reißenden Gebirgsbächen herabschäumt, ferner die Bečwa, die gleichfalls aus zwei Quellen entsteht, von denen die eine, die Unter-Bečwa an der Wyřoka entspringt und das freundliche Thal von Rožnau bildet, während die andere,



Schlöß Giegrub.

die Ober-Bečwa, in weitem Bogen fließend, erst bei Walachisch-Meseritsch sich mit der ersteren vereinigt. Eine breites, reiches Thal durchziehend mündet der vereinigte Fluß gegenüber von Krenstier. Wir übergehen die anderen kleineren Nebenflüsse am linken Ufer wie die Kusawa und Ošawa und nennen, von den rechtsseitigen Zuflüssen, im Norden beginnend, zunächst die mährische Szawa, dann die Hanna, die anfänglich ein enges Waldthal bildend, bald die eigentliche Kornammer Mährens, die üppige Hanna-Ebene, durchfließt und bei Rojetein in die March fällt.

Der wichtigste Nebenfluß der March ist die Thaya. Diese entsteht aus zwei Quellbächen, der deutschen und mährischen Thaya, welche sich bei Raabs mit einander vereinigen, und durchzieht auf ihrem weiteren mäandrisch gewundenen, das Auge durch die herrlichsten Landschaftsbilder ergötzenden, an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Laufe einen der schönsten Theile des mährischen Landes. Ebenso ausgezeichnet durch die wechselvolle Pracht ihrer Ufer sind die von Norden kommende Zwittawa und Schwarzawa, von denen die erstere ein Nebenfluß der letzteren ist, während die Schwarzawa wieder als Nebenfluß der Zglawa zu betrachten ist, mit welcher sie sich kurz vor deren Einmündung in die Thaya vereinigt. Die letztere ergießt sich, nachdem sie hart an dem Fuße der Polauerberge vorbeigestossen, in ungemein tragem Laufe bei Hohenau in die March. Der Schwarzawa fließen links unter Anderen die Frischawa (bei Ingrowitz) der Lauckabach (bei Tschnowitz) und rechts außer der Zwittawa noch bei Groß-Seelowitz die Cesawa zu. Als ein weiterer wichtigerer Nebenfluß der Zglawa ist noch die bei Eibenschütz mündende Oslawa anzusehen.

Nur ein kleiner Theil Mährens ist Oderland, noch ein weit kleinerer Elbeland. Die eigentliche Oder entspringt in einer Höhe von 600m am Ostabhange des Pieselberges, durchfließt zunächst ein rauhes und kaltes Querthal, erweitert sich unterhalb Odrau, bis dann der Fluß das freundliche, obstreiche Kuhländchen, sogenannt nach dem Geschlechte der Kravaře, das hier einst mächtig war, durchläuft, bildet dann von der Mündung der Oppa bis zu jener der Ostrawitz — beide wichtigere Nebenflüsse der Oder auf mährischem Boden — die Grenze zwischen Mähren und dem preussischen Gebiete und verläßt das Kronland nach einem 110km langen Laufe. Außer den beiden genannten Nebenflüssen der Oder ist noch die Mohra, die an der hohen Haide ihren Ursprung hat, dann die Lubina, die von dem sagenumkrönten Radhost kommt, der muntere Titschbach, sowie die Olsa zu nennen. Das Gebiet der Elbe beträgt in Mähren nur etwa 220□km und wird nur durch einige Bäche und kleinere Zuflüsse der Lužniz und Szawa gebildet.

Der herrlichen Gebirgsseen unserer Alpen mit ihrer freundlichen oder düsteren Uferumrandung entbehrt Mähren ganz; nur wenige Teiche, an denen es einst so reich war, deren Boden aber meist in Ackerland umgewandelt wurde, breiten sich noch an manchen Stellen des mährischen Plateaulandes

sowie in seerartiger Ausdehnung in dem ungeheuern Parkgebiete von Eisgrub aus.

Dagegen ist Mähren ungemein reich an mineralhaltigen Quellen und Gesundbrunnen, die noch dazu, wie vor allem die berühmtesten Badeorte Mährens, Ullersdorf, Tepliz, Lohatschowitz, in den lieblichsten und anmuthigsten Gegenden gelegen sind, gleichsam als wollte die Natur dem vom Siechthum ermatteten Leibe nicht bloß den heilkräftigen Trank spenden, sondern als wollte sie ihn auch in köstlich schöner Schale credenzen. Außer an den genannten Curorten finden sich in Mähren noch an vielen anderen Plätzen, so bei Zglau, bei Römerstadt, Kapajedl, in der Nähe von Mährisch-Trübau zu Großplatein, Kosteletz und an mehreren anderen Orten Mineralquellen und zwar theils Säuerlinge (Tepliz), theils Schwefelquellen (Ullersdorf), theils Eisen- und Stahlquellen, theils Natronquellen (Lohatschowitz). Eine besondere Erwähnung verdient die Molkencuranstalt in dem idyllisch schönen Rožnau.

Werfen wir noch einen Blick auf Klima, Pflanzen- und Thierwelt des Landes, so sind zunächst die klimatischen Verhältnisse durchaus günstig. Zwar haben die Karpathengegenden rauhe Winter und nasskalte Nebel, im Winter häufig eine Temperatur von -26 Grad Réaumur mit heftig wirbelndem Schneegestöber, zwar ist der Sommer des Gesenkes kurz und beginnt auf den nördlichen Hochflächen der physische Frühling oft erst mit dem Monate Juni, doch ist der größte Theil des Landes durch die schirmenden Gebirgszüge, die es umsäumen, vor dem Anprall der rauhen Luftströmungen geschützt und erfreut sich daher im ganzen eines milden und gesunden Klimas, welches besonders in der fruchtbaren Marchebene den Vegetationsverhältnissen so günstig ist.

Das Zglauer Bergland ist den schneidenden Nord- und Nordostwinden ausgesetzt, so daß das Klima dieser Gegenden fast das rauheste des Landes ist; es gehört nicht zu den Seltenheiten, daß in den waldigen Schluchten bei Ingrowitz noch um die Mitte Juni Schnee liegt, während häufig schon Anfang October neuer dichter Schneefall eintritt.

Im allgemeinen ist der klimatische Unterschied zwischen dem Süden und Norden des Landes so bedeutend, daß in den südlichen Landstrichen die Erntezeit gewöhnlich um vier bis fünf Wochen früher eintritt als in den nördlichen. Das Minimum der Jahres-Temperatur des Landes schwebt zwischen 26 Grad und 28 Grad Réaumur, das Minimum beträgt -15.5 Grad, sinkt aber auch auf -21 Grad herab.

Die Anzahl der Gewitter, von welchen durchschnittlich Mähren im Jahre betroffen wird, beträgt 21 , und zwar ist die Gegend von Hochwald am meisten von Ungewittern heimgesucht; die herrschenden Winde sind der Nord- und Südostwind.

Die Pflanzen- und Thierwelt hat Mähren fast ganz mit seinen benachbarten Ländern gemein. Die herrschenden Bäume der Karpathen sind die Tanne und Fichte, ebenso in den Sudeten, wo noch der Lärchenbaum und

die Weymouthskiefer häufig auftreten; die Südseite dieses Gebirges ist größtentheils mit Laubholz, Eschen, Epen, Ahornen und vor allem mit Buchen und Birken bewaldet; die herrlichsten Alpenblumen finden sich in der Gruppe des Altwaters, vor allem prächtige Arten von Scabiosen. Unter den Vögeln sind fast all die lieblichen Säger unserer Wälder Wandervögel, die uns nur zur Sommerzeit besuchen. Auf den höchsten Kuppen der Sudeten und der Karpathen horstet der Schreiadler, Schlangenadler, Seeadler, während die finstern Schluchten der graue Geier umkreist, indes der Rothgeier nur selten aus dem Süden zu uns kommt.

Die meisten Flüsse, besonders aber der Hauptfluß des Landes, sind ungemein fischreich, während auf sonnigen Felsen oder im dunklen Moosgrunde des Waldes alle Arten Eidechsen und Schlangen sich ringeln. Von Giftschlangen findet sich nur die Viper, am häufigsten auf dem Kautenberge, und die träge Kreuz- oder Kupferotter im Gefenke.

Die schweren Pferde der Hanna, der schöne Schlag des Rindviehs im Kuhländchen sind bekannt. In der Zucht veredelter Schafe steht Mähren obenan unter den Kronländern Osterreich-Ungarns; die grasreichen Triften der Karpathen sind ausgezeichnete Weideplätze. Erheblich ist der Reichthum des Landes an Jagdthieren, und stattliche herrschaftliche Thiergärten, wie der wahrhaft fürstliche Thierpark zu Eisgrub, und Fasanerien sind zum Frommen des edlen Weidwerks angelegt.

Was die Erzeugnisse des Bergbaues betrifft, so war das Land einstens viel reicher daran, als gegenwärtig. Der Schoß seiner Gebirge barg viele Adern edler Metalle und im Mittelalter war Iglau ein so wichtiger Sitz des Bergmannsgewerbes, daß manche deutsche Stadt, wie selbst Freiberg in Sachsen, sich das altberühmte Iglauer Bergrecht zum Muster nahm. Der Schatz an Edelmetallen ist erschöpft, doch ist das Land noch sehr reich an Eisenerzen, die in vielen großartigen Schmelz- und Gufswerken, so in Böhmtau, Blansko, Adamsthal, Friedland a. d. Ostrawitz, Witkowitz, Kossitz und Stefanau gewonnen und verarbeitet werden. Ebenso ergiebig ist Mähren an fossilen Brennstoffen, Steinkohlen werden vorzüglich in Kossitz, Oslavan und Mährisch-Ostrau, Braunkohlen in Neudorf, Lesitz, Ratiskowitz und Ceic gewonnen; noch manch anderes Product des Mineralreiches, wie Graphit, Alaun, Marmor, findet sich in erheblicher Menge in Mähren vor.

Es ist natürlich, daß sich zu diesen reichen Gaben der Natur auch rastloser Fleiß der Menschenhände gesellt, um eine blühende und schwungvolle Industrie zu schaffen, doch bevor wir einen Blick auf die Industrieverhältnisse Mährens werfen, wollen wir die Bewohner des Landes kennen lernen. Mähren hat eine Bevölkerung von 2.111.700 Bewohnern, so daß es hinsichtlich der Anzahl seiner Bewohner den dritten Rang unter den im Reichsrathe vertretenen Ländern einnimmt. Die Dichte der Bevölkerung ist natürlich nach den einzelnen Kreisen des Landes sehr verschieden; während sie in

den gesegneten Strichen des Flachlandes stellenweise 127 Bewohner auf den Quadratkilometer erreicht, gibt es dagegen einzelne Plätze im südwestlichen Winke ldes Landes, sowie in den rauhen Thälern der Karpathen und Sudeten, wo sie unter 60 Bewohner herabsinkt.

Von der Gesamtbevölkerung gehören 26% dem deutschen, 72% dem slavischen Sprachstamme an, während 2% auf die Israeliten entfallen. Die Deutschen wohnen im Norden und Süden des Landes in compacten Massen, überdies noch in vielen Sprachinseln mitten unter dem slavischen Volksstamme, von denen die bei Zglau und Zwittau die bedeutendsten sind; außerdem ist das slavische Sprachgebiet in einer Linie von Groß-Seelowitz nach Olmütz durch Deutsche unterbrochen. Die Deutschen Mährens gehören theils dem bairisch-österreichischen theils dem schlesischen Sprachstamme an; unter den ersteren sind besonders die Bewohner des Zglauer Berglandes und die Anwohner des Thayaflusses hervorzuheben, bei denen sich noch manche charakteristische Eigenthümlichkeiten in Sitte und Tracht vorfinden; unter den letzteren die sogenannten Hochländer oder Gebirgler, deren Mundart und Bräuche eine gewisse rauhe, aber herzliche Einfalt zur Schau tragen und die in unverdrossenem Fleiße sich ihr ganzes, wenig freudenvolles Leben abmühen, um das kärgliche Brod zu gewinnen. Auch die Slaven Mährens bilden einzelne, in Mundart, Sitte und Kleidung ziemlich scharf von einander gefonderte Stämme; so die Bewohner des böhmisch-mährischen Höhenzuges, die genügsamen melancholischen Horaken, ferner die kräftigen, mit ihrem Reichthum gern prahlenden Hannaken, die Walachen in den Karpathen, schöne schlangengewachsene fröhliche Bergbewohner, endlich die Slaven im Osten des Landes, gesangliebend und durch ihre malerische auffällige Tracht ausgezeichnet, schließlich noch die kleine Colonie von Kroaten in der Umgebung von Nikolsburg.

Diese eine solche Mannigfaltigkeit der Volkselemente aufweisende Bevölkerung steht in Hinsicht ihres Bildungsstandes auf einer erfreulichen Stufe, da von 100 schulpflichtigen Kindern 84 wirklich die Schule besuchen und Mähren über 2000 öffentliche und Privatvolkschulen besitzt. Außerdem gibt es gegen 40 Mittelschulen, die technische Hochschule zu Brünn, mehrere Handels- und Gewerbeschulen und eine größere Anzahl landwirtschaftlicher Lehranstalten, zwei theologische Facultäten zu Olmütz und Brünn u. s. w. Von der Gesamtbevölkerung obliegen etwa 48% der Landwirtschaft in allen ihren Zweigen, während 21% industrieller und gewerblicher Thätigkeit sich befleißigen.

Schon diese hohe Ziffer deutet auf einen blühenden Zustand der Industrieverhältnisse des Landes. Achtungsgebietend durch ihr Alter und ihre Ausdehnung sind vor allem die Leinen- und Tuchindustrie, von denen die erstere hauptsächlich die armen aber arbeitsamen Bewohner der nördlichen Gebirgsgegenden beschäftigt und am schwungreichsten zu Schönberg, dem

Mittelpunkte der mährischen Leinenindustrie, Friedland (bei Kömerstadt), Heidenpiltsch, Wiesenberg und Mistek betrieben wird. Der mährischen Tuchfabrication wird schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts (1360) sehr ehrend gedacht. Iglau war durch vier Jahrhunderte der an Reichthum und glänzendem Wohlleben seiner Bürger mit mancher prunkenden deutschen Reichsstadt wetteifernde Mittelpunkt der Tuchindustrie, bis es dann von Olmütz, wo die erste Tuchfabrik Mährens errichtet wurde, und in neuerer Zeit, seit 1765, in welchem Jahre die Kaiserin Maria Theresia die zweite Fabrik in Brünn erbauen ließ, von letzterer Stadt weit überflügelt wurde und für immer seines ehemaligen Reichthums verlustig gieng. Ein Wald dampfender Schloten, der die Landeshauptstadt heutigen Tages umsäumt, gibt Zeugnis von der glänzenden Entfaltung des Fabrikswesens in unserem Lande.

Lebhaften Aufschwung nahm in Mähren auch die Eisenindustrie; die großartigsten Eisenwerke bestehen zu Wittowitz, dem Freiherrn von Rothschild gehörig, Stefanau, Zöptau, Kossitz, Friedrichsdorf und Johnsdorf (beide im Kömerstädter Bezirke), während der Maschinenbau hauptsächlich in den Fabriken zu Brünn, Blansko und Adamsthal, sowie in einigen der schon genannten Eisenwerke betrieben wird, außerdem werden Schienen, Radsterne, Waggonräder und alle sonstigen Erfordernisse zum Eisenbahnbau von vielen Fabriken hergestellt.

Unter den übrigen außerordentlich mannigfaltigen Erzeugnissen der mährischen Industrie erwähnen wir vorzüglich noch die Fabrication von Rübenzucker, in welcher Mähren nach Böhmen den ersten Rang einnimmt, und welcher große Etablissements zu Prerau, Chropin, Wrbatok, Ungarisch-Dstra, Göding, Grufsbach, Seelowitz u. s. w. dienen, sowie die Verrfertigung feiner und größerer Thonwaren, welche besonders in Znain, Krawska und Frain in großartigem Stile betrieben wird; die ausgezeichnete Thonerde, welche die Brenditzer Gegend bei Znain liefert, begünstigte die Entfaltung dieses Industriezweiges, prächtige Majoliken, kunst- und geschmackvoll ausgeführte Thongefäße aller Art giengen aus den Znaimer Etablissements hervor.

Entsprechend dieser schwungvollen Industriethätigkeit ist auch das reichverzweigte Netz von Schienenwegen, welche das Land nach allen Richtungen durchkreuzen. Es sind dies die Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, die das Land von Lundenburg bis Mährisch-Dstrau durchzieht, mit ihren Flügeln: Lundenburg-Brünn, Prerau-Olmütz, Olmütz-Sternberg, Brünn-Mezamysitz-Prerau; ferner die österreichische Staatsbahn, die das Land bei Grufsbach betritt und bei Zwittau verläßt, mit den Seitenlinien: Grufsbach-Znain und Böhmisches-Trübau-Olmütz; dann die österreichische Nordwestbahn, die über Znain nach Iglau läuft; die mährische Grenzbahn von Sternberg über Schönberg nach Grulich in Böhmen, mit den Zweigen: Hohenstadt-Schönberg und Schönberg-Zöptau; die mährisch-schlesische Centralbahn, die von

Olmütz an die schlesische Grenze nach Kriegsdorf geht, mit einer Zweiglinie nach dem gewerbfleißigen Kömerstadt; endlich die kleineren Bahnstrecken: Brünn-Kositz-Segen-Gottes (Staatsbahn) und die Lundenburg-Grufsbacher Strecke, die die Verbindung der Nordbahn und Nordwestbahn herstellt.

Indem wir nun unsere Wanderung durch die einzelnen Theile des Landes antreten, werden wir wohl gut thun, das Beispiel landvermessender Geographen nachzuahmen und uns zunächst größere Sectionen zu bilden, in die wir das Land eintheilen wollen; ¹⁾ am besten wird sich hiezu die Gruppierung der Gebirge eignen. Wir wollen die Terrassenlandschaften des Westens, die kärglich bebauten Thäler und waldigen Höhen der den Norden und Nordosten des Landes erfüllenden Sudeten, die tristereichen Kuppen der Karpathen durchstreifen und endlich das weite Becken in der Mitte des Landes besuchen, an das sich im Süden und Südosten der Kranz der Polauer Berge und der Wall des Marsgebirges anschmiegt. In vielen Städten und Ortschaften, ²⁾ deren Lage uns anlockt, deren Bedeutung für Gewerbe und Handel uns zu längerem Verweilen einladet, wo Geschichte und Sage reiche Ausbeute verheißen oder manches fesselnde Denkmal der Kunst sich erhebt, werden wir längere Zeit in unserem Wandern innehalten. Es ist nicht mehr als billig, daß die Landeshauptstadt uns zunächst zu längerem Bleiben veranlassen soll.

2. Brünn und Umgebung.

(Die Landeshauptstadt. — Topographisches und Geschichtliches. — Der Spielberg. — Ein Rundgang durch die Stadt. — Sehenswürdigkeiten. — Nächste Umgebung.)

Fast in der Mitte des Landes, dort wo von Nordwesten her sich die südlichen Verzweigungen der Nordstufe des böhmisch-mährischen Höhenzuges in jene große Ebene herabsenken, die bis zum Donauthal ihre korngesegneten Fluren erstreckt, hart an der Vereinigung der beiden Flüsse Schwarzawa und Zwittawa, die es halbinselartig umrahmen, liegt Brünn, slavisch

¹⁾ Hier mag als Anmerkung die Angabe stehen, daß die politische Eintheilung und die Verwaltung des Landes seit den Jahren 1848 und 1849 erheblich umgestaltet wurden. Früher war Mähren in sechs Kreise eingetheilt: den Brünnner, Olmützer, Prerauer, Hradischer, Znaimer und Iglauer. Gegenwärtig unterstehen der Statthalterei in Brünn dreißig Bezirkshauptmannschaften und sechs Städte mit eigenem Gemeindestatut, nämlich Brünn, Olmütz, Znaim, Iglau, Ungarisch-Hradisch und Kremsier. Dem Oberlandesgericht in Brünn unterstehen ein Landesgericht und sechs Kreisgerichte, und diesen sind siebenzig Bezirksgerichte und sieben städtisch-delegierte Gerichte untergeordnet.

²⁾ Mähren hat 86 Städte, 190 Märkte und 3041 Dörfer, im ganzen also 3317 bewohnte Orte mit 280.301 bewohnten Häusern.

Brno, die Hauptstadt des Landes. 1) Der Zusammentritt der beiden genannten Flüsse bildet fast ein Delta, dessen Basis durch die letzten Ausläufer der nordwestlich abfallenden Gebirgsketten gebildet wird; gegen die Mitte des Dreiecks ragen noch einige isolierte Hügel empor, die sich dann wellenförmig in die Ebene ausbreiten, und auf diesem Boden, theils an die nahen Hügel sich anschmiegend, theils in die weite Ebene sich ausdehnend, breiten sich die Häusermassen von Brünn in ungemein günstiger und glücklicher Lage aus.

Es ist keine Frage, daß dieser einer städtischen Anlage so ungemein zu statten kommende Platz schon frühzeitig zu einer größeren Ansiedelung verlockt haben mag. In der That ist Brünn, beherrscht in Nordwest von der dominierenden Felsmasse des Spielbergs, überragt an der Ostseite von dem eine malerische Fernsicht über Stadt und Umgebung gewährenden Franzensberge, außerordentlich vortheilhaft gelegen. Wären die Flüsse, die an seiner Südseite sich durchschneiden, wasserreicher und könnten sie dem industriellen Betriebe besser dienstbar gemacht werden, so wären die Vortheile einer solchen Lage, für eine Stadt, die eine so schwingvolle Fabrikthätigkeit besitzt, wie Brünn, noch ungleich erheblicher. Jedoch die aus dem Norden kommende Zwittawa, welche, nachdem sie das romantische Adamsthal durchströmt hat, bei Dbrán in die Ebene tritt, genügt eben nur zum Betriebe der an ihren Ufern liegenden Mahlmühlen, während die ebenfalls wenig wasserreiche Schwarzawa, nachdem sie auf ihrem oberen Laufe die reizendsten Thäler durchflossen, selbst in nächster Nähe der Stadt von anmuthigen, in den hellen Farben ihrer Gesteinsarten seltsam schimmernden, zum Theil mit Nebengewinden umrankten Hügeln ziemlich schmal eingeengt wird.

Es sind dies die unter dem Namen der rothen und gelben Berge bekannten Anhöhen bei Brünn, die durch einen ziemlich engen, theilweise eine Vorstadtgasse bildenden Hohlweg von dem Häusergewirre der eigentlichen Stadt getrennt sind, aus welchem sich (in einem gewissen Sinne kann man wohl sagen, aus der Mitte der Stadt) der einst so furchtbare Spielberg mit seiner den ganzen zu Füßen liegenden Umkreis kühn beherrschenden Citadelle erhebt. Mit ihm sind seit den ältesten Zeiten die Geschichte der Stadt eng verknüpft, und wie es ganz erklärlich, daß auf seiner Höhe zuerst ein befestigtes Bollwerk sich erhoben haben mag, an welches das entstehende städtische Anwesen sich anschmiegte, so ist diese beherrschende Warte jederzeit von größtem Einflusse auf die Stadt gewesen.

Was den Namen der Hauptstadt anbelangt, so wird er sehr verschieden erklärt; am ansprechendsten und glaubwürdigsten ist gewiß jene Erklärung, der zufolge der deutsche und der slavische Name der Stadt

1) Nach der Volkszählung vom 31. December 1869 hatte Brünn eine Bevölkerung von 73.771 Einwohnern. Man darf aber dieselbe gegenwärtig gewiß schon weit höher ansetzen.

gleichen Ursprungs ist, denn das deutsche „Brünne“ des Mittelalters und das slavische Brn, bedeuten gleicherweise Panzer, eisernes Kriegshemd, so daß also schon im uralten Namen der Stadt der Hinweis auf ihre bollwerkartige Lage enthalten gewesen wäre.

Sehr zweifelhaft ist es, ob wir in dem römischen Eborodunum Brünn suchen dürfen, oder ob wirklich an der Stelle, wo heute der Dom von St. Peter sich erhebt und zu den Zeiten Cyrills und Methods ein Heidentempel gestanden haben soll, die Slavenapostel die Ungläubigen bekehrt haben. Gewiß ist, daß der slavische Name Brno zuerst um die Mitte des elften Jahrhunderts in einer Urkunde auftaucht. Bald darauf wird Brünn der Sitz eigener, dem böhmischen Herzog unterstehender Fürsten, bis hier die Markgrafen des ganzen mährischen Landes ihren Herrscheritz aufschlugen. Zu allen Zeiten war Brünn von größter Bedeutung für die Geschichte des Landes; hier sammelte Jaroslaw von Sternberg seine glaubensmuthige Schar, ehe er zur Mongolen Schlacht auszog, hier entwarf Ottokar weit umfassende Pläne eines ungesättigten Ehrgeizes, bevor er das Kriegsglück auf dem Marchfelde versuchte; hier fand der glänzende Fürstencongress statt, auf welchem die Erbvereinigung des Habsburgischen und Luxemburgischen Hauses zu Stande kam und die prunkvolle Vermählung zwischen Margaretha Maultasche und dem Markgrafen Johann stattfand. Welch ein festes, unbezwingliches Bollwerk Brünn in der Schwedenzeit dem Lande gewesen, haben wir oben schon erzählt. Voll von den Erinnerungen an glänzende, ereignissschwere Tage der Vergangenheit, wenden wir uns nun der Stadt selbst zu.

Am stattlichsten und imposantesten ist der Anblick derselben von der Ostseite her; der schroff vorspringende Franzensberg und der noch höhere Petersberg mit der Domkirche, und vor allem das Wahrzeichen der Stadt, der einst so düstere Spielberg, erheben sich in markanten Contouren vor den Augen des herankommenden Reisenden. Was den seltsamen Namen Spielberg betrifft, so kommt er erst zur Zeit der Luxemburger vor, er heißt früher immer die Burg von Brünn, wahrscheinlich rührt er daher, weil unter dem ritterlichen König Johann, dessen Vorliebe für Kampfspiele aller Art bekannt ist, im geräumigen Burghofe die prächtigsten Ritterspiele abgehalten wurden. Die Höhe des Berges ist von einem großen burgähnlichen Gebäude gekrönt, das einst eine mächtige Feste, und später bis zum Jahre 1857, wo die letzten männlichen Sträflinge nach Murau gebracht wurden, als Strafanstalt verwendet wurde. Einige Zeit hindurch galt der Spielberg als Österreichs Sibirien und viele berücktigte und berühmte Gefangene, wie der Pandurenhauptmann Josef Freiherr v. Trenk (gestorben am 4. October 1749), dessen Haft aber keineswegs so furchtbar war, als romantische Erfindung sie später darstellte, und der italienische Dichter Graf Silvio Pellico schmachteten in den finsternen Zellen. Im Jahre 1862 wurde über allerhöchste

Anordnung auch die Militär-Citadelle, als welche der Spielberg seit dem Jahre 1857 gedient hatte, aufgehoben, und die Bergfläche der Brünnner Stadtgemeinde mit der Bestimmung übergeben, daß sie daselbst eine Parkanlage ins Leben rufe. Gegenwärtig dient das Gebäude einem Theile der Brünnner Militärbesatzung zur Kaserne.

Betreten wir nun das Innere des Gebäudes, so erblicken wir in der östlichen Ecke an der Stelle der früheren Burgkapelle eine wenig geräumige unansehnliche Kirche. Das zweistöckhohe Gebäude, wie es sich uns heute darbietet, entstammt fast ganz der neueren Zeit und enthält zweireihige düstere Zellen, die früher zur Aufnahme der Gefangenen bestimmt waren; niedrige, mit Eisen beschlagene Thüren, die einst mit schweren Schließern behangen waren und von denen jede eine kleine vergitterte Öffnung enthält, durch welche der Aufseher die Gefangenen beobachten mußte, führen in die des Lichtes fast ganz beraubten Zellen. Doch fast wohllich und begehrenswert nehmen sich diese traurigen Kerkergefasse gegenüber den entsetzlichen Kerkerzellen aus, die sich unter der Erde befinden. Um von oben hinab zu gelangen, muß man über eine düstere Treppe zum Wallgraben hinunter steigen; neben einem kleinen Vorbaue in dem letzteren, der einst als Leichenkammer diente, befand sich der Eingang in die Welt des Todes, denn nicht anders kann man diese gräßlichen Verließe bezeichnen, aus deren schauriger Nacht wohl keiner von denen, die in sie hinabgestoßen wurden, jemals wieder ans rosige Licht des Tages emporstieg. Nur die schwersten Verbrecher wurden hier in den ersten Zeiten der Strafanstalt, bis zum Jahre 1791, eingekerkert. Wer über die finstere Treppe hinabstieg, sagte nicht nur dem freundlichen Licht des Tages, sondern auch dem Leben für immer Lebewohl.

Diese unterirdischen Casematten ziehen sich in einem Doppelgange von 98m in die Länge. Der rechte Gang — so schildert ein Besucher dieser Räume dieselben — war in einzelne, aneinanderstoßende Zellen abgetheilt, die aus Balken und Pfosten gezimmert, je einen Verbrecher aufnahmen. Jeder derartige Holzkasten war 3.1m hoch, 1.89m breit und 1.58m tief, folglich wenig Raum zur Bewegung vorhanden. Davon ist jetzt bloß die Spur an der Wand und am Fußboden übrig geblieben. Der andere linke Gang hatte ebenfalls durch Holz getheilte Zellen, zeigt jedoch noch die für den angeschmiedeten Körper gemachte Mauervertiefung, welche cylinderförmig für den Rücken und den Kopf wie ein Abklatsch aussieht. Der Gefangene ward sonach mit dem Rücken gegen die Wand durch einen eisernen Ring um den Hals und Leib festgehalten, während eine lange Kette von Fuß und Arm sich aufwärts zu einer Querstange von Eisen zog, die an kleinen Ringen, welche in der Decke befestigt waren, schwebte und durch die ganze Weite der Casematten führte. Nur manchesmal ward diesen Verbrechern freie Bewegung gestattet und ihnen der Ring von Hals und Leib geöffnet, ohne daß man aber die Fuß- und Armketten, die an der Eisenstange hingen, abgenommen hätte.

Die Nahrung bestand aus Brot und Wasser.

Selten lebte so ein Mensch über sechs Wochen, da sich nach gänzlicher Erblindung bald der Tod einstellte; nur ein einziger soll 9 Monate ausgehalten haben. Man zeigt noch die Fallthür, durch welche man die Unglücklichen in diesen schauerlichen Kerker hinabließ.

Kaiser Josef II., dessen segensreichem edlen Walten wir an so vielen Stätten unseres Landes begegnen, gab den Befehl, ihn selbst eine Stunde lang in diese gräßliche Grabkammer einzuschließen und voll unsäglichen Grauens hat er, als er wieder emporgestiegen war, verordnet, daß fürder kein Mensch mehr in diese entsetzlichen Gefängnisse gestoßen werden sollte. Ein vaterländischer Dichter hat diese hochherzige That des Kaisers in einem Gedichte gefeiert, das hier folgen möge:

Kaiser Josef im Spielberge.

Es war ein Fürst im deutschen Reich,
Den Besten aller Zeiten gleich.
Der trat zum Herrn und Knechte ein,
Ein Vater jedem Kind zu sein;
Der pflügte selbst mit eigener Hand,
Daß man den Bauer ehr' im Land.

Nach Brünn einst seinen Weg er nahm
Und in die Feste Spielberg kam.
Er stieg von seines Thrones Höh'n,
Der Menschen Abgrund anzuseh'n,
Ob dort die dunkle Kerkerwelt
Nach seinem milden Sinn bestellt.

Sie führen ihn von Ort zu Ort,
Er sprach manch weises, goldnes Wort,
Bis man ihm schonend angesagt:
Im Kellergrund, wo's niemals tagt,
Und ewig Nacht entgegenkafft,
Dort sei die schwerste Kerkerhaft.

Wie dies der edle Fürst gehört,
Den Ort er gleich zu seh'n begehrt,
Und schritt bei hellem Fackelschein
Durch das Gehößt zum Kerker ein.
Als sich die Eisenthür erschloß,
Ihm Moderduft entgegenstieß.

Tief drunten an der Mauerwand
Der Schreine lange Reihe stand.
Der Schrein im Raum drei Schuhe maß,
Worin gebüct das Opfer saß;
O Schrecknis, die der Kerker barg!
Ein Raum, zu kurz für einen Sarg!

Weh dem, der über jenen Pfad
Das schauerliche Brett betrat.
Er sah den lieben Sonnenstrahl,
Indem er kam, zum letztenmal,
Und hat in jene Doppelnacht
Der Kirche Trost schon mitgebracht.

Zusammengekauert dort er lag
Und wußte nicht, was Nacht und Tag,
Und da noch hat der Ketten Last
Lebendig ihn zerrieben fast.
Was man ihm durch die Luke bot,
War täglich Wasser nur und Brot.

So lag er namenlos gequält,
Bis er in kurzer Frist entseelt:
Man hat den Todten erst verspürt,
Fand man die Aßung unberührt;
Dann griff der Freimann in den Schrein
Und grub ihn auf dem Anger ein.

Wie dies der große Kaiser sah,
Stand tiefen Ernstes lang' er da;
Und was er fühlt, hat er nicht hehl,
Er gab dem Schließer den Befehl:
„Sperr mich in solch 'nen Kasten ein
Und laß mich eine Stund' allein!“ —

Erschreckt der alte Schließer stand,
Ihm zitterte die weisse Hand,
Bis wiederholt des Kaisers Mund
Ihm gab den festen Willen kund.
Da hat, zu Thränen er gerührt,
Was ihm geboten, stumm vollführt.

O Josef! Josef! Heilig Blut,
Voll wunderbarem Kaisermuth!
So strahlend aus dem Wolkenflor
Trat nie die gold'ne Sonn' hervor
Wie heute deine Majestät
Aus jenem Kerker, nachtummweht!

Und also sprach der Kaiser klar:
„Ich fühl', was mir die Stunde war.
Das ist kein irdisches Gericht;
Der Kerker war, sei fürder nicht.
Ich schritt der letzte Mensch hinein,
Laßt ewig ihn verschlossen sein.“

Kubelk Bierisch.

Doch fort von diesen Stätten der Verwesung, hinauf auf die mit freundlichen Anlagen bepflanzte Höhe, von der aus man einen bezaubernden Rundblick über die am Fuße sich ausbreitende Stadt und ihre Vorstädte, aus denen ein Wald von Fabriksschloten emporstarrt, genießt. Nicht minder lohnend ist der Rundblick vom Gipfel des benachbarten Franzensberges, auf dem sich jenes Denkmal treuer Bürgerliebe zu dem angestammten Herrscher befindet, dessen wir bereits oben Erwähnung gethan haben. Wir eilen den Serpentinweg am westlichen Hange dieses Berges hinab und befinden uns bald dem Bahnhofsgebäude der Nord- und Staatsbahn gegenüber. Monumental aufgeführte, in reichem architektonischen Schmucke sich präsentierende Gebäude zieren die andere Seite der Straße, die, mit Bäumen freundlich umsäumt, nicht nur den Namen Ringstraße führt, sondern wirklich flüchtig an die prächtigen Ringboulevards Wiens erinnert. Besonders stattlich präsentiert sich das große Hôtel gegenüber dem Bahnhofgebäude, Grand Hôtel genannt, das zur Nachtzeit aus den Lampenrosen zu beiden Seiten des Portals blendendes elektrisches Licht auf die weite Fläche wirft. Die Bastei- und Schwedengasse, in die wir nun gelangen, erinnern an die kriegerischsten Zeiten Brünns. Gegenwärtig erheben sich in diesem neuen Stadttheil, der durch die anmuthig freundlichen Glacisanlagen, von denen er umrahmt ist, noch mehr gewinnt, die prächtigsten Gebäude, welche den Stil modernster Bauart an der Stirn tragen, was gegenüber so vielen finstern, unregelmäßigen altersgrauen Baulichkeiten im eigentlichen Kerne der Stadt um so wohlthuernder wirkt.

Wenn wir in die nach dem einstigen imposant großen Kloster, das jetzt zur Kaserne umgewandelt wurde, so genannte Jesuitengasse einbiegen, so gelangen wir durch die enge Kenngasse, in der sich besonders an Winterabenden das dichteste Menschengewühl drängt, auf den ziemlich unregelmäßigen Platz, das eigentliche Rendez-vous der promenierenden, fashionablen Welt,

wo sich die elegantesten Einkaufsläden befinden, dessen Mitte aber leider noch immer einige nichts weniger als sehenswerthe hüttenartige Gewölbe verunzieren. Man geht mit dem Gedanken um, den Hauptplatz der Stadt mit einem Denkmale Josephs II. zu schmücken. Allerdings würde Brünn hiermit dem Andenken des großen Kaisers nur einen schuldigen Zoll der Dankbarkeit abtragen. Von dem großen Plätze führt die stellenweise wieder recht schmale Ferdinandsgasse hinab auf den Bahnhofring, von dem wir ausgegangen sind. Von ihr zweigt sich rechts ein anderer stattlich schöner Platz ab, der sogenannte Krautmarkt, der besonders in den Morgenstunden, wenn hier Gemüse und eine erdrückende Fülle duftender Blumensträuße feilgeboten werden, einem wahren Garten gleicht, aus dessen unabsehbarem Grün die Farben bunter, hundertfältiger Blüten hervorschimern. Vom Krautmarkt gelangen wir in die ziemlich lange Bäcker-gasse, die sich dann nach Altbrünn hinabsenkt, einst eine eigene Stadtgemeinde und, wie schon der Name andeutet, die Anfänge des heutigen Stadtgebietes in sich bergend; das sogenannte Königskloster, gegenwärtig dem Orden der Augustiner gehörend, beherrscht mit seiner Kirche das durcheinander gewürfelte Häusergewirr von Altbrünn. Hier herrscht besonders zur Zeit der großen Märkte ungemein reges Leben und ein unabsehbares Durcheinander von Kramläden und Verkaufsbuden aller Art. Von anderen Plätzen Brünns sei noch der nach Kloster und Kirche, die dort stehen, genannte Dominicanerplatz, so wie der Platz vor dem neuen Landhause erwähnt, auf dem auch das leicht und zierlich gebaute provisorische Theatergebäude steht.

Von sonstigen hervorragenden Baulichkeiten erwähnen wir das geräumige Statthaltereigebäude, ehemals ein Kloster, das neue Landhaus, im Jahre 1878 vollendet und eröffnet, mit geschmackvoll imposanter Fassade, die den freundlichen Anpflanzungen zugekehrt ist, die Gebäude der Technik und des ersten deutschen Gymnasiums, beide von hübschen Anlagen und freundlichem Buschwerk umhegt, die Staatsoberrealschule, leider in enger Gassenkreuzung verborgen und so den architektonischen Eindruck, den der Bau sonst hervorbringen würde, einbüßend, dann das alterthümliche Rathhaus, im Stile der bereits entarteten Gothik aufgebaut, welches in seinem Innenhof das seltsame Wahrzeichen Brünns, einen riesigen Lindwurm (mumifiziertes Krokodil) birgt, an den sich wohl noch irgend eine dunkle Volkserinnerung knüpfen mag; schließlich noch das Gebäude des Landesmuseums, das manchen kostbaren Schatz aus der vaterländischen Geschichte und Kunst aufbewahrt und an welches das düster genug dreinblickende, den Beschauer wenig anmuthende städtische Redoutengebäude mit seinem alterthümlichen decorativen Schmuck anstößt. Brünn ist überhaupt arm an Denkmälern der Kunst, es ist, als ob die gewaltigen Schornsteine und dampfenden Essen die Bildsäulen und Statuen ersetzen sollten, mit denen sonst die Stätten künstlerischen Strebens ausgeschmückt sind, als sollte schon von vornherein der Stadt ihr Gepräge als

Sitz schwungvoller Fabriksthätigkeit und gewerblicher Arbeit aufgedrückt werden. Unter den wenigen und größtentheils ein hohes Alter aufweisenden Bildwerken, welche die öffentlichen Plätze zieren, sei vor allem des seltsamen zur Sommerszeit meist von hellgrünem Schlingkraut und üppigen Rosengewinden überwucherten Felsenbaues gedacht, der aus unerforschlichen Gründen den Namen Parnass führt und in dessen Innerem eine wirklich kunstvoll gemeißelte Steingruppe, Hercules mit dem gebändigten Cerberus, sich befindet, während die Spitze eine weibliche Gestalt schmückt, die Scepter und Schwert hält und von munteren DelpHinen umtanzt wird.

Auch unter den Kirchenbauten Brünn's finden sich wenige, die auf architektonische Kunstvollendung Anspruch erheben dürfen. Die Hauptkirche der Stadt, der aus dem 14. Jahrhundert stammende Dom zu St. Peter, sieht mit seinen breiten Massen von dem gleichnamigen Berge herab; das architektonisch schönste Gotteshaus ist die Stadtpfarrkirche zu St. Jacob, die in dem einfach edlen Baustile des 14. Jahrhunderts errichtet ist und mit der Doppelreihe ihrer schlanken kühngebauten Säulen, auf denen sie ruht, den Eindruck freier und heiterer Erhebung des Gemüthes hervorbringt. Über dem Haupteingange, dem sogenannten Riesenthore, erhebt sich der wahrhaft verwegen gebaute, bei 92 m hohe Thurm, der mit seiner nadelähnlichen Spitze von ferne einen sonderbaren Eindruck hervorbringt. In dieser Kirche befindet sich das Grabmal des Schwedenbezwinners Ludwig Raduit des Souches, während vor dem Hauptaltare der Thomaskirche die Markgrafen Johann, Jost und Prokop bestattet liegen und in der Kapuzinerkirche der berühmte Kroatensführer Franz Freiherr von Treuk ruht.

Von den freundlichen Anlagen, die rings die Stadt umkränzen, sei außer dem gartenähnlichen, die lohnendste Fernsicht selbst bis an die Polauerberge gewährenden Franzensberge, der aus einem öden Hügel in eine blumengeschmückte Terrasse umgewandelt wurde, vor allem der Augarten genannt, mit seinen schattigen Alleen, lauschigen Bosquets, saftiggrünen mit reizenden Blumenfestons gezierten Auen mit dem schmucken, einen geräumigen Saal enthaltenden Parkgebäude, vor welchem an schönen Sommerabenden Scharen von lustwandelnden, die angenehme Kühle genießenden Spaziergängern den Klängen einer rauschenden Militärmusik lauschen. Der Augarten wurde, wie eine am Eingang angebrachte Tafel besagt, von Kaiser Josef II. den Bewohnern Brünn's geöffniet, nachdem er früher einen Theil der dem Jesuitenorden gehörenden Güter gebildet hatte.

Fast möchte man noch den ungemein wohlgepflegten Friedhof, der aber schon der Stadt zu nahe gerückt ist und bald durch einen gesünder gelegenen ersetzt werden wird, zu den Anlagen der Stadt rechnen, so ungemein lieblich wird hier die Welt des Todes durch die holden Kinder Floras verhüllt, ein so prangender und duftiger Pflanzenschmuck ziert die Hügel, unter denen das Gebein der Entschlafenen morst. Besonders am Tage Allerseelen, da die

katholische Kirche der Dahingegangenen vorzüglich zu gedenken pflegt, verwandelt sich der Gottesacker in einen noch zur Reize des Herbstes prächtig erblühenden Garten.

Unter den Vorstädten Brünn, welche die eigentlichen großartigen gewerblichen Etablissemments enthalten, wegen deren Brünn nicht mit Unrecht den Namen des österreichischen Manchester's führt, verdient die Kröna, mit dem israelitischen Tempel genannt zu werden; die lange, stellenweise wohl recht unpoetische, vom Ruß und Dampf der Schloten stark geschwärzte Straße führt über die Zwittawabrücke, an welcher die räthselhafte Zderadsäule steht, rechts in das freundliche Thal, in dem das Dörfchen Cernowitz gelegen, in dessen Nähe sich hinter mächtigen Kronen eines parkähnlichen Gartens das wohlliche Asyl der armen Geisteskranken erhebt. Andererseits gelangt man die gerade Straßenzeile verfolgend, auf den nahen Sadiberg, von dem man die vollkommenste Rundschau über Brünn genießt, und auf dessen Höhe ein einsames verfallenes, nicht sehr geheures Gasthaus, die sogenannte Kleiduffa, sich befindet. Wenn man den Weg weiter fortsetzt, gelangt man in das mitten in waldiges Bergland gebettete, ungemein anmuthig gelegene Dorf Kiritein, einen gern aufgesuchten Sommeraufenthaltsort der Brüänner.

Ferner sei die Vorstadt „Zeile“, mit ihren rechts und links von der Straße sich erhebenden Fabrikpalästen erwähnt, die nach dem schmucken Örtchen Obrowitz führt, sowie die Vorstadt „Neugasse“, von der aus man auf der Prager Chaussee nach Karthaus oder Königsfeld kommt, wo gegenwärtig eine Cadettenschule sich befindet; will man weiter wandern, so kann man auf einem ungemein freundlichen, am Saum des Waldes sich hinziehenden Pfade in das in schönem Thalkessel gelegene Kockowitz gelangen, woselbst man sich im schattigen Garten des Bräuhauses an kühlem Gerstenjaste erlaben mag. Ungemein anziehend ist auch der Weg, der von Altbrünn durch eine dichtbelaubte Kastanienallee in den beliebtesten Ausflugsort der Brüänner, den sogenannten Schreibwald, führt, oder noch schöner der am Saume einer Hügelkette längs der weiden- und erlenumbuschten Schwarzawa dorthin geleitende Pfad, wenn die untersinkende Sonne die durch das Ufergebüsch hervorblizenden Fluten goldig beleuchtet, oder das Silber des Mondes sich durch das Erlengitter stiehlt. Ein malerischer Hügel mit dem sogenannten Jägerhause krönt das Thal des Schreibwaldes, von dem aus man auf angenehmen Pfaden nach Zundorf oder nach dem auf der anderen Seite des Flusses gelegenen langgestreckten Dorfe Sebrowitz gelangt.

Nicht weit von Brünn, im Westen der Stadt, liegen die reichen Steinkohlenlager von Kossitz, Segen Gottes und Oslawan; doch vom Fabriksstaube der Stadt schon genugsam behelligt, wollen wir nicht länger an diesen Stätten verweilen, wo in mächtigen Flözen der schwarze Diamant zu Tage gefördert wird, sondern lieber von der Hauptstadt aus in die waldumrauschten Thäler der Schwarzawa und Zwittawa Ausflüge machen und

uns an dem Genusse der schönen Natur, sowie sinniger Sagen, die sich an so viele Plätze dieser Thäler knüpfen, erfreuen.

3. Das Schwarzawa- und Zwitawa-Thal.

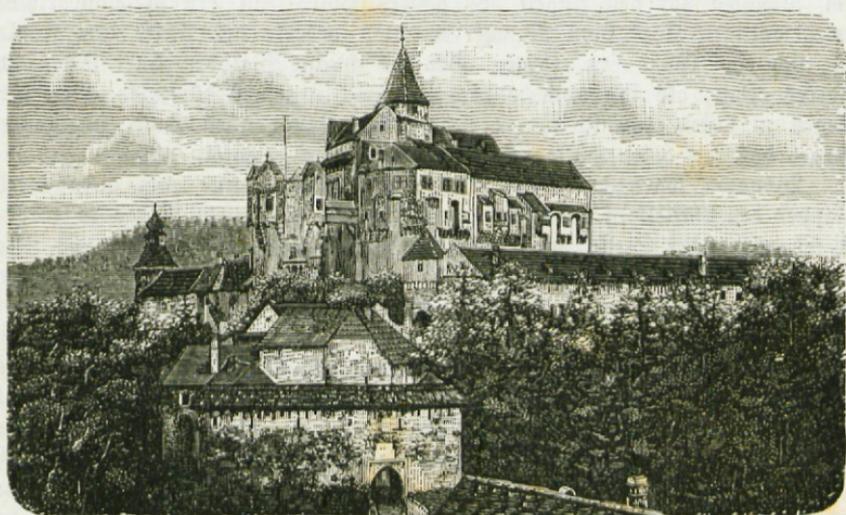
(Das Schwarzawathal. — Burg Eichhorn und Perustein. — Ausflüge von Brünn mittels Staatsbahn. — Adamsthal, Blansko. — Die Mazocha und die Slouper-Höhlen. — Burg und Stadt Boskowitz. — Zwei denkwürdige Stätten Mährens: Austerlitz, Slavikowitz. — Mährisch-Trübau.)

Steile Felsenwände senken sich im Westen des Schwarzawathales zum Flusse herab, hie und da ragen einzelne, weithin sichtbare Kuppen auf, deren gewaltige Felsmassen Überreste von Burgen tragen, in denen einst stolze Rittergeschlechter hausten und Becherklang und Saitenspiel ertönte. Epheu und Schlingkraut umrankt jetzt die geborstenen und zerklüfteten Mauern, Vögel nisten in den verfallenen Wartthürmen und nur der lächelnde Hauch der Sage umweht die Erker und Zinnen und das zerbröckelnde alte Gemäuer. Zu den lohnendsten Ausflügen, die in die nähere Umgebung Brünns unternommen werden können, gehört wohl unstreitig eine Fahrt nach der im südöstlichen Theile des Schwarzawathales gelegenen, ungefähr eine und eine halbe Stunde von der Landeshauptstadt entfernten Burg Eichhorn.

Der Fluß, anfänglich durch lachende Auen wallend, dann über zerklüftetes Gestein brausend, verengt sich bald zu einem romantisch düstern Waldthale, in welchem auf schroff aufragendem, weithin sichtbarem Felsgestelle, dessen Fuß wilde Gebirgsbäche umtosen, Burg Eichhorn liegt; eigentlich sind es zwei Felsengipfel, die durch einen kühngewölbten Brückbogen mit einander verbunden sind und deren einer die eigentliche Burg trägt, während ein in den Felsen gesprengter Weg von dem Thale der schäumenden Gewerka (welches Wort so viel als Eichhörchen bedeutet) zur sogenannten Vorburg hinaufführt, die mit mächtigen Ringmauern umgeben ist und durch drei walte Wartthürme ein seltsam abenteuerliches Aussehen erhält. Enge Zwinger und spitzbogenförmige Thore vermitteln von hier über die schon genannte Felsenbrücke den Zugang zu dem eigentlichen Hauptgebäude, welches halbmondförmig einen weiten Hofraum umschließt.

Sinter demselben stürzt jäh zum rauschenden Waldbach der Felsen hinab, dessen Rand verfallene Ringmauern und Thürme einsäumen; wohlgepflegte quellenreiche Parkanlagen mit duftigen Blumenbeeten und schönen Kieswegen, die sich dann in dem nahen Eichenforst verlieren, überkleiden den Felsenhang auf der anderen Seite, und so ist es wohl erklärlich, daß auf dieser einsamen Höhe mitten im Frieden des wüchigen Waldes ein Herzog Mährens einst einen tiefen Schlaf gethan und einen gar seltsamen Traum gehabt haben soll.

Herzog Konrad, der um die Mitte des 11. Jahrhunderts Mähren beherrschte, soll einst — so erzählt die Sage über den Ursprung von Eichhorn — nach mühsamem Weidwerk sich plötzlich auf einer von allen Seiten fast unzugänglichen Waldeshöhe befunden haben, wohin er sich, von seinem Gefolge getrennt, verirrt hatte. Ermüdet vom langen Wege und ängstlichen Spähen, streckte er sich ins weiche Moos und träumte allhier, in einem prächtigen Jagdschlosse zu sein, in dessen Halle der Schwarm der Jagdgenossen lärmt, die Meute kläfft und das Hifthorn zum Aufbruche mahnt. Darüber erwacht der Herzog und wie er zur Armbrust greift, um den wilden Bär zu jagen oder das schlanke Reh zu erlegen, sieht er über sich in den Zweigen des Baumes eine Menge zierlicher Eichhörnchen herumhüpfen. Da



Schloß Fernstein.

schlagen seine Kiden an, des Herzogs Gefolge bricht durch das Waldesdickicht und lachend erzählt ihnen Konrad von dem Traume, den er gehabt und auf den Schwarm von Eichhörnchenweisend sagte er, das Jagdschloß, das er auf diesem Platze, auf dem es sich so wohl der Ruhe pflege, zu bauen gewillt sei, müsse nicht anders wie Burg Eichhorn heißen. Und also kam's, daß einer Burg dieses Namens schon in ältester Zeit, zuerst im Jahre 1198, Erwähnung gethan wird.

Unter den Burgen des nördlichen Schwarzawathales ist vor allem das auf einem mächtigen, 427^m hohen Felsenhügel sich erhebende, großartige Schloß Fernstein schon deshalb erwähnenswert, weil es, der Zeiten Stürme überdauernd, noch völlig unverseht erhalten ist. Auch über die Gründung dieser Ritterburg weiß uns die Volksage eine ansprechende Erzählung zu berichten.

Zu jenen Zeiten, als noch mächtige Könige in dem herrlichen Welehrad Hof hielten, lebte im tiefen Walde, der die Höhe bedeckte, auf der jetzt die Trümmer der einstigen Feste Zuberstein über den Abgrund emporragen, ein armer Köhler, Namens Wénawa, in düsterer Abgeschlossenheit sich kärglich von seinem Gewerbe ernährend. Damals wurde das Land weit und breit von einem ungeheuern Büffel verheert, der einst auch in wilder Wuth gegen die Waldhütte Wénawa's rannte, doch der riesig starke Köhler bezwang das Anthier, zog ihm eine Weidenruthe durch die Nase und führte es so an den Hof des Königs, der schon einen hohen Preis auf die Erlegung des furchtbaren Thieres gesetzt hatte. Erstaunt über den Muth und die Körperkraft Wénawas und voll Freude über die Bändigung des Anthieres, dem Wénawa vor den Augen des ganzen Hofes mit einem Schwertstiche den gewaltigen Kopf vom Rumpfe trennte, forderte der Fürst den Köhler auf, sich eine Gnade zu erbitten. Als der schlichte Waldbewohner sich nichts anderes erbat, als ihn noch weiters in Frieden seines dürftigen Gewerbes pflegen zu lassen, schenkte ihm der dankbare König alles Land am ganzen Berge, das um seine Hütte sich ausbreitete.

Wénawa ward unter die Ritter aufgenommen und ihm gestattet als Wappen den Büffelkopf mit einem durch die Nase gezogenen Ringe zu tragen. Er erbaute an der Stelle, wo einst seine ärmliche Hütte gestanden, ein festes Haus, an dessen Stelle sich später die Burg Zuberstein erhob, in deren Namen (zubr heißt im Böhmischem Auerochs) sich das Andenken an die That ihres Gründers erhalten hat. Die Feste Zuberstein ist längst in Trümmer gesunken; unweit von ihr erbaute Wénawas ältester Sohn Prsten eine neue Burg, deren Gründung, in so graues Alterthum zurückreichend, dennoch den Wandel der Jahrhunderte überdauert hat. Es ist dies eben Schloß Pernstein, dessen Namen gleichfalls auf seinen Gründer zurückweist.

Die Pernsteiner blieben fortan eines der glänzendsten Rittergeschlechter des Landes, das seine höchste Blüte erreichte, als um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter Bratislaw, dem Prachtliebenden, die großartig ausgebaute Burg zum prunkvollen Pflegesitze der aufblühenden Wissenschaft wurde. Verschwenberische Pracht nöthigte bald zum Verkaufe der Burg. Der letzte Sprosse des einst so ruhmvollen Geschlechtes fiel ferne von seinem Heimatboden und dem Schlosse seiner Väter in der Schlacht bei Tangermünde gegen die Schweden im Jahre 1631.

Besuchen wir nun die Burg selbst. Durch doppelte Ringmauern, zwischen denen tiefe, in den Felsen gehauene Wallgräben den Zugang erschweren, gelangt man zu drei hochgewölbten Thoren, deren zweites noch Spuren gewaltiger Arthiebe aus der Zeit der Schwedenbelagerung aufweist, und an welchem ein in den Stein gehauenes uraltes Reliefbild die Heldenthat des Köhlers Wénawa darstellt, während das steinerne Wappen mit dem beringten Büffelkopfe über dem Eingange prangt. Hart am dritten

und letzten Thore, welches in den ältesten Theil der Burg führt, steht der düstere Wartthurm mit dem furchtbaren Burgverließ. Nur durch eine von dem oberen Stockwerk der Burg herabführende hölzerne Brücke kann man in das Innere dieses Thurmes gelangen. Wenig stimmt zu dem heiteren Gemache, das uns nun aufnimmt, die Volksüberlieferung, daß hier zur Zeit der heiligen Fehme die Schöppen Gericht gehalten und der Schuldige durch eine in dem Boden angebrachte Fallthüre in das unterirdische Verließ gestürzt wurde, wo er von den Armen des entsetzlichen Marterwerkzeuges, der eisernen Jungfrau, aufgenommen und dem qualvollsten Tode überliefert wurde.

Noch andere Sagen weiß der Volksmund von der uralten Burg zu erzählen. So haust in den Räumen derselben die weiße Frau, der Geist des einst von ihrem Vater Zibrid von Fernstein getödteten Burgfräuleins, jedes erschütternde Ereigniß im Schlosse durch ihr Erscheinen vorher verkündend; so zeigt man in einem Gemache noch den schwarzen Spiegel, vor dem einst eine pußsüchtige Kammerzofe, die, auch als das Glöcklein der Burgkapelle Sonntags zur Messe läutete, stets nur auf ihren Schmuck bedacht war, von dem unter Donnererschall sich öffnenden Steinboden plötzlich verschlungen wurde.

Wahrhaft überraschend ist die Unregelmäßigkeit, mit welcher das, ein unendliches Gewirre von Erkern, vielgezackten Zinnen, Thürmen, Steingalerien und vergitterten Bogenfenstern aufweisende, in überladener Manier der Rococozeit mit Schnörkeln und Stückerbeit aller Art reichverzierte Hauptgebäude aufgeführt ist. Unter den zahlreichen, meist mit weißem Marmor überkleideten Gelassen und Kemenaten, von denen noch über vierzig Zimmer wohl eingerichtet und bewohnt sind, ähnelt nicht eines dem anderen, man muß Treppen auf, Treppen ab steigen, um von einem Gemache ins andere zu gelangen und vergeblich wird man unter den unzähligen Fenstern nach zwei vollkommen gleichen suchen; überaus kühn sind die weit über den darunter gähnenden Felsenabgrund vorspringenden Erker, von denen man eine entzückende Aussicht über schäumende Bäche, helle Wiesenflächen, dunkle Tannenforste und bebaute Felder genießt. Wir gelangen über ein Gewirr von Treppen wieder ins Freie, da fesselt ein gewaltiger Eibenbaum an der äußersten Ringmauer noch unseren Blick; auch an ihn knüpft sich eine seltsame Sage:

Als der Grund zu der gewaltigen Burg gelegt wurde, soll ein aus dem heiligen Lande gekommener, gerade des Weges ziehender Pilger kopfschüttelnd das Beginnen der Bauleute betrachtet haben, und seinen Stab in die Erde stoßend, ausgerufen haben: „So wenig dieser dürre Stecken wieder grünt und Früchte trägt, so wenig wird hier je eine Ritterburg sich erheben.“ Und siehe! alsbald schlug der Stab Wurzeln, trieb Blätter und trug saftige rothe Beeren. Der Eibenbaum an der Burgmauer nun soll noch derselbe Baum sein, und an das Grünen desselben knüpft der Volks glaube das Besiehn der Burg und zwar um so fester, da einst ein dürrer Ast herabfiel und gleichzeitig der halbe Balkon des Schloffes abgetragen werden mußte.

Doch wir verlassen nunmehr das Schwarzawathal, in dem noch südlich von Brünn das freundliche Mädriz, sowie die schon im eilften Jahrhundert gegründet, an mancherlei archivalischen und archäologischen Schätzen reiche Benedictinerabtei Raigern mit schöner Stiftskirche, und südlicher an der Einmündung der Cesawa Groß-Selowitz, der Geburtsort der Königin Christine von Spanien, mit seinen ausgedehnten Fabriksgebäuden gelegen sind, und wollen lieber mittelst Staatsbahn einen Ausflug von Brünn unternehmen, der uns in das geologisch so merkwürdige Zwittawa- und Punkwathal führen soll.

Haben wir bisher fast nur den Sagen der Vergangenheit gelauscht, so wollen wir jetzt die seltsamen Bildungen der schöpferisch wirkenden Naturkräfte bewundern. — Wir gelangen nämlich, im Zwittawathale aufwärts steigend, in das Gebiet des devonischen Kalksteins, der die kühnsten und bizarrsten Bildungen aufweist und mit seinen zahllosen Schluchten und Höhlen, mit seinen unterirdischen Gewässern und seinen verschwindenden und wieder auftauchenden Flüssen zuweilen an den Charakter des Karstlandes erinnert.

Wir fahren zunächst nur bis zur nächsten Station der nördlich von Brünn gelegenen Strecke der Staatsbahn, nämlich bis Adamsthal. Unfern von der Hauptstadt verengt sich das fruchtbare Brünnener Becken zu dem engen Felsstiale der Zwittawa; gewaltige Steinwände erheben sich zu beiden Seiten, nur hie und da mit Bäumen oder Strauchwerk bekleidet, durch acht in die gewaltigen Felsmassen gebohrte Tunnel muß die Locomotive hindurchlaufen, bis endlich das Thal sich wieder erweitert, und das am linken Ufer der Zwittawa gelegene Adamsthal in anmuthiger Niederung vor uns liegt.

Wir verlassen hier die Bahn und wenden unsere Schritte südwärts in die enge Thalschlucht des Kiriteiner Baches, deren von krystallhellem Wasser durchrieselte Sohle frisches Wiesengrün bedeckt. An lustig pochenden Eishämmern und malerisch gelegenen Mühlen vorüber, gelangen wir nach etwa dreiviertelstündiger Wanderung in das liebliche „Josefsthal“ und zu der in nächster Nähe gelegenen Eoagrotte, mit einem natürlichen, oben zersprungenen Felsenthore und einem etwa 37^m langen Felsengange. Vom höchsten Punkte der Felspalte aus kann man das ganze paradisißch schöne Thal überblicken, während links in geringer Entfernung der imposante Eingang zur Riesenhöhle Bejejskala (Stiersfelsen) den Beschauner angähnt. An Eingänge zur Höhle bieten Männer und Weiber dem Besucher Kienfackeln an. Wir zünden die Späne in der geräumigen Vorhalle an und gelangen durch einen 312^m langen Gang, der an der Decke und den Seitenwänden mit glitzernden Tropfsteinen geschmückt ist, in das Innere der Höhle, wo jedoch ein ziemlich großes tümpelartiges Gewässer uns am weiteren Vordringen hindert; ein am Ende der Höhle angebrachter Denk-

stein verewigt den Besuch, den im Jahre 1804 Kaiser Franz und seine Gemahlin Maria Theresia der merkwürdigen Grotte abgestattet haben. Die Wände der Höhle sind mit seltsamen, im Lichte der Fackeln wunderbar glitzernden Tropfsteingebilden bedeckt und in einformig klatschenden Tönen sickers fortwährend Tropfen auf Tropfen herab, sich am Boden in Steingebilden verhärtend; wir lauschen dem monotonen Geriesel, das schon durch Jahrhunderte in ewig gleicher Weise herabträuft, und traumversunken gedenken wir der Tage, wo einst die Höhle den heidnischen Mährern als Tempel des Kriegsgottes Swantewit gedient haben soll.

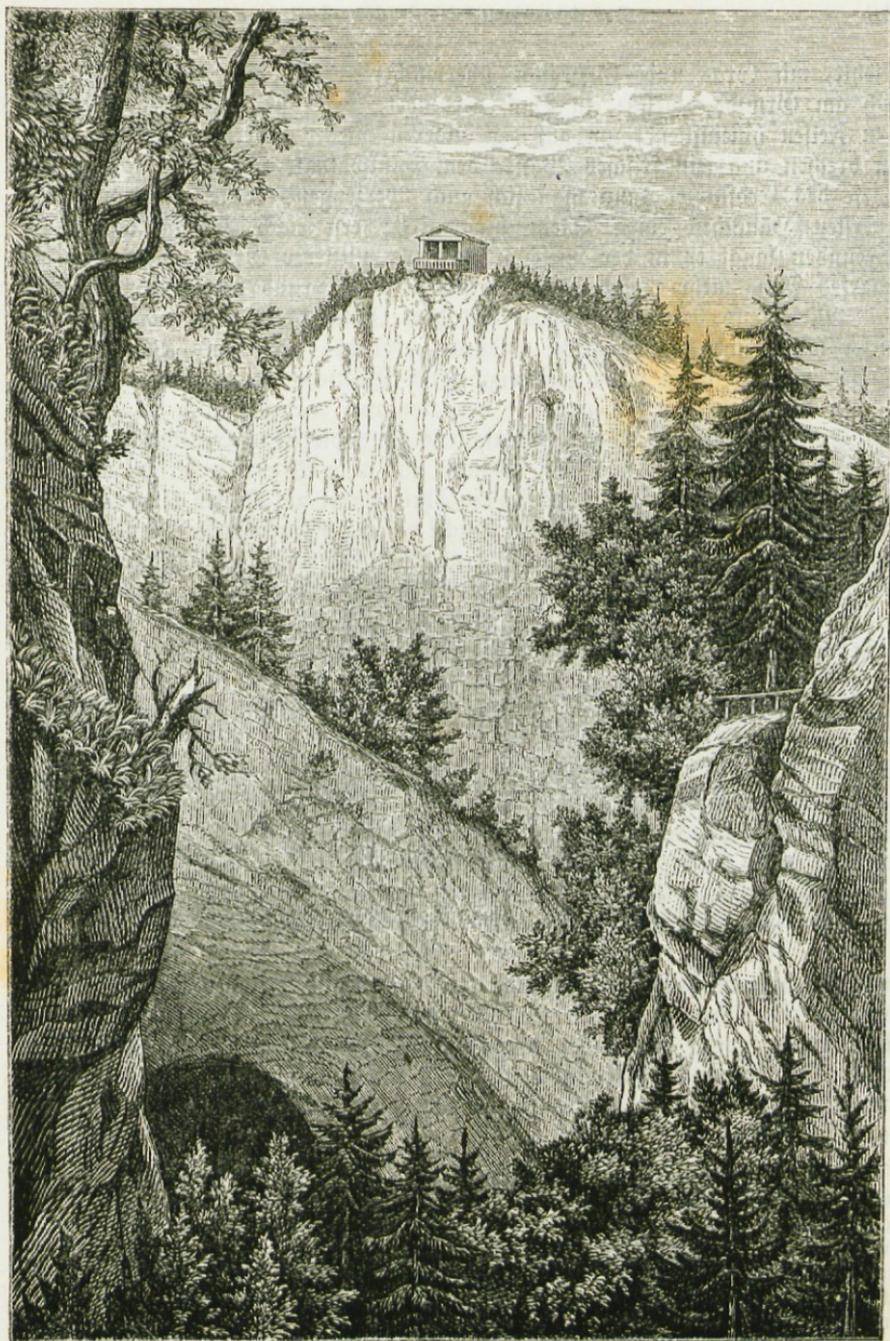
Durch einen anmuthigen, mäßig ansteigenden Waldpfad pilgern wir wieder nach dem Josefsthale und von hier nach Adamsthäl zurück, um längs der Zwitzawa weiter nordwärts zu wandern. Das von gewaltigen, dicht bewaldeten Bergketten eingeschlossene Thal wird hier so eng, daß es kaum Raum für das rauschende Flussbett und die auf hohem Damm durch ziemlich lange Felsentunnels hinlaufende Eisenbahn und den Fahrweg bietet.

Etwa eine halbe Stunde von Adamsthäl steigt der auf drei Seiten umflutete, schroff und majestätisch gleich einer Felsenzunge sich emporreckende sogenannte Domberg auf, der die Ruinen der Burg Nowyhrad (Neuschloß im Slavischen) trägt. Der Fahrweg schlängelt sich unter prachtvoll schattigen Buchen um die Südseite der Ruine herum und erreicht in sanfter Steigung das Schloßthor, zu welchem eine über den tiefen Felsengraben gespannte zierliche Holzbrücke hinüberleitet. Durch das links neben dem Thore in Ruinen liegende Gebäude gelangt man über eine nicht ganz ungefährliche Holztreppe zum Wallgange der breiten Ringmauer, auf dem jetzt Gras und Schlinggewächs aller Art sproßt. Lautlose Ruhe herrscht hier, wo einst Waffenlärm getost und eisengepanzerte Ritter und Knappen sich umhergetummelt haben. Zur Schwedenzeit hatten sich ziemlich viel Bewohner aus der nahen Hauptstadt in die Burg geflüchtet; ein Bauer aus Olomücan wies dem schwedischen Kriegsvolke den Weg zu derselben; sie wurde überrumpelt, die Besatzung, die sich gerade, nichts Arges ahnend, mit Kegelspiel unterhielt, ward niedergemacht, die Burg selbst angezündet und zerstört. Das Marienbild der Kapelle soll mitten in den Flammen unverfehrt geblieben sein; es ist das Gnadenbild der vielbesuchten Wallfahrtskirche von Wranau, wohin es nach der Zerstörung von Nowyhrad gebracht worden.

Eigenthümlich anziehend und einen romantisch düsteren Eindruck hervorbringend ist der Blick von dem achteckigen thurmähnlichen, mit einer freien Umfichtsgallerie versehenen Gebäude aus über die dunkelbewaldeten Berge, das tiefe, finstere Flußthal, an dessen jenseitigem Ufer das Kirchlein von St. Kathrein, das am Ausgange eines lieblichen Thales sich befindet, freundlich herüberschimmert, während die hügeligen Ackerfluren von Wranau von Norden hergrüßen.

Wir steigen vorbei an dem Schloßbrunnen von Nowyhrad wieder zum Zittawathal hinab, welches sich nach dem letzten Tunnel der Staatsbahn zu einem freundlichen Hügellande erweitert, in welchem das niedliche Städtchen Blansko mit seinen berühmten fürstlich Salm'schen Eisenwerken weitgedehnt lagert. Unterhalb des Dorfes Klepačow am linken Zittawa-Ufer, zu dem ein Steg hinüberleitet, in nächster Nähe von Blansko, mündet das merkwürdige Thal der Puntwa in das der Zittawa. Wir verfolgen es aufwärts bis zur sogenannten Steinmühle, wo es sich in zwei Arme theilt: die rechts gegen Wilimowitz sich hinauziehende Schlucht heißt das öde, die links gegen Sloup aufsteigende Wasserrinne das dürre Thal. Wir wollen nicht tiefer in das letztere eindringen, welches, obwohl aus bloßem Steinboden bestehend (daher sein Name), dennoch mit schlanken Tannen, deren tiefes Grün seltsam vom weißen Gestein sich abhebt, bewachsen ist, und folgen lieber dem öden Thale auf kurze Strecke aufwärts, um uns dann einem rechts abzweigenden Pfade anzuvertrauen, der über blumige Wiesen und an sanft im Lufthauche sich bewegendem leichten Gesträuch vorüber, uns plötzlich zu unserer grauig jähren Überraschung an den Rand eines furchtbaren Felsenabgrundes führt.

Plötzlich scheint der sanfte Charakter der Gegend wie verwandelt, schaurig rauscht es in dem düsteren Walde in unserer Nähe, wild zerklüftetes Gestein umstarrt uns und eisige Todeslust scheint uns aus den Tiefen des Abgrundes anzuhängen; doch allmählich weicht das Bangen, und wenn wir uns in den pavillonartigen Bau wagen, der die gähnende Tiefe an ihrem östlichen Rande überragt und uns über das Geländer, mit dem dieser kühn von Menschenhand gezimmerte balkonartige Bau versehen ist, bücken, so sehen wir, daß der 166^m tiefe, also die Höhe des Wiener Stephansthurmes noch um ein bedeutendes überragende Erdsturz nicht etwa ein finsterner, Grauen einflößender Abgrund, sondern ein ungeheuer tiefer, wenngleich nicht überall senkrecht abstürzender, selbst auf seinem Grunde noch vom goldenen Lichte der Sonne besuchter, wahrscheinlich durch den Zusammensturz von übereinander gethürmten Höhlen entstandener Abgrund ist. Nur an der Stelle, wo wir stehen, fällt die Wand senkrecht und schwindelnd steil ab, an den anderen Seiten ist der obere Theil des Erdsturzes kesselartig ausgeweitet (60^m Breite) und soweit die sanftere Absenkung es gestattet, mit verkümmerten oder halbverwitterten Tannen oder wirrem Gestrüppe bedeckt, bis dann nur mehr Farnkraut und Moospflänzchen den nackten Felsen mit spärlichem Grün bekleiden. An einer Stelle, links von dem erwähnten Pavillon, kann man noch vom obersten Rande bis zu einer ziemlich beträchtlichen Tiefe herabgelangen und von einer kleinen Terrasse aus zur Tiefe blicken; von hier aus sieht man, daß die Sohle des Abgrundes keineswegs, wie man an dem obersten Rande vermeint hat, ebener Boden, sondern sehr abschüssig sein müsse. Übrigens ist der Boden des ungeheueren Schlundes, zu dem sich, nicht allzuhäufig freilich, der Strahl der Sonne noch hinab-



Die Majocha.

stiehl, mit Gras und Gesträuch überwuchert; zwei klare Teiche befinden sich am Grunde, welche ein Bach verbindet, der auf der einen Seite in den Felsen hineinfließt, um auf der anderen wieder silberklar ans Tageslicht zu brechen und sein frisches Wasser dem Punkwathale zuzuführen. Von der Tiefe des Erdsturzes kann man sich auch überzeugen, wenn man von dem obersten Häuschen einen Stein hinabwirft; erst nach Verlauf von 6—7 Secunden langt er in der Tiefe an, Steine mittlerer Größe kann nur ein scharfes Auge mehr wahrnehmen, wenn sie den Grund erreichen.

Mehrmals bereits und zwar seit dem Jahre 1723 sieben Male, wurde dieser wilde und unzugängliche Erdsturz erforscht, ohne daß es jedoch gelungen wäre, bis zu jenen weitverzweigten Grottengängen zu gelangen, die sich in die Nacht der Felsengründe verlieren und wahrscheinlich bis zur Höhe des Erdsturzes emporführen. Wenigstens fand die letzte Expedition, welche am 21. August 1856 von Dr. Wankel und dem Altgrafen Erich zu Salm unternommen wurde und bei der sich die Theilnehmer auf Seilen hinunter lassen mußten, nicht nur zwei dunkelgrüne Teiche von 22^m Durchmesser, sondern auch einen Felsengang 113^m hoch emporführend, der aber wahrscheinlich durch äußere Einflüsse verschüttet wurde, was die Entstehung des Erdsturzes durch zusammengebrochene Kalkhöhlen noch mehr bestätigt. Die genannte Expedition hoffte durch das am Grunde der Mazocha fließende Wasser bis zum Ausgange der Punkwa zu gelangen, wurde aber durch Strauchwerk und Gebälke gehindert, welches wahrscheinlich in Folge einer Überschwemmung von den umliegenden Mühlen in die Mazocha getrieben wurde. Die unterirdische Verbindung des Erdfalls mit den nördlich von ihm gelegenen Sloperhöhlen beweisen die vielen trichterförmigen Öffnungen des kalkigen Bodens, welche, den Dolinen des Karstes nicht unähnlich, von den Bewohnern „Wirbel“ genannt werden. Den mährischen, wie den krainischen Vertiefungen ist es gemeinsam, daß das Wasser beständig in den durchlöcherten Boden hinabsickert, so daß im hohen Sommer die Erdoberfläche sehr wasserarm ist.

Der schaurige Abgrund war natürlich in früheren Zeiten noch viel mehr gefürchtet und gemieden als gegenwärtig; noch heutigen Tages treibt übrigens der Landmann bei heraufziehendem Unwetter sein Vieh von dem Rande des Abgrundes, weil der durch die Höhlung streichende Luftzug den Blitz lockt. Der Name des Erdsturzes bedeutet im Slavischen soviel als „Stiefmutter“ und über den Ursprung desselben ist folgende Sage im Munde des Volkes:

Die Witwe eines Bauers aus dem benachbarten Dorfe, welche sich aufs neue mit einem Landmann, der gleichfalls einen Knaben aus erster Ehe hatte, vermählt hatte, behandelte dieses Stiefkind sehr hart. Da jedoch der Knabe, allen Mißhandlungen zum Troste, kräftig und vom Vater innig geliebt, heranwuchs, beschloß sie einst die Abwesenheit ihres Mannes zu benutzen und ein teuflisches Nachwerk auszuüben. Sie suchte den Knaben, den sie am Grabe seiner Mutter weinend traf, auf und lockte ihn, mit der Weisung Schwämme zu suchen, an den Rand des Abgrundes.

Als sich der Knabe auf ihr Geheiß ein wenig über denselben bückte, stieß sie ihn mit aller Kraft in die grausige Tiefe. Doch vorzeitig war der Vater zurückgekehrt und als er den Knaben nicht zu Hause traf, voll böser Ahnungen ihn suchen gegangen; ein schwaches Wimmern, das aus der Tiefe des Erdsturzes heraufdrang, leitete ihn auf die Spur und mit einigen hilfreichen Genossen wurde der Knabe, der sich beim Falle an einem vorspringenden Haselstrauche festgehalten hatte, wenig verletzt aus der Tiefe herausgezogen. Die Rabenmutter, die von Gewissensbissen gefoltert, in dem nahen Walde herumirrte, wurde von den erbitterten Bauern zur Sühne ihres schrecklichen Verbrechens nun selbst in den Abgrund gestürzt, der seit dieser Zeit den Namen *Mazocha*, Stiefmutter, führt.

Ein vaterländischer Sänger, *Josef Freiherr von Hammer-Burgstall*, feiert die Sage von der bösen Stiefmutter in einer Dichtung, deren Fassung ein wenig von der obigen Erzählung abweicht.



Sloup.

Doch nicht länger wollen wir an diesem von düsteren Sagen umrauschten Ort verweilen, nicht länger in den schwindelnden Abgrund dieses merkwürdigen Erdsturzes starren, wir kehren wieder in die Schlucht des öden Thales zurück und bald liegt still und anmuthig, umkränzt von schön geschwungenen Waldhügeln der freundliche Wallfahrtsort *Sloup* vor uns. Der Rundbau der Marienkirche birgt ein wunderthätiges Gedenkbild, zu dem jährlich tausend und tausend Landleute wallfahren. Vor dem Dorfe rieselt ein silberklarer Bach, in dessen Fluten muntere Forellen plätschern; seinem Laufe folgend, gelangen wir bald an den Eingang zu dem Labyrinth der Tropfsteinhöhlen, die eine wahre Sehenswürdigkeit der Gegend sind.

Ein seltsam gestalteter Felsblock (*Hrebenac* genannt) erhebt sich vor dem Eingang in diese unterirdische Welt, gleichsam als wollte er die klaren

Fluten vor dem Reiche der Nacht, dem sie zustürzen, und welches sie alsbald verschlingt, warnen. Überraschend ist die Länge und Ausdehnung der Grottenräume; der etwa hundert Schritte lange Hauptgang verzweigt sich rasch in eine Menge bald breiter, schön gewölbter, bald wieder jedes Vorwärtkommen verhindernder enger und niedriger Stollen, dann wieder treten wir in Säle oder domartige Hallen voll phantastischer Pracht. Dann klimmt man auf schwanker Treppe zu dem Rande einer trichterförmigen Vertiefung, welche bezeichnend der „Abgrund“ heißt. Seine Tiefe verräth die lange Fallzeit eines hinabgeworfenen Steines. Er umfaßt weitläufige unterirdische Hallen, in deren einer sich ein kleiner See befindet. Die Seitenwände dieser Höllenräume, von dem düsterrothen Schein der Fackeln beleuchtet, glitzern und flimmern im Glanze von Millionen Krystallen. Eine Grotte heißt die Rixgrotte, die im Winter im leuchtenden Schmucke ihrer Eisgebilde märchenhaft erstrahlt. Von dem „Abgrund“ führt der sogenannte Cascadengang, in dem unaufhörlich unsichtbare Wässer rauschen, zu einer Stelle, wo seit Jahrtausenden zwischen Schichten aufgeschwemmten Bodens zahllose Skelette vorsündflutlicher Thiere gelagert sind; hier fand man Knochen vom Höhlenbären, Höhlentiger, Höhlenmarder, Bierspäß und der vorsündflutlichen Hyäne.

Ebenso berühmt wie die Slouper Höhlen sind die Höhlen von Dchoz, welches etwa zwei Wegstunden entfernt ist. Hier liegt die Königin aller mährischen Tropfsteingrotten, die, wenngleich bei weitem kleiner, als die Adelsberger Grotte, dennoch lebhaft an dieselbe erinnert; denn auch in dem domartigen Raume der Dchozer Höhle bringt das Glitzern der unzähligen Tropfsteingebilde, die gleich funkelnden Edelsteinen schimmern, einen zaubernden, die Phantasie berückenden Eindruck hervor.

Von der Zeit, da die Panzerfische der Urzeit mit ihren knorrigten Leibern um die Kalkfelsen Mährens glitten, bis zur heutigen Stunde ist des Wassers Arbeit ewig die gleiche. Mit pendeluhrartiger Regelmäßigkeit fällt Tropfen für Tropfen herab, Schichte für Schichte hinwegleckend und in Myriaden Stäubchen zu neuen Gebilden sich ansetzend.

Und wie wunderbar sind nicht diese Gebilde! Von welcher Feinheit künstlerischer Ausführung sind oft die Draperien, mit denen die Felsen- und Höhlenwände ausgeschmückt sind. Ein im Fluge erstarrter Vogel, ein vom Froste überraschter Katarakt, ein feines Schleiergewebe, eine schneeweiße, wohl gefaltete Römertoga, all das ist mit seltener Treue dargestellt.

Doch wir kehren wieder zur Slouper Höhle zurück, aber nicht mehr soll uns die Nacht des Abgrundes umfassen, wir wollen wieder ganz der Oberwelt gehören; dort wo wir ans Licht des Tages emporgestiegen sind, fesselt ein gigantisches Felsenportal unseren Blick, welches nicht mit Unrecht den stolzen Namen des mährischen Pausilippo führt.

Wir wenden uns ostwärts in das reizende Thal von Holnstein, welches eine halbe Stunde von Sloup entfernt ist. Wie erquickt sich unser durch das lange Ver-

weilen im düsteren Höhlengewirre nur an die Schatten der Unterwelt gewöhntes Auge an dem Smaragdgrün der Wiesen, die von Ahorn- und Buchenhainen malerisch eingefasst sind. Die Ruinen der einst so furchtbaren Raubritterburg von Holustein mit dem schaurigen Verließe, in dem man eine Menge Menschenknochen vorfand, verlieren ihre Schrecken inmitten dieser lieblichen und idyllischen Umgebung. In dem Umkreise des Thales finden sich viele Grotten und Höhlen, in denen unterirdische Gewässer rauschen; überhaupt ist der Boden weit und breit durchhölst, davon liefern noch die Spuren grauser Erdstürze an der südwärts führenden Landstraße den deutlichen Beweis. Bei dem Dorfe Ostrow befinden sich noch die lange und niedrige Schafgrotte, welche Stalaktite enthält, und die „Kaisergrotte“ oder



Boskowitz.

„Einodis“ mit einem großen unterirdischen See; wir aber gelangen durch das düre Thal, in dem ein hochgespannter Felsenbogen, die Teufelsbrücke, sich über uns wölbt und das finstere Auge der sogenannten Ritterhöhle uns entgegenstarrt, wieder an den Punktwaflus und längs desselben ins waldegürtete, felsenumrandete Thal der Zwittawa zurück.

Eine des Besuches werthe Station der Staatsbahn, die dieses Thal durchzieht, ist auch das alte gewerbsleißige Städtchen Boskowitz. Im Westen an steile, waldige Anhöhen gelehnt, erstreckt es sich mit seinen spärlichen Gassen nach Osten in die Ebene, so daß nach dieser Seite der Blick über eine weite, mit wogenden Kornfeldern bedeckte und mit Ortschaften dicht besäete Ebene, welche am fernen Saum des Horizontes in die kleine Hanna übergeht, schweifen kann. Die im Westen emporragenden Anhöhen

bilden drei Kuppen, auf deren einer die Ruinen der ältesten Burg hart an dem von dichtem Föhrenwalde bestandenen Abhange, an dessen Fuß die über zerklüftetes Gestein tosende Biela dahinschäumt, emporragen. Das Geschlecht der Boskowitz spielt in der Geschichte Mährens eine bedeutsame Rolle, besonders vor dem gewalthätigen eisernen Schembera von Boskowitz, dem letzten seines Stammes, der dem Prior und Convente der Dominicaner zu Brünn gar übel mitspielte, und daher noch jetzt zuweilen als wilder Jäger auf feurig schraubendem Kofse in schaurig finsternen Nächten beim Kloster vorbeisaußen muß, weiß die Sage des Volkes gar viel zu erzählen; auch von dem holden Ritterfräulein Miloslawa, die vom Söller in die Tiefe stürzte, da sie vorschnell ihren Geliebten untreu wähnte, erklingt die traurige Mär. Der Ursprung des einst so mächtigen Rittergeschlechtes wird in die graueste Vorzeit zurückversetzt.

Zur Zeit da zuerst das Christenthum in Mähren Eingang fand, soll Fürst Privilina, der angebliche Begründer von Brünn, der auf Burg Spielberg herrschte, sich einstmals in den weiten dichten Forsten, die rings sein Schloß umgaben, verirrt haben. Drei Tage schon irrte er umher, und war bereits dem Hungertode nahe, da gerieth er endlich in eine mitten im Walde verborgene Hütte, die dem armen Vogelfänger Welen gehörte. Dieser nahm den verirrten Jägersmann, ohne in ihm seinen Fürsten zu erkennen, freundlich auf, pflegte ihn, so gut er konnte; am nächsten Morgen strahlte er ihm die verworrenen Haare mit hölzernem Kämme. Der Fürst, welcher in dem Vogelfänger einen edelgedenkenden Jüngling kennen gelernt hatte, gebot diesem, sich am nächsten Tage in der Burg Privilinas einzufinden und dabei den Kamm als Erkennungszeichen mitzubringen. Welen that dies und der Fürst machte ihn alsbald zu seinem Ritter, gab ihm den goldenen Kamm im rothen Schilde zum Wappen und schenkte ihm alles Land auf der Höhe rings um den Vogelherd. Als Welen nun mit den Seinen vergnügt durch den Wald schritt, um den Platz zu suchen, auf dem er die neue Burg erbauen möchte, stieß er mit seinem bloßen Fuße an einen spitzen Stein, daß Blut herauskrann; doch Welen rief lachend seinen Begleitern zu: Ja nejdů bosko wice: Ich werde nimmer barfüßig gehen.

So entstand die Burg und so ward auch der Name für sie gefunden; von dem Wartthurme der alten Burg überseh man im weiten Umkreise die nachbarlichen Burgen von Cimbürg, Nowyhrad, Kunststadt, nach welcher das Geschlecht des Böhmenkönigs Georg Poděbrad sich nannte, Blanzeko, nach der das Dorf Blansko den Namen erhielt, Černahora. Gegenwärtig liegt die alte Burg ganz in Ruinen; das neue Schloß mit seiner blendend weißen Façade ist mit prächtigen Parkanlagen und lieblichen Blumengärten umgeben. So heiter es hier zu verweilen ist, so düster und melancholisch ist der Ausblick in die tannenumwaldete Bielaschlucht. — Das Städtchen Boskowitz selbst, in das wir, nachdem wir an dem Fernblicke uns gesättigt, hinabsteigen, hat auch ein sehr altes, sehenswertes Rathhaus und eine schöne, im gothischen Stile erbaute Pfarrkirche aufzuweisen.

Ebenso betriebsam wie Boskowitz, sind auch zwei Städtchen, die fast schon am Ursprunge der Zwittawa gelegen, durch lebhafte Tuch- und Leinenindustrie

bekannt sind: Zwittau nämlich und Brünn. Östlich von Zwittau liegt Mährisch-Trübau (4900 Einwohner) mit einem stattlichen an Alterthümern und Kunstschätzen reichen Liechtensteinischen Schlosse, einst unter dem prachtliebenden Welen von Zerotin, der eine große Anzahl von Künstlern und Gelehrten hieher berief, nicht mit Unrecht das „mährische Athen“ genannt.

Wir aber nehmen hier, nicht weit von der Grenze Böhmens, Abschied vom malerischen Zwittawathale, um zur Landeshauptstadt zurückzukehren.

Ein kurzer Ausflug auf der Zweigbahn, die von Brünn nach Prerau führt, bringt uns zu zwei geschichtlich denkwürdigen Plätzen. Auf der Ebene bei Austerlitz fielen einst die eisernen Würfel des Krieges und über dem



Mährisch-Trübau.

blutgedüngten Boden leuchtete die Siegessonne des französischen Eroberers.

Unfern von diesem weltberühmten Schlachtfelde liegt ein anderes Feld, ein schlichter Acker nur, der aber durch ein Werk des Friedens berühmt ist, von dem gleichfalls die spätesten Jahrhunderte sich erzählen werden. Es ist der Acker bei dem Dörfchen Slawikowitz, auf dem ein Pflüger aus kaiserlichem Geblüte einst die Furchen gezogen.

Das Denkmal, welches sich hier erhebt, mit den in Lilien endigenden Stäben der geschmackvoll soliden Gittereinfassung, ist aus der Salm'schen Eisengewerks-Fabrik zu Blansko, und hat sammt der aus Quadersteinen aufgeführten Plattform eine Höhe von über $6\frac{1}{2}$ m. Schön sind die Embleme des kaiserlichen Namenszuges, der Garben und des mährischen Adlers, womit die vier Seiten geziert sind, wahrhaft künstlerisch aus-

geführt der fliegende Adler, der die Spitze der Pyramide krönt. Die Inschrift in deutscher, lateinischer und böhmischer Sprache lautet:

„Kaiser Josef II., hochachtend den Ackerbau, den Ernährer der Menschheit, pflügte auf diesem Felde am 19. August 1769.“

„Dem Andenken des trefflichen Fürsten weihten Mährens Stände dies neu errichtete Denkmal 1835“.

Die südliche Linie der Staatsbahn soll uns nun von Brünn aus in das mit Naturreizen anderer Art reichgesegnete Thayathal, zunächst nach der Thayastadt par excellence, dem geschichtlich und landschaftlich merkwürdigen Städtchen Znaim führen.

4. Znaim und das Thayathal.

(Die südliche Linie der Staatsbahn von Brünn aus. — Znaim, die Perle des Thayathals. — Sealsfeld-Postl und Prokop Diviš. — Klosterbruck. — Von Znaim die Thaya aufwärts. — Schloß Traun. — Böttau. — Die Nordwestbahn bis Zglau.)

Die Strecke der Staatsbahn von Brünn nach Grußbach bietet, über den Gebirgswall, der das böhmisch-mährische Terrassenland von der Ebene trennt, hinüberführend, eine Fülle landschaftlich schöner Punkte dar; besonders wo das Flußthal der Zglawa in tiefelegenem Bette den Gebirgszug durchschneidet, entbehrt die Gegend nicht einer gewissen romantischen Wildheit und Erhabenheit. Bei dem spargelreichen Eibenschütz überseht das Geleise der Bahn auf einer kühn und doch fast zierlich gebauten eisernen Brücke die tief unten rauschende Zglawa. Eigenartig überraschend ist auch das Städtchen Mährisch-Kromau situiert. Nicht unmittelbar an der Bahnstrecke liegend, ist es vollständig verborgen; erst wenn man hart an den Rand des ziemlich engen Kessels getreten ist, in welchem es wohlversteckt ruht, wird man förmlich überrascht, zu seinen Füßen das von einem stattlichen Fürst Liechtensteinischen Schlosse überragte Städtchen sich im Thalgrunde ausbreiten zu sehen. — Südlich von Kromau verliert die Gegend immer mehr an Reiz und bei Grußbach, woselbst sich eine stattliche nach den Principien modernster Technik splendid eingerichtete Zuckerrabrik befindet, sind wir schon mitten in der Ebene.

Wir benutzen die von Grußbach abzweigende, anfangs dem Laufe des Zaispitzbaches folgende Flügelbahn und in kurzer Frist sind wir in dem Hauptorte des Thayathales angelangt. Doch von dieser Seite ist der Anblick des Städtchens wenig bedeutend; desto imposanter und überraschender ist der Eindruck, den Znaim auf den mit der Nordwestbahn von Wien herkommenden Reisenden ausüben muß. Lange bevor der Zug über die 45^m hohe,

ganz aus Eisen construierte Brücke, ein wahres Meisterwerk des modernen Brückenbaues, braust, ist die Stadt sichtbar, deren blinkende Häuser wie von unsichtbarer mächtiger Hand auf den Kamm und Rücken eines den rauschenden Thayafluthen kühn entsteigenden Felsenkegels geworfen zu sein scheinen. Hart an den Fluß schmiegen sich zuerst Auen und Gärten, unter denen der sogenannte Faschinggarten, ein kleinwenig oberhalb der Eisenbahnbrücke, ein beliebter Ausflugsort der Znaimer Welt ist, dann treten die Häuser der Lederergasse bis unmittelbar an die Thaya heran. Hier hatte seit uralten Zeiten die Zunft des Lederergewerbes ihre Verbepläge.

Von dieser am Rand des Flusses sich hinziehenden Straße klimmt dann in regellosem Gewirre, gleichsam als wollte ein Häuschen das andere überhaften, die sogenannte Grube und höher hinan die eigentliche Altstadt die Granitwand des Felsens empor, bis oben der schlanke Bau der Stadtpfarrkirche von St. Nikolaus, sowie der sogenannte „Heidentempel“, ein seltsamer, aus massivem Steinwerk aufgeführter Rundbau, der in graue Vorzeit zurückreicht, und die

Überreste der alten Herzogsburg den Platz bezeichnen, den einst der Burgfrieden umschloß. Ein mächtiger Wall zog sich am Rande des ohnedies fast uneinnehmbaren Berges bis an die Westseite desselben herum, deren nackte,



Kaiser Josef am Pfingst.

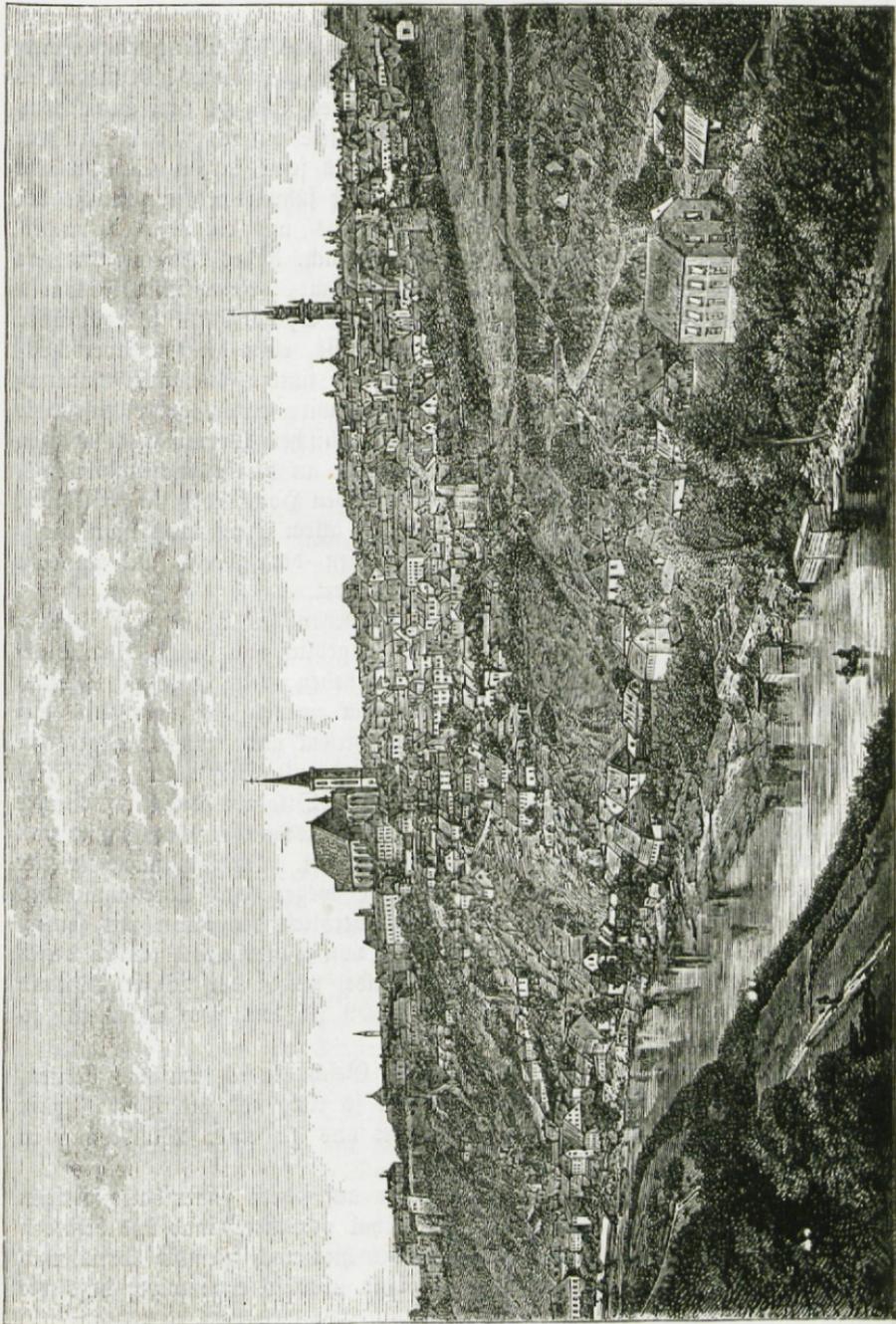
von Gras und Strauch entblößte Felswand fast senkrecht gegen die tief eingeriffene Schlucht des hier mit der Thaya sich vereinigenden Granitzbaches abfällt.

Auf der gegenüberliegenden Seite dieser Schlucht steigt ein zweiter mächtiger Fels Hügel empor, dessen Anhöhe Kirche und Stiftsgebäude der dem Prager Kreuzherrenorden gehörenden Pölstenberg krönen. Schmuck und nett sind die Häuschen des gleichnamigen Ortes und überaus freundlich ist der Spaziergang in das nahegelegene Westkauer Wäldchen. Wald und Wiesen wechseln gar anmuthig mit einander und nach allen Seiten ist der Ausblick von der Pölstenberger Höhe hübsch und erfreuend.

Wälle und Thore, die Znaim umgürteten, sind längst verschwunden. Die freundlichen Anlagen des Karolinenberges, deren in den Granit gehauene Serpentinewege einen köstlichen Ausblick ins Thayathal gewähren, sowie wohlgepflegte Alleén, die den oberen Theil der Stadt mit der zum Bahnhofgebäude der Nordwestbahn führenden Straße verbinden, sind an die Stelle der Wallgräben und Ringmauern getreten, und doch erinnert noch so vieles, was uns bei einem Gange durch die Stadt aufstößt, an die reichbewegte Vergangenheit des Städtchens. Am Burgplatze stand die alte Markgrafenburg, die wohl schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts bestanden haben muß; nicht weit davon erhebt sich der in Rotundenform aufgeführte Heidentempel, dann der noch aus der Zeit der Kreuzzüge in die freundlichere Gegenwart hineinragende Häuberturm.

Jetzt dehnt sich, an diese verfallenden Denkmale der Ritterzeit anstoßend, der schattig kühle Bräuhausgarten auf hoch über den Spiegel des Thayaflusses emporragender Felsenrampe aus. Von diesem Punkte hat man die herrlichste Fernsicht den Fluß abwärts bis zu dem in prächtiger Façade herüberschimmernden Gebäude von Klosterbruck, einst einem Kloster, gegenwärtig Garnisonsgebäude, das sich stolz aus den wogenden Baumkronen des Parks erhebt; andererseits schweift das trunkene Auge flußaufwärts, bis sich das Silberband der Thaya in die dämmerige Nacht der die steilen Berghänge bedeckenden Wälder verliert.

Aber nicht bloß hier an der Stätte, wo einst Waffengeklirr im ernstesten Kampfe, wie im prächtigen Ritterspiele erklingen ist, erschallt jetzt fröhlicher Lärm der nach des Tages Arbeit sich labenden Gäste, noch mehr hat die Stadt ihren alterthümlichen Charakter an dem entgegengesetzten Ende, der östlichen Seite, abgestreift, wo sich gegenwärtig die schönste Straße Znaims, die mit hübschen Gebäuden eingesäumte Hauptstraße befindet; hier steht auch der monumentale Bau der neuen Oberrealschule, welcher seine stattliche Façade schönen Anlagen zuehrt. An dieses Gebäude schließen sich mit der Fronte gegen die Bahnstrecke eine Reihe im modernen Wiener Baustile erbauter Häuser, das Neu-Znaim der Zukunft. Vor dem Gebäude der Oberrealschule dehnt sich der hübscheste Platz Znaims, der Kopalplatz, aus, auf welchem sich ein schlanker Granitobelisk erhebt, dessen Seiten Inschriften und



Znaim

Waffentrophäen zieren, während seine Spitze eine aus der Meisterhand Fernkorns hervorgegangene geflügelte Siegesgöttin trägt. Prächtigt hebt sich dieses zu Ehren des bei Znaim geborenen ruhmgekrönten Siegers von Sta. Lucia und Vicenza, Obersten Karl von Kopal, errichtete einfach schöne Denkmal von dem frischen Grün der Alleen ab, denen es seine beiden Seitenwände zukehrt. In der belebtesten, leider stets hügelan führenden Hauptstraße der Stadt, welche die beiden größten Plätze Znaims mit einander verbindet, erhebt sich das, schon dem ehrwürdigen Äußeren nach, hohes Alter verkündende Rathhaus mit dem seltsamen, neunspitzigen Thurne, dem weithin sichtbaren Wahrzeichen der Thayahmetropole, dessen oberste Spitze 79·38^m hoch über dem Niveau der Straße aufragt. Die Füttergasse, eben die Hauptverkehrsader der Stadt, führt einerseits südwärts in die untere Vorstadt, andererseits über den oberen Platz durch enges Gassengewir in die obere Vorstadt.

Da Znaim fast am Nordsaume des österreichischen Weingeländes gelegen ist, da, wo die Nebenhügel der südlichen Striche an die spärlichen Getreidefluren des nordwärts gegen Zglau sich ausdehnenden Hochlandes sich anlehnen, erfreut es sich eines doppelten Klimas, und in allem Ernst kann man beobachten, daß der Temperaturunterschied zwischen der oberen und unteren Vorstadt stets um 1 bis 3 Grad Celsius variiert.

Entsprechend den vielen Denkmälern, an denen die Stadt und hauptsächlich ihre Kirchen, unter denen wir noch die angeblich von König Wratislaw im Jahre 1163 gestiftete Michaelerkirche hervorheben, reich sind, ist Znaims Geschichte eine sehr bewegte gewesen. Sitz von eigenen Herzogen bis auf die Zeiten König Wenzels I. wurde es von diesem und seinem ehrgeizigen Sohne Ottokar ganz besonders reich bedacht und mit Stiftungen und Freiheitsbriefen begnadet; hier ruhte auch die Leiche Ottokars durch 18 Jahre hindurch. In den stürmischen Zeiten der Religionskämpfe ward Znaim von Kaiserlichen und Schwedischen schwer heimgesucht. In Znaim verweilte Wallenstein, als der Kaiser zum zweitenmale wegen der Übernahme des Commandos sich an ihn wandte; in Znaim verblieb Napoleon mit seinem Stabe durch längere Zeit, und im Meierhose von Zuckerhandel (einem durch seinen Wein berühmten Dörfchen nahe der Stadt) wurde der Waffenstillstand unterzeichnet, der dann am 14. October 1809 zu dem für Oesterreich so drückenden Wiener Frieden führte.

Doch nicht länger sollen die Schatten der Geschichte sich um uns breiten, das Sonnenlicht lacht und der Himmel blaut so tief, und die Thaya grüßt verlockend zum Felsenberge herauf und ladet uns zu einer Wanderung in ihrem reizend schönen Thale ein.

Wir steigen also den Karolinenberg, der auf jedem seiner balkonartigen Ruheplätzchen neue reizende Ausblicke ins Thal gewährt, hinab und befinden uns bald auf der Thalsohle des Flusses, die hier noch ziemlich breit und mit Auen und Baumgruppen bekränzt ist, bald aber so enge wird, daß die

schroff absteigenden Felswände ihren Fuß unmittelbar im wild aufschäumenden Wasser des Flusses neigen und nicht der schmalste Saumpfad über den zerklüfteten, der grünen Pflanzendecke entbehrenden Granit führt; doch dies haben wir im Beginne unserer Thalfahrt nicht zu befahren.

Wo der Pöltzenberg sich steil und rissig zur Thaya herabsenkt, da fesselt ein seltsam geformtes Felsgebilde den Blick des vom Ufer aufwärts schauenden Wanderers. Gewaltige Felsentrümmer haben sich nämlich so abenteuerlich aufeinandergethürmt, daß das Profil eines Riesenkopfes deutlich sichtbar wird. Menschenhand ist hieran ganz unbetheiligt, wie jeder, freilich nicht so müheelos, sich überzeugen kann, wenn er zur tiefgefurchten Felsenstirne emporklettern. Der Mund der Sage erzählt von diesem Steine, der „Rabenstein“ genannt, wie folgt:

Ritter Seyfried und sein Vater waren wegen blutiger Mordthat von der Reichsacht getroffen worden. Nur von einem Diener begleitet, flohen sie von ihrer Burg in unwegames Land. Da wurden sie von einer feindlichen Schar überfallen und weggeschleppt; der Ritter entsprang und kam wie durch ein Wunder zum jetzigen Rabenstein, wo in prächtigem Schlosse die Fee Hiltrude wohnte. Bald wurden Seyfried und Hiltrude ein Paar und vier blühende Kinder waren schon ihrem Eheglücke entsprossen, da fand der Ritter, dessen Freuden nur durch die bange Sorge um des Vaters Schicksal getrübt wurden, einst auf einem Ritte den Knecht, der ihn und seinen Vater auf der Flucht begleitet hatte; auch er war seiner Haft entsprungen; auf des Ritters eilige Frage, ob der Vater noch unter den Lebenden wandle, sagte der Diener, der schwache Greis schmachte im schaurigen Verließe der Burg von Znaim; rasche Hilfe könne ihn noch retten. Schnell sammelte der Ritter seine Reifigen um sich, und der Wuth des Angriffes widerstand die Feste nicht; dennoch vermochte Seyfried zu spät erst zum Verließe zu dringen; als er die Thüre mit wuchtigem Antriebe gesprengt hatte, lag der blutüberfrönte Leichnam seines Vaters vor ihm. Wahnsinn umfieng nun seine Sinne, er drang mit dem Schwerte gegen seine eigenen Kinder ein, und schon hatte er drei getödtet, schon hatte er die Waffe zum Streiche gegen das Haupt des vierten Knaben, des Lieblings der Mutter, erhoben, da bannte ein Zauberspruch der Fee Hiltrude, die vom Schlosse herbeigeeilt war, den Arm, der Ritter erstarrte zu Stein; das Felsenschloß versiel, Hiltruden aber und den letzten Knaben sah niemand wieder. Das ist die Sage von dem Rabenwate, dessen steinernes Antlitz noch immer drohend gegen Znaim sieht.

So düster diese Sage, so lieblich wird bald die Uferlandschaft; wo sie wieder ernster wird, erblickt man rechts ziemlich steil ansteigend dichte Waldbestände, in deren Mitte sich Überreste einer Ringmauer und gewaltige



Postl-Sealsfeld.

Trümmerhaufen vorfinden. Der Volksmund kennt sie unter dem Namen Markomannenlager, die Geschichte aber hat noch nicht versucht, das Dunkel dieser räthselhaften Steinmassen aufzuhellen. Wir schreiten noch einige Zeit das Thal aufwärts und biegen dann zur linken Hand ab, um zu einem Felsblock zu gelangen, von dem man des Flusses malerische Windungen bis dort, wo aus der Ferne das stolze Stift von Pölsenberg herübergrüßt und die Thürme der Stadt Zuaim aus dem Nebelschleier hervorblicken, übersehen kann.

Hier auf diesem lauschigen Plätzchen soll oft ein Knabe, da er noch Student des Stiftsgymnasiums in Zuaim war, träumend gesessen sein; so kühn er aber auch geträumt haben mochte, kaum wird ihn die Phantasie in die Grasfluren des Mississippi geführt haben. Und doch sollten dereinst die Wellen des Grasoceans um die Flanken seines Pferdes schlagen und das Kreuz des südlichen Himmels über seinem Haupte erglänzen, denn der jugendliche Träumer war der in dem nahen, freundlichen Dörfchen Poppitz geborene Karl Postl, den sein Vater, der strenge Dorfrichter Anton Postl, und die fromme Mutter Juliane, geborene Kabel, sowie wahrscheinlich eigener Ehrgeiz später in den reichen Orden der Kreuzherren zu Prag führten. Doch plötzlich verschwand Postl, der es in kürzester Zeit zum Secretär seines Ordens gebracht, aus den Klostermauern und verschwand, wie es schien, auch aus der Welt. Da tauchten in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts Romane auf, die mit glühender Farbenpracht und energischer Lebenswahrheit Zustände und Menschheit von jenseits des Weltmeeres schilderten und das höchste Erstaunen wachriefen. Leider sind selbst die besten dieser Romane, wie: „Der Legitime und der Republikaner“, „Der Birey und die Aristokraten“, „Transatlantische Reiseskizzen“, „Lebensbilder aus den beiden Hemisphären“, „Süd und Nord“, trotz ihres bleibenden Gehaltes schon ganz verschollen. Man forschte nach dem Verfasser, der sich Charles Sealsfield nannte; es hieß, er sei ein weltcheuer, knorriger Amerikaner mit einsiedlerischen Lebensgewohnheiten, der sich zu Solothurn ein eigenes Landhaus: „Unter den Tannen“ gekauft und ab und zu nach Amerika reist, wo er ausgedehnte Plantagen hätte. Wer wollte da an den Poppitzer Bauernsohn denken, der aus irgend einem Grunde den Zwang des Klosters abgestreift und für immer verschollen war? Und doch ist Charles Sealsfield und Karl Postl eine und dieselbe Persönlichkeit. Das Testament, welches der große Unbekannte zu Solothurn am Abende seines Lebens mit zitternder Hand niedergeschrieben, brachte insoferne Licht in dieses dunkle Leben, als der Bürger der Vereinigten Staaten, wie sich Sealsfield mit Vorliebe nannte, die Kinder des Anton Postl in Poppitz, unter ihnen auch den verschollenen Sohn, also sich selbst, zu Erben seines überseeischen Vermögens eingesetzt.

Sinnend über dieses gefeierten Schriftstellers räthselhafte, eigentlich nur an ihrem Ausgange und ihrem Beginne vom Lichte sicherer Kunde erhellte Lebensführung stehen wir auf dem Kirchplatze des Dorfes Poppitz vor dem

schmucken Häuschen, dessen Wand mit einer Gedenktafel folgenden Inhalts geziert ist: „Dem Dichter Charles Sealsfield (Karl Postl), Bürger von Nordamerika, geb. den 3. März 1793, gestorben den 26. Mai 1864.“ Noch lebt in dem weißgetünchten sauberen Häuschen die greise Schwester des Dichters an der Seite ihres gleichfalls hochbetagten Gemahls, des Poppitzer Schullehrers Dan. Fahr: ein Greisenpaar, wie einst Philemon und Baucis.

Poppitz liegt überaus anmuthig; geht man von hier über die breite Kuppe des Kuhberges, so wird man, wenn man an den Rand des gegen den Thayafluß sanft abfallenden Hügels getreten, durch ein Bild überrascht, welches, besonders wenn schon die Nacht über die Halde herabgesunken ist, von wahrhaft magischer Wirkung ist. Der gegenüberliegende Felsengrat scheint wie mit hundert und hundert Brillanten übersät, es ist Znaim, welches sich mit dem Labyrinth seiner beleuchteten Gassen und Häuser auf der vor uns liegenden, durch das glitzernde Band der Thaya von uns getrennten Anhöhe ausbreitet. Zur rechten Hand liegt das vom Schimmer des Mondes übergossene, fürstliche Gebäude von Klosterbruck, dessen breite Fassade sich schön vom dunklen Grün des Parkes abhebt.

Hier lebte, als das mächtige Gebäude vor der Aufhebung durch Kaiser Josef II. noch ein stolzes Klosterstift war, in stiller Gelehrtenzurückgezogenheit ein Mann, dessen Andenken erst wieder die jüngste Gegenwart aus dem Schutte der Vergessenheit hervorgegraben hat; es war der Stiftsprior Profop Diwisch, der sich rühmen konnte, vor Franklin den Blitzableiter erfunden zu haben. Geboren den 1. August 1696 zu Senftenberg (Böhmen), widmete er sich neben seinem geistlichen Berufe mit Eifer den Naturwissenschaften. Am 15. Juni 1753 — mithin früher als Benj. Franklin — stellte er den ersten Blitzableiter in Brenditz bei Znaim auf und erzielte damit den glänzendsten Erfolg; doch die Bauern, die das abergläubisch angestaunte Instrument für die Ursache des trockenen Sommers hielten, rissen eines Nachts dasselbe nieder und der Wetterleiter durfte auf höheren Befehl nicht mehr aufgestellt werden. Diwisch hatte auch ein merkwürdiges Orchestrion erfunden welches 790 Saiten hatte, deren Ton 130 Mal verändert werden konnte und das er Denis d'or nannte. Wohin dieses seltsame Instrument nach dem Tode des Brucker Stifts-Organisten Wiesner, der es zuletzt beßsen



Profop Diwisch.

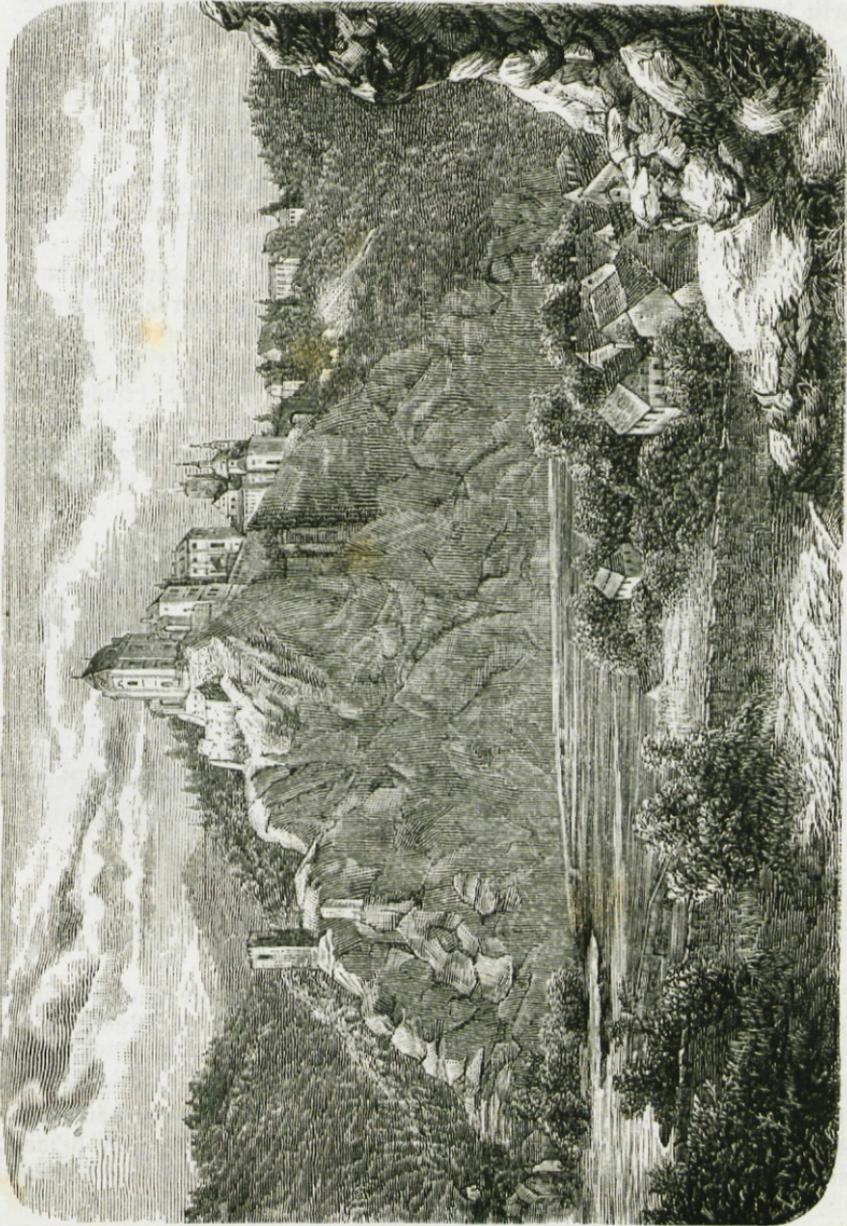
hat, gekommen, ist gänzlich unbekannt. Diwisch starb zu Klosterbruck am 22. December 1775.

Südwärts von Klosterbruck breiten sich dann jene gesegneten Nebengeleände aus, die über die Marken des Landes hinausreichen und mit den weinreichsten Gegenden Niederösterreichs um Kez, das von Znaim etwa zwei Wegstunden entfernt liegt, zusammenhängen. Unter den berühmtesten Weinorten, die um Znaim gedeihen, nennen wir den Schobesser, Kauenbrucker, Zuckerhandler.

Noch mancherlei landschaftliche Schönheiten bietet das Thal der mäandrisch gewundenen Thaya von Znaim aufwärts dem Wanderer dar; ein Hauptreiz desselben besteht in den romantischen Burgruinen und Schlössern, womit dessen Ufer geschmückt sind. In herrlicher Waldgegend liegt auf der Höhe eines schroff und kühn gegen den Spiegel der Thaya abfallenden Glimmerschiefersfelsens die Burg Neuhäusel, von deren höchsten Zinnen man ein Landschaftsbild von ergreifender Schönheit genießt; die Thaya windet sich nämlich hier dergestalt um drei Waldhügel, daß man von dem hohen Aussichtspunkte drei Flüsse statt eines zu sehen glaubt. Ungemein lieblich und idyllischen Frieden athmend ist auch das Plätzchen im Burghofe zwischen der Ruine und dem zur Thaya abstürzenden Felsenhange.

Eine der stolzesten Burgen des Thayathales ist ferner Frain. Doch das klippige Gestade gestattet nicht mehr die Wanderung längs des Flusses. Wir fahren daher mittels Nordwestbahn nach Schönwald (der ersten Station von Znaim aus), das am Saume prächtiger Waldungen gelegen, seinem Namen alle Ehre anthut, und wandern durch das in Liebreiz und Anmuth getauchte Schweizerthal dem tief zwischen Bergen eingebetteten Markte Frain zu. Auf der rechten Seite des Flusses erhebt sich auf steiler Anhöhe das Schloß, das aus den Überresten der alten Burg und dem aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammenden imposanten Neubau besteht. Eine breite Straße führt durch schattigen Laubgang vom Markte aufwärts. Im geräumigen Burghofe, der zu dem weiten, mit lebensgroßen Statuen geschmückten Schloßsaale führt, stehen zu beiden Seiten des Stiegenhauses zwei kolossale Steingruppen, Aeneas, Anchises auf den Schultern tragend, und Herkules, den Sohn der Erde Antäus in die Luft schwingend; beide Niesen-Gruppen, aus einem italienischen Sandstein gehauen, waren ursprünglich für die kaiserliche Burg bestimmt; da sie sich aber für den dortigen Platz zu hoch erwiesen, wurden sie vom Kaiser Karl VI. der damaligen Schloßherrin Gräfin Althann Pignatelli geschenkt.

Tritt man aus dem Saale auf die blumengeschmückte Terrasse heraus, so blickt man hier tief in das Thayathal hinab und auf die dasselbe umkränzenden Höhen; von Norden her grüßt ein weithin aus dem Walde schimmerndes Kreuz, welches die einstige Besitzerin von Frain, Felicitas Gräfin Wniszef, zum Andenken an ihren Gatten errichten ließ; nach Osten



Burg Grain.

schweift der Blick bis zu den sogenannten Eisleithen, merkwürdigen Höhlen, in denen selbst im heißesten Hochsommer nicht nur sibirische Kälte herrscht, sondern auch wirkliche Eiszapfen zu finden sind. Hier ragt auf der höchsten Kuppe ein schlanker Obelisk empor, im weitesten Umkreise sichtbar, der die Inschrift trägt: „Der Durchlauchtigsten Frau Helene Gräfin Mniszek die Dankbarkeit der Naturfreunde.“

In dem sogenannten Silberzimmer des Schlosses sind reiche, überaus geschmackvolle Geschirrproben aus der in Frain befindlichen großartigen Porzellan- und Wedgewood-Geschirr-Fabrik aufgestellt.

Überreste der alten Burg sind der Wasserturm und der sogenannte Uhrturm, dessen vier nach den Weltgegenden gerichtete Fenster andersfarbige Gläser haben, durch jedes derselben erscheint die Landschaft in den grellsten Lichteffecten einer der vier Jahreszeiten. Erwähnen wir noch, daß die Schlosskirche von dem berühmten Fischer von Erlach erbaut ist, und besuchen wir noch vor dem Scheiden den zierlichen Tempel, der in dem ungemein lieblichen Felicenthale über einer kühl und klar sprudelnden Bergquelle erbaut ist und die Inschrift trägt: „Felicitas Gräfin Mniszek dem Wanderer zur Erquickung, dem Felicenthale zur Verschönerung“, so haben wir im flüchtigen Umblicke Frains seltene Reize kennen gelernt.

Ein angenehmer Weg führt, fast ununterbrochen durch Wald, von Frain an der Ruine Zornstein vorüber nach dem Schlosse Böttan, welches am linken Ufer des Schelletaubaches gelegen ist, der hier in die Thaya mündet. Das prächtige, gegenwärtig dem Grafen Daun gehörige Burggebäude, das von einer köstlichen Orangerie flankiert wird, ist hauptsächlich durch die außerordentlich reiche Waffensammlung berühmt, die sich im zweiten Stockwerke befindet. Im Angesichte dieser gewaltigen Rüststücke und Schlachtschwerter denkt man sich unwillkürlich in die Zeit zurück, wo der schon vor Kampfbegier glühende Knabe den Vater ansieht:

„Mein Arm wird stark und groß mein Muth:
Gib, Vater, mir ein Schwert!
Verachte nicht mein junges Blut,
Ich bin der Väter wert!“

Unter den vielen kostbaren Waffenstücken (950 an der Zahl) befindet sich auch das aus Silberdraht geflochtene Panzerhemd und ein Musketon des Niklas von Briny. Noch einen Blick werfen wir in die prächtige Landschaft des Thayaflusses, dessen schönste Partie mit Böttan abschließt, und um so lebhafter werden wir den grellen Contrast empfinden, wenn wir jetzt von Znaim aus die Nordstrecke der Nordwestbahn befahren und die kärglich bebauete, dem Anprall rauher Stürme preisgegebene Hochfläche von Iglau besuchen.

5. Iglau und die Bewohner des böhmisch-mährischen Höhenzuges.

(Iglau und seine historischen Erinnerungen. — Die mährische Terrasse. — Schloß Pirnitz. — Groß-Meseritsch. — Samnitz und sein Volksfest. — Die Deutschen und die Slaven des Thahabodens und der mährischen Terrassenlandschaften.)

Einst war Iglau (20.200 Einwohner) eine der stattlichsten und reichsten Städte des Landes, denn der Bergbau auf Silber ward hier schwungvoll betrieben, so daß Přemysl Ottokar I. in Iglau ein Bergamt und eine Münzstätte errichtete und König Wenzel I. der Stadt ein Bergrecht verlieh, das als eines der ältesten in Deutschland anzusehen ist. Aller Orten erbat



Iglau.

man sich von den Iglauer Schöpffen Rath und Belehrung; später blühte die Tuchindustrie hier kräftig empor, so daß Iglauer Tuch auf allen Märkten viel gesucht und theuer bezahlt war. Wie sehr die, der Sage nach schon im Jahre 799, der reichen Silbererze der Umgebung wegen, angelegte Stadt im Mittelalter es an Wohlhabenheit und fröhlich üppigem Leben ihrer Bürger allen Städten des deutschen Reiches gleich that, beweist der Umstand, daß noch die vollkommen ausgearbeitete Meisterfinger=Schul=Ordnung aus den Zeiten des entstehenden Meistergesanges erhalten ist, die die Namen der Mitglieder des „Gemeines“, aus lauter ehrsamem Iglauer Patriziergeschlechtern entsprossen, enthält. Wenngleich auch noch gegenwärtig die Tuchindustrie, sowie die Leder-, Thon- und Glaswarenfabrication eine namhafte Höhe aufweist, so ist doch die eigentliche Blütezeit Iglaus längst vorüber.

Nicht zum Vortheile der Stadt ist auch der Umstand, daß das Bahnhofgebäude und die Bahnlinie in ziemlich beträchtlicher Entfernung von der Stadt gelegen sind. Diese zeichnet sich hauptsächlich durch den ungeheuern Platz aus, von dem nach allen Seiten die Straßen auslaufen; leider ragt schon eine ziemlich lange Häuserzunge in den Platz hinein, der dadurch von seiner wirklich imposanten Großartigkeit erheblich einbüßt. Hier im Mittelpunkte der Stadt befinden sich die meisten ämtlichen Gebäude und die elegantesten Gasthöfe. Das übrige Gewirre der Gassen macht mit manchem mittelalterlich gegiebelten Hause und den vielen reich verchnörkelten Erkern den Eindruck eines guten Stückes deutschen Mittelalters, der auch nur selten durch allzumodernen Luxus gestört wird. Das älteste Kirchlein, um das herum die allerersten Häuser der Stadt entstanden sein sollen, ist die wirklich uralte Kirche St. Johann am Hügel, außerdem sei noch die große Jakobskirche, sowie die mit sehenswerthen Fresken verzierte ehemalige Jesuitenkirche zum h. Ignaz erwähnt. Zu den schönsten Anlagen nahe der Stadt gehört der sogenannte „Heulos“, der mit wohlgepflegten Gartenwegen versehen ist. Ein beliebter Ausflugsort ist auch die sogenannte Holzmühle im Norden der Stadt. Die Umgebung Iglaus bietet im ganzen wenig Reize; kärgliche Kartoffelfelder müssen die üppigen Weingelände der Thayaalandschaft ersetzen.

Der Name von Iglau oder eigentlich Igel-Au soll der Sage nach von den vielen Igeln herrühren, welche die ersten Ansiedler, die wegen des Bergwerkbetriebes rasch zusammenströmten, hier gefunden haben sollen. Ungemein viel hatte Iglau durch die furchtbaren Brandschätzungen der Schweden zu leiden und dieser Umstand hat auch mit den Verfall des blühenden Gemeinwesens herbeiführen geholfen. Noch lebt im Munde des Volkes die Sage von dem grausamen Schwedenoberst Österlein, der die Stadt im Jahre 1648 besetzt hatte. Nur mit einer gläsernen Kugel, so hieß es, könnte dieser hieb- und stich- und kugelfeste Verbündete des Satans getödtet werden; ein Iglauer Bürger streckte ihn wirklich mit einer eigens aus Glas gefertigten Kugel nieder, und noch bis auf unsere Tage tobt der Schwede, der seine Seele dem Teufel verschrieben, auf feuerschnaubendem Rosse durch die Gassen der Stadt, und mancher furchtsame Bürger will den feurigen Schweden in stürmischer Nacht vorüberfahren gesehen haben: lange Zeit war das Bild des schwedischen Commandanten am Heulos zu sehen und konnte, da es angeblich mit Gift gemalt war, lange nicht entfernt werden.

Die Hochfläche im Süden Iglaus hat viele, mitunter namhafte und fischreiche Teiche aufzuweisen, daher dieser Theil des böhmisch-mährischen Höhenzuges auch das Iglauer Teichplateau heißt. Recht freundlich und wohnlich liegt an der Linie der Nordwestbahn und dem Iglawaflusse das Städtchen Pirnitz, obwohl es rings von kahlen, nur hie und da bewaldeten Höhen eingeschlossen ist. Imposant ragt von dem Felsen das aus festen Quadern gefügte, in verschiedenen Baustilen aufgeführte Schloß empor, das

mit mehreren Barthürmen versehen ist und in welches man durch eine prächtige Allee gelangt, zu der ein massives Steinportal den Zugang eröffnet. Von den zwei großen Sälen, die außer vielen luxuriös ausgestatteten Gemächern sein Inneres birgt, ist vorzüglich der eine sehenswert, in welchem hohe Wandgemälde Begebenheiten aus der Geschichte des Schloßes darstellen; besonders farbenreich und mit genauer Porträtähnlichkeit der einzelnen Personen sind die prunkvollen Einzüge der Kaiser Ferdinand II. und III., Leopold I., Josef I. und Karl VI. dargestellt; alle diese Monarchen wurden mit wahrhaft fürstlichem Aufwande, der ihrer kaiserlichen Würde vollkommen entsprach, von den damaligen Besitzern des Schloßes aufgenommen und bewirtet. Der Boden des Saales ist mit schwarzen und



Schloß Pirnitz.

weißen Marmortafeln belegt, die, schachbrettartig gefügt, die Wappenfarben der Schloßherren anzeigen.

Das Archiv des Schloßes ist reich an den wertvollsten handschriftlichen Schätzen, denn Pirnitz wurde im Jahre 1623 von Kaiser Ferdinand II. an den tapferen Kriegshelden Rombald, Grafen von Collalto, Herrn von St. Salvatore in Italien, der Oberst im Wallenstein'schen Heere und kaiserlicher Kriegsrath war, käuflich überlassen; daher birgt das Schloßarchiv noch viel hochinteressante Briefe und Actenstücke aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, namentlich eigenhändige Schreiben Albrechts von Wallenstein. Noch gegenwärtig ist eine Nebenlinie des Hauses Collalto im Besitze der Herrschaft.

Westwärts von Iglau auf jenem kahlen und sterilen Hochplateau, welches nicht ohne Humor, aber auch nicht ohne Wahrheit das steinige Arabien

Mährens genannt worden ist, liegt Stadt und Schloß Groß-Meseritsch, erstere durch ziemlich schwungvolle Tuchindustrie, letzteres durch den Einfluß, den einst seine Herren, gleich den Besitzern von Pernstein und Pirnitz, auf die Geschichte des Landes genommen, ausgezeichnet. Die erste urkundliche Erwähnung von Mezirice findet sich um das Jahr 1197; gewiß hat also die Burg schon früher bestanden. Die Sage erzählt sogar, daß sie von dem Markkommannensfürsten Marbod gegründet, von Attila zerstört und von dem Slavenkönige Samo wieder hergestellt worden sei. Die uralten massiven Grundmauern, die sich in einer Entfernung von einer halben Stunde bis zum Dorfe Mostitsch hinziehen, mögen die Ursache dieser Erzählung von dem altersgrauen Ursprunge der Burg gebildet haben. Gewiß ist, daß am Anfange des 14. Jahrhunderts die edlen Herren von Lomnitz hier gewaltet und daß die lutherische Lehre unter der derselben sehr ergebenen Schloßherrin Helena in der Stadt und Umgebung große Verbreitung gefunden hat. — Die Gestalt, in welcher das auf ziemlich steilem Hügel stehende, schon von ferne sichtbare Schloß gegenwärtig sich darbietet, hat es nach dem großen Brande von 1723 erhalten. Blickt man aus den Fenstern des obersten Stockwerks, so übersieht man die einförmigen Hügelketten des Zglauer Berglandes, dessen harten Boden nur hier und da wenig ergiebige Ackerkrume bedeckt, während stellenweise nicht einmal spärliches Steppengras wächst. Die monotone Landschaft macht einen wehmüthigen Eindruck und selbst der Garten, den ausdauernde Kunst um dies Schloß angelegt, zeigt nur, daß auf diesem Boden auch des Menschen Fleiß im Kampfe mit der kärglich spendenden Natur nur sehr bescheidene Triumphe zu feiern vermag.

Noch eines anderen Städtchens des mährischen Plateaulandes müssen wir gedenken, welches südlich unfern der anmuthigen Thayaegstade gelegen ist. Es ist dies das am Scheletauer Bache lieblich an einen Hügel sich anlehrende Städtchen Zannitz. Duftiges Blumengesträuch überrankt zur Sommerzeit die Reste der alten Stadtmauer, die sich an dem Hügel hinanzieht.

Unter allen feinen Gutsherren, unter denen wir die Daun, Stadion, Trautmannsdorf, Pallavicini nennen, herrschte im stattlichen Schlosse, das die Stadt überragt, glänzendes und fröhliches Treiben, besonders bestand zur Zeit der lebenslustigen Fürstin Trautmannsdorf selbst fast die ganze Dienerschaft aus musikalisch geschulten Leuten, da die Fürstin zur Veranstaltung großartiger Concerte und Festlichkeiten ein reichliches Personale benötigte.

Noch heutigen Tages besteht im Städtchen Zannitz ein eigenartiges Volksfest, welches auf eine alte geschichtliche Erinnerung zurückweist.

Am Sonntage nach St. Veit veranstalten nämlich eine Anzahl von Bürgersöhnen in mittelalterlicher Tracht eine Art Wettlauf, bei welchem die vier zuerst am Ziele anlangenden mit seltsamen Geschenken bedacht werden.

Es sind dieselben Gaben, die einst die Gemahlin des Königs Johann von Luxemburg den Boten gespendet haben soll, die ihr die liebe Kunde überbrachten, daß ihr königlicher Gemahl siegreich aus der Schlacht zurückkehre.

Im Jahre 1312 war nämlich König Johann gegen den Palatin Mathias, Grafen von Trentsin, zu Felde gezogen, der damals räuberisch ins Land gebrochen war. Seine Gemahlin, so erzählt die alte Chronik, ließ er in Jamnig in bangen Ängsten zurück. Als er nun die Schlacht gegen den Ungarn glänzend gewonnen hatte, sendete er vier Boten aus, die, bevor er selbst käme, die Siegesbotschaft seiner bekümmerten Gemahlin überbringen sollten. Nicht gar glänzend war damals die Habe, die Elisabeth ihr eigen nannte und in ihrer Herzensfreude schenkte sie dem ersten Boten einen Rock aus Barchent, dem zweiten ein Paar Strümpfe, dem dritten ein Halstuch, der vierte mußte sich an einem Blumenkranze genügen lassen, doch, wie die Chronik treuherzig hinzusetzt, geschah ihm darob nicht eben sonderliche Freude. — Dies sind auch noch heutigen Tages die Preise, mit denen bei dem genannten Volksfeste die Jamnitzer Bürgerstöbne beschenkt werden.

Auch sonst ist das Städtchen noch an manchen alten Denkwürdigkeiten reich, die ins frühe Mittelalter zurückweisen; so hat man in der Hauptkirche Sculpturen gothischen Stils von hohem Kunstwerthe erst in allerjüngster Zeit aufzudecken versucht.

Nabe der Stadt ist eine, wohl schon an die tausend Jahre alte, zum Theil geborstene und mit Eisenklammern umschlossene Linde, unter deren breiter Krone einst der feurige Franciscanermönch Capistran seine Predigten hielt.



Schloß Groß-Meseritsch.

Wenden wir uns nun zur Schilderung der Bewohner der an landschaftlichen Reizen nicht überreichen Terrassenlandschaften und der viel gegnerteren Thayagefilde.

Die Stadt Zglau und Umgebung ist eine am äußersten gegen die westliche Landesgrenze vorgeschobene deutsche Sprachinsel. Die Zglauer unterscheiden sich von der deutschen Bevölkerung der Thayagegenden, welche man gewöhnlich „Thayauer“ zu nennen pflegt, in mancher Beziehung. Schon die ganz anders gearteten Verhältnisse von Boden und Klima müssen auf den Volkscharakter verschiedenartig einwirken. Daher ist der Bewohner der mit spärlicher Halmfrucht bewachsenen dürrtigen Hochfläche von Zglau viel ernster, bedächtiger, aber auch, wie es schon das rauhe, den Körper stählende Klima erheischt, viel zäher und ausdauernder, als das seiner lachenden Nebenhügel und fruchtschweren Äcker sich erfreuende, wohlhabende und gesellige, zu Scherz und Kurzweil, aber auch zu Streit und Kampf leicht aufgelegte Völkchen der Thayabewohner. Der Deutsche der Zglauer Gegend ist, wenngleich abgehärtet und den Unbilden des Wetters trogend, doch, auf kargliche Nahrung angewiesen, viel schwächer, als der kräftige, hochgewachsene und wohlgenährte Menschenschlag der Thayagegenden. Der Mundart nach gehören sowohl die Zglauer Deutschen als die Thayabewohner dem bairisch-österreichischen Dialekte an, wenngleich besonders in der Zglauer Gegend viele Ausdrücke schon an den sudetischen Stamm erinnern.

Obwohl die eigenthümliche Volkstracht schon vielfach einer halbstädtischen Kleidung gewichen ist, so weist sie doch noch manche originelle Züge auf. Der Zglauer Bauer trägt meist kurze schwarzlederne Kniehosen an grünen Hosenträgern, blaue Wollstrümpfe und Schuhe mit großen Messingschnallen, ferner eine rothtuchene Weste mit einer langen Reihe blinkender Metallknöpfe, darüber wird zum Kirchgange an Sonntagen ein hellblauer Oberrock getragen, den Kopf bedeckt ein breitkrämpiger schwarzer Filzhut. Viel malerischer ist die Tracht der Frauen. Sie tragen einen reich gefältelten, sehr steifen, kaum bis ans Knie reichenden Rock, darüber eine weiße oder blaue Schürze, hochrothe, wollene Strümpfe, ein kurzes aus rother oder blauer Seide verfertigtcs Mieder und ein weißleinenes Oberhemd, bei Reicheren von feinstem Linnen, mit breiten oben aufgeschoppten Ärmeln und mehr oder weniger kostbarem Spizzenbesatz. Die Haare sind zierlich geflochten und durch eine Nadel oder ein farbiges Stirnband zusammengehalten. Die großen goldenen Sturmhauben der Frauen, denen man auch in einzelnen anderen Gegenden Mährens begegnet, werden immer seltener. Die Tracht der Thayabewohner ist fast ganz von der gewöhnlichen bürgerlichen Kleidung verdrängt worden. Die weibliche Kleidung ähnelt, was den weiten faltenreichen Rock betrifft, der der Zglauerinnen, doch werden Mieder und Oberhemd gewöhnlich durch die mehr oder minder schmucke Jacke ersetzt und ist überhaupt die ganze Kleidung viel farbloser und einfacher.

Die slavischen Bewohner des böhmisch-mährischen Höhenzuges, die denselben in einer 4 bis 6 Meilen breiten Zone von Schildberg bis Datschitz bewohnen, werden Horaken (Horáci), das ist Hochländer, genannt. Sie sind durchgehends von mittlerer, nicht selten sogar kleiner Statur, aber kräftig, gesund, abgehärtet und ausdauernd in Ertragung jeden Ungemachs, daher gelingt es ihrem unverdrossenen Fleiße auch, den sterilen Boden der humusarmen Hochfläche ziemlich ergiebig und ertragfähig zu machen; im Winter spinnen und weben sie den Flachs, den sie gebaut. Sie sind lernbegierig und lieben, gleich ihren slavischen Brüdern in Böhmen, Gesang und Musik; gerne begleiten sie die Feldarbeit mit lautem, in Molltönen sich bewegenden Gesang, der meist etwas Ernstes und Schwermüthiges hat, wie denn ihr verschlossener Charakter mehr zur Melancholie neigt.

Auch in ihrer Kleidung, dem langen dunkelblauen Röcke, den sie gewöhnlich tragen, bevorzugen sie die dunkle Farbe. Die Frauen tragen kurze Röcke von Leinen oder Wollstoff, die aber sehr breit sind, ein enganliegende, gleichfalls kurzes Säckchen, an dem vorne ein seidenes mit Goldborten besetztes Brustschnürleibchen sichtbar ist, während der Kopf ganz in ein verschiedenfarbiges großes, eigenthümlich gefaltetes Tuch gehüllt ist.

6. Olmütz und die Marchebene.

(Olmütz in alter und neuer Zeit. — Eine Wanderung durch das Marchbecken. — Prerau. — Prosknitz. — Krumferr. — Der erzbischöfliche Park. — Welehrad. — Ein Blick auf Mährens Vorzeit.)

Der dammartige Bergzug, welcher sich von Znaim nach Kossitz zieht, scheidet die böhmisch-mährische Terrasse von der Ebene des Marchflusses. In zahlreichen Windungen durchzieht dieser Strom das einem wahren Fruchtgarten gleichende Gefilde. Stolz und majestätisch wälzt er seine Fluthen gegen Süden, doch trotz der zahlreichen Zuflüsse, die er vom Westen wie von der Ostseite empfängt, ist er sowohl wegen seines geringen Gefälles, als auch der mannigfachen Verästelung seines Bettes, sowie der vielen Wehren halber, die seinen Lauf hemmen, nur auf kurze Strecken und für kleinere Fahrzeuge schiffbar.

Dort, wo von Nordosten her ein Zweig des nadelholzbewaldeten Gesenkes seinen Fuß fast unmittelbar in die Thalfläche vorsetzt und die steile Felskuppe des heiligen Berges sich erhebt, während von Südosten her aus weiter Ferne noch die Kirchenkrone des sagenumrauschten Hosteinerberges sichtbar ist, ostwärts der Kamm des Odergebirges sich herabsenkt und im Westen die letzten Erdwellen und Hügelketten des Plateaus von Drahan

die Ebene flankieren: dehnt sich die Königin der Marchebene, des Landes alte Hauptstadt, Olmütz, aus. Doch eigentlich kann sie sich nicht allzufrei und ungehindert ausdehnen, dazu sind ihre Glieder zu sehr gefesselt, denn Schanzgräben und Wälle mit mancherlei Fortificationswerken umschließen sie fast ringsum, nur an der gegen Osten den stattlichen Bahnhofgebäuden der sich kreuzenden wichtigen Verkehrsadern zugekehrten Seite ist durch die Munificenz unseres jetzt regierenden Herrschers der eiserne Ring, der die Stadt umklammert hält, zum Theil gebrochen und eine Erweiterung des Stadtgebietes angebahnt. Wenn auch bisher nur ein äußerst bescheidener Theil des neugewonnenen Terrains verbaut worden ist, so ist doch mit dem Spatenstiche, durch den am 5. Juni 1876 der um das Zustandekommen des Stadterweiterungswerkes so hochverdiente Bürgermeister Josef v. Engel, den ersten Stein aus dem Gefüge der über ein Jahrhundert alten Festungsmauer gebrochen hat, dem Gemeinwesen von Olmütz eine neue Zukunft erschlossen worden.

Schon schmückt sich die Stadt auch, die nach schicksalschweren Tagen freundlicheren Zeiten entgegengeht, mit neuen, prächtigen Anlagen, unter denen wir vor allem den schönen, reiche Abwechslung des Pflanzenschmucks darbietenden Stadtpark mit dem eleganten Curjalongebäude besonders hervorheben wollen.

Die äußerst günstige Lage der Stadt, welche die nördlichen und nordöstlichen Pforten des Landes bewachend, die breite Furche des Marchbeckens und damit den Zugang zum Herzen des Reiches beherrscht, bewirkte, daß Olmütz von der Kaiserin Maria Theresia in den Preußenkriegen zur Festung umgestaltet wurde, welche neue Bestimmung der Stadt ein wesentlich verändertes Gepräge ausdrückte und ihre weitere Entwicklung beeinflusste. Nachdem der kühne Keitergeneral Laudon in den Schluchten des Gefenkes einen großartigen Transport von preußischem Kriegsmaterial und Proviant durch einen verwegenen Handstreich aufgehoben hatte, ließ der preußische König von der Belagerung der Stadt ab und wandte sich gegen Böhmen.

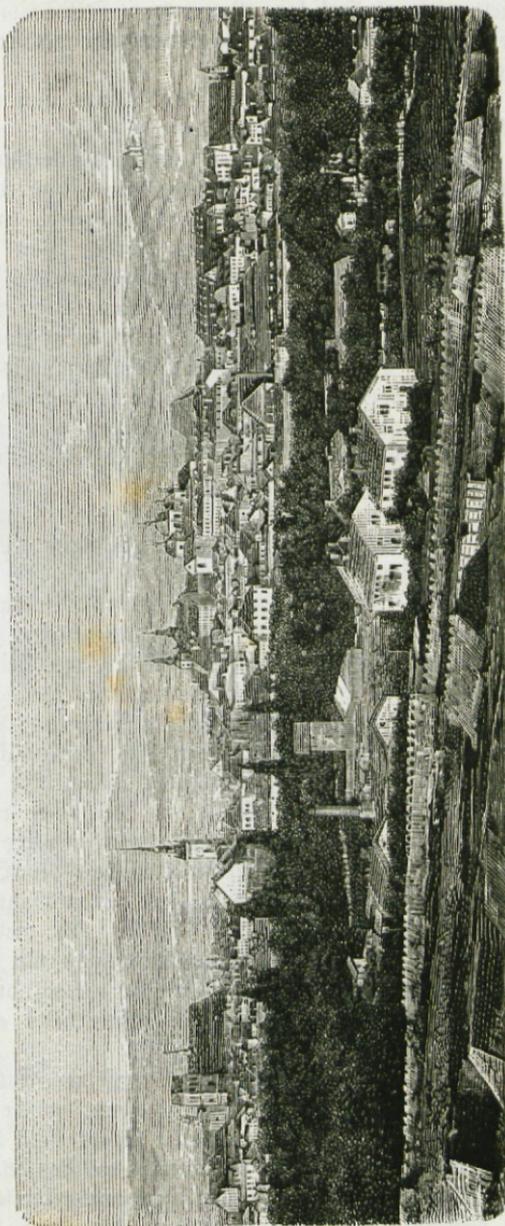
Olmütz wurde in den Jahren 1742—56 mit einem Kostenaufwand von 10 Millionen Gulden zu einer der stärkstermilitierten Festungen des Reiches umgeschaffen und dieser militärische Charakter der Stadt, verbunden mit ihrem kirchlichen Gepräge, welches sie als ältestes Bisthum des Landes, das im Jahre 1777 zu einem Erzbisthum erhoben wurde, bis auf unsere Tage bewahrt hat, verleiht ihr in der That noch gegenwärtig eine spezifische und eigenartige Physiognomie.

Zahlreiche Glockenthürme mit ihren schimmernden Kreuzen schmücken die vielen Kirchen und Klöster und sind schon weithin aus der Ebene sichtbar; auf den Wällen und Bastionen blitzen unaufhörlich die blanken Waffen der Wachtposten, Hornsignale und Trommelwirbel erschallen allenthalben, übertönt zuweilen von den schmetternden Fanfaren eines rauschenden Mar-

ſches, unter denen die Truppen in ihre Kaſernen einrücken; hie und da blißt zuweilen von dem grasüberwachsenen Wallgürtel ein Geſchütz ab, deſſen Donner über die Ebene dahinrollt und ſich an den nahen Bergen bricht. Einſt bewegte ſich die Geſchichte der Stadt in anderen Bahnen, wenngleich Olmütz ſtets ſeiner wichtigen Lage wegen von den Stürmen entſcheidungsſchwerer Kämpfe umtobt war.

In der Ebene von Olmütz empfing Jaroslaw von Sternberg an der Spitze der tapferen Bürger die Hauptthorde der Mongolen und brachte ihr eine fürchtbare, vernichtende Niederlage bei (1241).

In dem Wirwar der Religionskriege hatte Olmütz gleichfalls viel zu leiden; acht Jahre hindurch hielten die Schweden die Stadt belagert, nach ihrem Abzuge war die Zahl ihrer Einwohner von 30.000 auf nicht ganz 6000 zuſammengeſchmolzen. — Während der vierzehntägigen Belagerung durch den König Friedrich II. von Preußen im Jahre 1758 vertheidigte ſich die Stadt ſo mannhafte und erfolgreich, daß ſie unter anderen huldvollen Beweiſen des kaiſerlichen Dankes auch die Erlaubnis



Olmütz.

erhielt, den kaiserlichen Namenszug FM. (Franz, Maria Theresia) mit einer goldenen Ehrenkette im Brustschilde des gewürfelten städtischen Wappenadlers tragen zu dürfen.

Doch Olmütz sah nicht bloß düstere und unheilsschwere Tage, es erlebte auch schöne und glänzende Zeiten.

In das Morgenrauen unserer vaterländischen Geschichte muß die Gründung von Olmütz, dessen Name von dem altmährischen Ausdrucke *holy mane*, *hohler Felsen*, abgeleitet wird, zurückversetzt werden. Olmütz war eine derjenigen Stätten des Landes, von denen am frühesten das Licht des Christenthums ausstrahlte; im Jahre 863 wurde die Peterskirche vom heiligen Cyrill geweiht und schon damals herrschte in der Burg der Fürst der Zupa, deren Mittelpunkt Olmütz war; noch höher stieg die Bedeutung der Stadt, als Olmütz unter den Přemysliden zum Sitze eines eigenen Bischofs erhoben wurde, und eigene Herzoge in der Domburg mit glänzendem Gepränge Hof hielten. — Segensreich waltete der Krummstab über der Stadt und ihrem Gebiet, und als schon früher Kaiser Rudolf II. den Bischöfen für immerwährende Zeiten die Würde eines Herzogs und Fürsten verliehen hatte, ward Olmütz unter dem achtundfünfzigsten Bischofe, dem Grafen von Colloredo, zu einem Erzbisthum erhoben, während in Brünn ein Suffraganbischof installiert wurde.

Überall begegnen wir auf einem Rundgange durch die Stadt den Schöpfungen ihrer hochherzigen Kirchenfürsten, sowie der Mitglieder des Metropolitan=Domcapitels, welches sich den Beinamen des „allzeit getreuen“ verdiente. Die Stadt zählt gegenwärtig bei 15.300 Einwohner und ist nicht nur der kirchliche Mittelpunkt Mährens, sondern, seiner neueren Bestimmung entsprechend, auch der Sitz der wichtigsten militärischen Stellen des Landes. Die detachierten Forts bilden eine weite kreisförmige Kette um die eigentliche Festung, und einige derselben sehen schmucken Burgen nicht unähnlich; innerhalb des Ringes der Vorwerke erheben sich zwei Citadellen auf dem Galgen- und Tafelberge. Von der Ostseite der Stadt, von dem Doppelbahnhofe der Nordbahn und Staatsbahn hat man den Anblick der imposantesten Gebäude; hier erheben sich die fürsterzbischöfliche Residenz, die Paläste der Domherren, die Domkirche mit der Annenkapelle, in welcher das Conclave der Domherren bei der Wahl des Erzbischofs stattfindet, sowie viele militärische Gebäude, größtentheils aus ehemaligen Stiften und Klöstern entstanden.

Olmütz läßt sich am besten, seiner Entstehung und Geschichte entsprechend, in zwei Bestandtheile scheiden, in die ältere obere und die untere viel neuere Stadt. In der oberen Stadt liegt die Domkirche zu St. Wenzel mit der größten Glocke Mährens, welche 7617 kg wiegt. Vom Domplatze stieg man durch die alte Landrichtereigasse zu dem Burgthor hinab, aus dem in jener Mitternacht des 25. Juni 1241 Jaroslaw von Stern-

berg zur Mongolenschlacht ausbrach, und aus dem vier Jahrhunderte später die Schweden abzogen. Die Demolierung des Burgthores und der daran



Kaiserin Maria Theresia.

stößenden Festungsmauer hat jetzt den Charakter dieses historisch so denkwürdigen Stadttheils ziemlich verändert. Durch die Bischofsgasse gelangt man auf den gleichnamigen Platz, auf welchem das von dem Bischofe Karl

Grafen von Liechtenstein, der auch die erzbischöfliche Sommerresidenz zu Kremsier gegründet hatte, erbaute erzbischöfliche Palais steht, dessen Fronte von Baumwipfeln halb verborgen wird, deren frisches Grün inmitten der Stadt und der gewaltigen sich rings aufthürmenden Steinmassen ungemein freundlich wirkt. In der Nähe ist der Platz der ältesten Stadtpfarre zu St. Peter, auf dem das eine reiche Waffensammlung aufweisende Zeughaus steht.

Hier ist auch das Gebäude der mehr als 50.000 Bände zählenden Landesbibliothek, die in den Räumen einer ehemaligen Klosterkirche untergebracht ist; aus der Frohnleichnamsgasse ragt das hohe Gebäude der ehemaligen Universität hervor, die 1570 von dem Bischofe Wilhelm Prusinowsky gestiftet worden war und bis zum Jahre 1855 bestanden hat. Diese Gasse führt zum Juliusberge hinauf, dessen Namen man sogar mit dem des römischen Kaisers Julius Maximus in Verbindung bringt und woselbst im Mittelalter, wie noch die Namen: Burggrafenhaus und Landherrngasse andeuten, die Castellane, Burggrafen und Würdenträger der Landtafel Mährens gewohnt haben.

Viel später als diese obere Altstadt, aus der noch der Blasiusberg hervorragt, entstand nach Ableitung eines Marcharmes die jetzige untere Stadt, der Sitz des eigentlichen kaufmännischen und gewerblichen Lebens, woselbst unter den sogenannten „Lauben“ die elegantesten Kaufgewölbe und Auslagen sich befinden. Aus einem Badhause, welches ursprünglich am jetzigen oberen Platze stand, wurde im Jahre 1261 durch einen Gnadenbrief König Ottokars II. ein stattliches Kaufhaus zum Ausstellen und Feilbieten einheimischer und fremder Waren und Erzeugnisse, namentlich Tuch, Leder und Rauchwerk.

Aus dieser Kaufhalle wurde bald 1318 ein mächtiges hochbethürmtes Rathhaus. Dasselbe, ein längliches Viereck bildend, wird rechts von einer im gothischen Stil erbauten Erkerkapelle, links von dem in eine kühne Spitze auslaufenden Thurme flankiert; am Dachgesimse läuft eine Gallerie um denselben, während eine unten angebrachte Nische ein hochberühmtes, leider schon ruinenartig aussehendes Kunstwerk enthält. Es ist nämlich die von dem Verfertiger der Prager Altstädter Rathhausuhr, dem sächsischen Meister Anton Bohl, im Jahre 1422 vollendete Kunstuhr, welche in ihrer Art wohl weit und breit nicht ihres Gleichen hat. Sie enthält nicht nur ein wunderbares Glockenspiel und überaus sinnreiches Stella-Planetarium, sondern war auch mit einem so kunstvollen Mechanismus versehen, daß, wenn sie aufgezogen ward, 16 aus Holz geschnitzte Engel, von denen jeder eine Glockenschale und einen Hammer hielt, vier Musikstücke spielten, während Stunden und Viertelstunden durch die heiligen drei Könige, Josef und Maria auf der Flucht nach Egypten, die unter Leierspiel herauskamen, dann durch das Bild des heiligen Wenzel, welcher mit der Pendelbewegung den Kopf wendete,

und den Drachenritter Georg, sowie noch durch vier sich bewegende Mönche angezeigt wurden.

Einer unverbürgten Sage nach ward Anton Pohl von seinen ob dieses Wunderwerkes neidischen Zunftgenossen mit hämischen Anklagen, daß er nur durch teuflische Zauberei das Werk habe schaffen können, verfolgt und zuletzt auf Befehl der Rathsherren, die auch verhüten wollten, daß der Meister noch ein zweites ähnliches Kunstwerk verfertige, gebildet. Da erbat er sich als letzte Gunst die Erlaubnis, noch einmal in das Innere des Uhrwerks geführt zu werden, wo zahllose Räder und Ketten in einander griffen und einander durchkreuzten, auch vorgehend, das Werk würde plötzlich stehen bleiben, wenn er nicht noch eine unscheinbare Feder in Bewegung setze. Der Meister ward ins Uhrgehäuse geführt und rasch zwickte er mittelst scharfer Zange einen fast unsichtbaren, ihm wohlbekannten Leitdraht ab, worauf das Werk unter schier dämonischem Rasseln, Schnarren, Pfeifen und Heulen abgelaufen und plötzlich stehen geblieben sei. Erst ein Urenkel Anton Pohl's, Hanns Pohl, soll in Verbindung mit dem kaiserlichen Mathematicus Paul Fabricius das Uhrwerk wieder in Gang gebracht und mit neuen sinnreichen Erfindungen versehen haben; die letzte Reparatur ward 1810 vorgenommen; noch steht das Zifferblatt, zu beiden Seiten die Bildnisse der beiden Meister Anton und Hanns Pohl mit ihren kernigen Wahlsprüchen.

Nicht unerwähnt dürfen wir auch die hochinteressante St. Hieronymus-Kapelle im städtischen Rathhause lassen, deren kunstgemäße und sorgfältige Restaurierung im Jahre 1874 begonnen worden ist, und in der das reichhaltige Museum untergebracht wurde.



Schloß Tobitschau.

Eine Zierde des Hauptplatzes ist auch die im Jahre 1740 von der Stadt errichtete Dreifaltigkeitssäule mit zahlreichen Figuren von schöner Bildhauerarbeit verziert, 36 m hoch, die höchste in ganz Mähren. Auf dem unteren Plage, dem sogenannten Niederring, entfaltet sich das lebhafteste commercielle Leben, hier herrscht auch meist das dichteste Gewoge der Spaziergänger. Der Oberring führt durch ein kleines Gäßchen zur Stadtpfarrkirche von St. Maurit, deren Gründung man sogar auf den großmährischen König Moymir zurückführt und deren Inneres die größte und klangvollste Orgel Mährens enthält.

Der nordwestliche Stadttheil ist die Pilsen, die frühere Judenstadt, mit Kirche und Kloster der Dominicaner, aus welcher man durch das Franzens-
thor auf die von Wassergräben umschlungene und von Parkanlagen umkränzte Schießstätte gelangt. — Wenn wir schließlich noch gewissermaßen mit einem Blicke den Eindruck, den das einst so stolze Olmütz auf den Beschauer ausübt, festhalten wollen, so wählen wir am besten einen der südwestlichen Hügel zum Aussichtspunkt. Das mauergekrönte, vom grünen Wallgürtel wie von einem Bande umschlungene, auf zwei Marchinseln gelegene Häusergewirre dehnt sich vor uns aus, weit überragt von der, der Felsenstirne des Juliusberges entsteigenden, dreifach gekuppelten Michaelskirche und dem gleich einem Ritterspeer aufstarrenden, schlanken Thurme des Rathhauses.

Auch von der Höhe des nordöstlich von der Stadt gelegenen, sogenannten heiligen Berges, auf welcher eine weit und breit berühmte Marienkirche steht, die einst in Folge eines Traumgesichtes von einem reichen Olmützer Bürger gestiftet wurde und zu der jährlich tausende andächtiger Waller pilgern, genießt man eine prächtige, freilich anders geartete Aussicht, welche nach Norden bis an den Altwater, der bei den Olmützern als verlässlicher Wetterprophet in hohen Ehren steht, streift, anderseits die burgengeschmückten Vorberge des Karpathenzuges und die fruchtreiche, von Dörfern besäete Ebene ost- und südwärts umspannt. Die Wallfahrtskirche von Heiligenberg gehörte einst zu dem gegenwärtig als Garnisonsspital verwendeten früheren Prämonstratenser-Kloster Hradisch nahe der Stadt.

Vorstadähnliche Dörfer, wie die Neugasse, Greinergasse, Powel, Neustift, Neuwelt, Bleich und Pawlowitz, verrathen noch ihren früheren Rang als Vorstädte von Olmütz und die einstige viel bedeutendere Ausdehnung der Stadt. — Olmütz ist ein wichtiger Knotenpunkt des Eisenbahnverkehrs. Nicht nur der Flügel der Nordbahn: Brünn-Prerau zweigt bei Nezamyslitz ab und führt nordwärts nach Olmütz, während ein anderer kleiner Zweig derselben Bahn bis Sternberg führend an die mährisch-schlesische Grenzbahn sich anschließt, sondern auch die nördliche Staatsbahn entsendet einen Ast von Mährisch-Trübau in die Metropole der Marchebene. Noch immer ist der Handel der Stadt, ihrem Gewerbsfleiß entsprechend, erheblich zu nennen.

Ebenso wichtig in commercieller Beziehung ist Prerau im unteren Beewathale nahe ihrer Mündung in die March; einst freilich, als hier die Fern-

feine gewaltig waren, that sich Prerau besonders durch eine lebhaft geistige Strömung hervor. Die Picarditen (so nannten die Gegner die Anhänger des Kelches) und mährischen Brüder fanden hier Zuflucht und Schutz und es erblühte im Städtchen eine Schule, die weit und breit berühmt wurde, besonders als der milde Jugenderzieher Comenius derselben in den Jahren 1614—1616 als Rector vorstand. Ebenso ist auch das in der Hanna gelegene Proßnitz als Sitz der Brüderunität in den stürmischen Zeiten der Reformation von harten Glaubenskämpfen umtobt gewesen, gegenwärtig ist es als Hauptort der korngesegneten Hanna Mährens bedeutendster Fruchtmart. Noch sei des alten auf ziemlich steiler Höhe sich erhebenden Schlosses Busau mit dem unbedeutenden Städtchen gleichen Namens Erwähnung gethan, welches westlich unfern von Olmütz im Marchgebiete gelegen ist. Die Burg, obwohl weder geschichtlich noch architektonisch besonders merkwürdig, fordert doch ihrer pittoresken Lage wegen den Stift des Zeichners heraus.

Mitten in den Auen des Marchfeldes, von dem Orte gleichen Namens, wie von einem blühenden Garten umgeben, erhebt sich das in der Geschichte Mährens oft mit Ruhm genannte Schloß Tobitschau.

Da noch urwaldähnliche Wildnis das Marchthal von Olmütz abwärts bedeckte, scheuchte einst ein stattlicher Jagdzug mit Hörnerklang und Rüdengebell das Wild in diesen Forsten auf. Herzog Konrad von Olmütz und seine Gemahlin, die ungarische Königstochter Adleta, sprengten mit glänzendem Gefolge durch den Wald; an einer lieblichen Lichtung, auf sanfter Anhöhe ward zur Raft gelassen und ein fröhliches Mahl gehalten und so wohl gefiel dem Herzoge und seiner Gemahlin



Schloß Busau.

diese Stätte, daß sie beschlossen, hier ein Jagdschloß zu erbauen und als Castellan den Liebling Konrads Vitoslav von Tomačowsky einzusetzen.

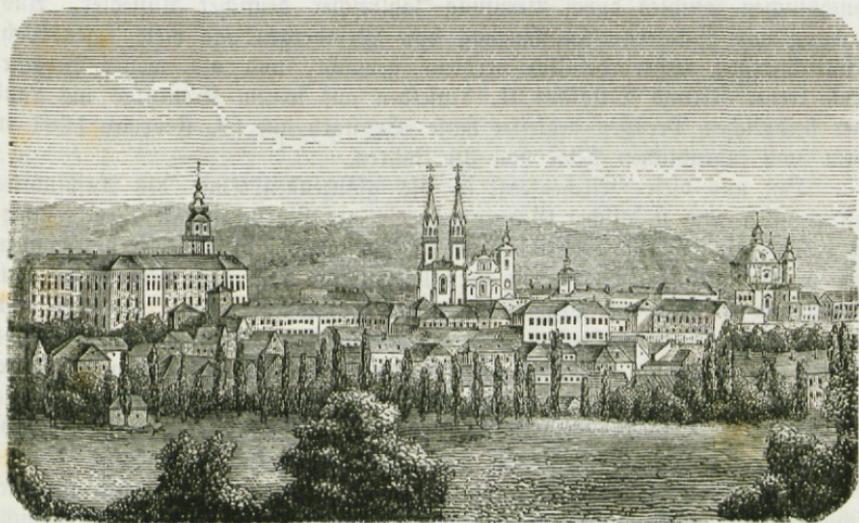
Aus dem Jagdschlosse ward bald eine mächtige Feste, die sich dann später gegen Schweden und Preußen gar zähe vertheidigen mußte. Der berühmteste unter den Schloßherren ist jener Eibor von Tomačowsky, welcher um die Mitte des 15. Jahrhunderts als Landeshauptmann die Rechte, Privilegien, Gewohnheiten und Gerichtsbräuche von Mähren in einer kostbaren handschriftlichen Sammlung zusammenstellen ließ. Er erbaute auch den hohen Schloßthurm, den er nicht mit Unrecht *Turris formosa* (schöner Thurm) nannte und von dessen Zinne aus man ein überraschend schönes Panorama überschauen kann: Gegen Norden haftet das Auge an den sanft gerundeten Kuppen des Sudetengebirges, aus denen an besonders heiteren Tagen das schneeige Haupt des Altwaters hervorragt; ostwärts ist die Wallfahrtskirche des heiligen Berges und das wallungürtete Olmütz, dann im malerischen Bezwahale die Ruine Helfenstein, noch weiter gegen Osten sind die Trümmer der Alttitscheiner Burg sichtbar; während mehr nach Süden aus den seltsam aufeinander gethürmten walbigen Höhen der Karpathenberge das Kirchlein am Hostein hervorschimmert und endlich ganz zu unseren Füßen das im Golde seiner Ahren wogende, von dem fernen Rande des Marsgebirges wie von einem dunklen Bande umsäumte Marchfeld sich majestätisch ausbreitet und auch im Westen dem, die üppige Hanna überschauenden Blicke gleich reicher Segen entgegentritt.

Nachdem wir von dem Warthurm des Tobitschauer Schlosses noch einmal in die Bergwelt des Nordens und Ostens hinausgeschaut, wollen wir nun ganz in die Ebene hinabsteigen und die Sommerresidenz der Erzbischöfe von Olmütz, das auf dem rechten Ufer der March unweit von den Mündungen der Bečwa und Hanna gelegene Kremšier, die bedeutendste Stadt des unteren Marchbeckens, besuchen.

Die Stadt wird von dem imposanten Sommerpalais der Olmützer Fürsterzbischöfe beherrscht und lehnt sich einerseits an den ausgedehnten Schlosspark, anderseits an den fürstlichen Biergarten an. Das Schloßgebäude selbst, im italienischen Baustile aufgeführt und im Jahre 1711 vollendet, bildet ein Viereck mit zwei Vorsprüngen und ist an der Stadtseite zwei, gegen den Park zu drei Stockwerke hoch. Uuter den durchwegs mit wahrhaft fürstlichem Prunkte ausgestatteten Gemächern, zunächst denen des ersten Stockes, heben wir den durch zwei Etagen reichenden an der Parkseite gelegenen mit dem Bilde des Fürstbischofs Hamilton geschmückten großen Saal hervor, in welchem einst vom 10. Juli 1848 bis zum 7. März 1849 der österreichische Reichstag tagte, dann den Thronsaal, in welchem die Besitzer der bischöflichen Lehnen den Vasalleneid leisteten. Die große, an 14.000 Bände zählende, mit einem schönen Deckengemälde *al fresco* geschmückte Bibliothek befindet sich im zweiten Stockwerke, welches auch den zu den Sitzungen des Lehenamtes be-

stimnten, gleichfalls mit wertvollen Frescogemälden prunkenden Lehenfaal enthält. Die Souterrainräume an der Parkseite enthalten Säle mit Stuccatur-, Mosaik- und Bildhauerarbeit, in denen Verzierwasserwerke, künstliche Bergwerkstollen u. s. w. angebracht sind.

Alle Erwartung übertrifft der von der March und einem ihrer Arme durchschnittene Park, der in den eigentlichen Schloßgarten und in den der Stadt zugekehrten Max-Josef-Park zerfällt. Mit seinen schlangengleich gewundenen Laubgängen, exotischen Prachtbäumen, Nadel- und Laubholzwäldchen, Nebenhügeln und Obsthainen, seinen lauschigen Rasenplätzen und an Teichen sich ausdehnenden Auen, seinen Fasanerien und Wildständen, Cascaden, Springquellen, Bassins, Eremitagen, Kiosks, Pavillons, anmuthige Ausblicke



Strenfjer.

gewährenden Lusthäusern, mit seinen chinesischen Paraplui-, Fasanen-, Pfauen- und Phantastiehäuschen, dem Freundschafts- und Schwanentempel, der Max-Colonnade, Sonnenuhr, Iris-, Phantasie- und Laternenbrücke: bietet er eine fast unerschöpfliche Fülle entzückender Genüsse dar; das Füllhorn reizend schöner Gaben, mit dem hier Natur und Kunst den staunenden Wanderer überschütten, scheint niemals leer zu werden.

Ebenso reich an reizenden Abwechslungen und überraschenden Schönheiten ist der an der Südwestseite der Stadt gelegene fürstliche Ziergarten mit seinen seltenen Gewächshäusern, seiner prächtigen Drangerie, der akustischen Gallerie mit antiken Nischenstatuen, dem Wasserkunsttempel, aus dessen Boden, Decke und Seitenwänden unversehens Regen träuft, Wasserstrahlen und Fontainen hervorpringen, und mit all seinen tropischen Riesenpflanzen und

ungeheueren Blumenpyramiden, die den arglos Lustwandelnden unvermuthet in das sogenannte Labyrinth locken, in dem man, falls man nicht zufällig den richtigen Weg trifft, stundenlang irre gehen kann, ohne den Ausgang zu finden.

Die Schloßkapelle besitzt ein ungemein kunstvolles Altarblatt; mit der im gothischen Stile erbauten, von dem Cardinal-Erzbischofe Max Josef Freiherrn v. Sommerau nach dem großen Brande von 1836 prachtvoll restaurierten Collegiatkirche zu St. Mauriz ist das Palais durch einen langen Corridor verbunden. Vor dem Hauptaltare dieser Kirche sind in einem Grabe von Quadersteinen die irdischen Überreste des Kanzlers Ottokars II., des berühmten Bruno von Olmütz, beigesetzt, der sich um den Sprengel seines bischöflichen Stuhles durch Berufung zahlreicher deutscher Ansiedler, Ausrodung von Wäldern, Anpflanzung von Weinbergen und viele segensreiche Einrichtungen außerordentlich verdient gemacht, und als weiser Berather und treuer Freund Ottokars II. denselben auf seinem Kreuzzuge ins Land der heidnischen Preußen begleitet hatte. Er starb am 18. Februar 1281 in dem noch jugendlichen Alter von 36 Jahren.

Hat uns dieser Kirchenfürst in die glänzenden Tage des Aufblühens bürgerlicher und städtischer Gemeinwesen in der Markgrafschaft zurückgeführt, so wollen wir jetzt eine Stätte besuchen, welche geweiht ist durch Erinnerungen, die in eine viel fernere Vorzeit zurückleiten. Am breit und mächtig sich entwickelnden Marchstrome liegt in ungemein fruchtbarer Ebene, die aber auch häufig von den hochgehenden Wogen des vielfach sich spaltenden Flusses übersfluthet wird, die Stadt Ungarisch-Gradisch, die aus einem Vorwerke, das zum Schutz gegen die räuberischen Ungareinfälle unter König Bela errichtet worden war, entstand und rasch emporblühte; eine halbe Stunde von Ungarisch-Gradisch liegt das Dorf Welehrad.

Hier befinden wir uns auf wahrhaft klassischem Boden für die Geschichte des Landes; denn auf diesem durch die Tradition geheiligten Grunde erhob sich inmitten von Nebenhügeln und Fruchtfeldern die Residenz der Könige Großmährens. Die heutigetierigen Scharen Arpads haben die Burg zerstört und die Wiege des mährischen Christenthums dem Erdboden gleichgemacht. Auf dem Friedhofe des Dorfes steht die St. Cyrilluskapelle an derselben Stelle, an der einst das erste christliche Gotteshaus im königlichen Burgbanne sich erhoben haben soll: noch wird der Vordertheil des Kirchleins auf der Altarseite als ein kostbarer Überrest der ersten, von dem Landespatron geweihten Kirche angesehen, in der auch der Herzog der Böhmen Borivoy getauft worden sein soll, nachdem er, zu Besuche am Hofe zu Welehrad weilend, mit seinen Rittern so lange von der königlichen Tafel ausgeschlossen blieb, bis er auch würdig war, zum Tische des Herrn zu treten und von dem himmlischen Mahle zu speisen. Nahe der Kirchhofskapelle ist ein umwallter freier Platz sichtbar, der das Schloßlein (Hradek)

heißt und auf dem der Sage nach Swatopluk's Königsburg gestanden haben soll. Noch zeigt man auch ein abgeflachtes Felsenstück im unsernen Walde, an welchem der König mit seinen Genossen das Jägermahl eingenommen haben soll und das bis zum heutigen Tage „des Königs Tisch“ heißt.

So mag man hier gern sich sinnend in die Schattenwelt der Geschichte zurückziehen, gern aber auch frohen Blickes die lachende Natur genießen, die ringsum ihre Reize entfaltet, denn in anmuthigem Wechsel erfreuen hier liebliche Obstgärten, wohlbebaute Äcker, Waldstreifen und blumige Auen und ab und zu das Silberband des Flusses das Auge.

Hier genießen wir so recht den Frieden und Segen der reichen Ebene des Marchflusses, dessen Bewohner wir nun auch kennen lernen wollen.

7. Die Bewohner des Marchbeckens und der angrenzenden Landstriche.

(Die Hanna und ihre Bewohner. — Tracht und Volksgebräuche der Slowaken. — Das „Königsreiten“ und der „Brautkuchen“. — Die mährischen Kroaten. — Ihre malerische Kleidung.)

Wohl der fruchtbarste Theil des ganzen Marchbeckens ist die Ebene an der Hanna, die eine kurze Strecke oberhalb Kremsier in die March fällt; sie ist die Heimat der rüstigen, rosseliebenden Hannaken, des kräftigsten slavischen Volksstammes Mährens, dessen Sprachgrenze man etwa durch die Städte Wischau, Olmütz, Leipnik und Kremsier abzeichnen kann. Der Hannake ist groß und stämmig, von offenem und geradem Wesen, doch viel phlegmatischer als der leichtlebige Wallache oder der heitere und gesangliebende Slowake. Die Hannaken sind durchaus wohlhabend, ja reich, denn der fette Humus ihres Ackerbodens liefert bei emsiger Bebauung überreichen Ertrag; nirgends ist daher auch die Kost des Landmannes besser und nahrhafter; die Hannaken essen Weizenbrod, sie lieben gute Kuchen (Bucheln) und Schweinefleisch und ziehen Bier jedem anderen Getränke vor. Der Hannake übt gerne und oft in übermäßigem Grade Gastfreundschaft und liebt es auch, mit einem gewissen Stolze seine Wohlhabenheit sehen und fühlen zu lassen. Ungemein gerne haben sie starke und kräftige Pferde, daher die Pferdezucht im ganzen Lande nirgends anderswo so trefflich gedeiht; gerne fährt der reiche Bauer mit dem Vier- und Sechsgespänn seiner Vollblutpferde in seinem Sonntagsstaate zur Kirche.

Die Männer tragen eine grüne Jacke, meistens aber, oft auch im Hochsommer, einen kürzeren oder längeren braunen Schafspelz mit der

Wolle nach innen, dann eine weite, oben in Falten gelegte, zinnoberroth oder rothbraun gefärbte lederne Kniehose und hohe, steife Stiefel; meist auch Sommer und Winter hindurch einen Mantel mit kurzem Faltenkragen und einen schiffsnabelförmig nach vorne und hinten geschweiften Filzhut mit buntem Bänderaufputz. Was das Beinleid betrifft, welches von der Hüfte bis zum Knie weit und pludrig ist, muß es nach hannatischen Begriffen so weit sein, daß es einen halben Mezen Weizen fassen kann, ohne daß man es bemerkt, und am Knie so fest zugezogen hasten, daß kein Körnchen durchschlüpfen kann. Die Frauen und Mädchen, die als die schönsten des Landes gelten können, tragen als Kopfumhüllung einen eigenthümlichen, aus einem grellfarbigen Tuche gebildeten Bund, von dem die Enden gleich Ohrgehäusen abstehen; der kurze Faltenrock, über den eine bunte Schürze gebreitet wird, wird über die Hüfte aufgebunden und ist durch einen Streifen des enganliegenden Hemdes von dem gleichfalls enganschließenden, in der Regel goldbordierten Leibchen getrennt; Hals- und Armkrausen sind von gelben Spigen und die mit hellfarbigen Bändern geschmückten Schuhe meist sehr zierlich und mit hohen Stöckeln versehen; doch letztere tragen die Mädchen fast nur, wenn sie für den Tanzsaal Toilette machen, sonst haben sie gleich den Slowakinnen schwere, mit Hufeisen beschlagene Stiefel.

Verschieden von den reichen behäbigen Hannaken in Kleidung und Lebensweise, Charakter und Sitte, ist der Volksstamm der Slowaken, die das ganze südöstliche Mähren erfüllen und nicht nur marchabwärts wohnen, sondern auch einen Theil der Karpathengegenden besetzen, von wo sie sich jenseits der Landesgrenze am Nordsaume Ungarns ausbreiten, westlich bildet das Marsgebirge die scharfe und genaue Grenze gegen die Slaven des Westens. Obwohl das Marchbecken also nur einen kleinen Bruchtheil derselben beherbergt, wollen wir ihrer doch schon hier gedenken, da die fruchtbare Strecke von Ungarisch-Gradiß bis Lundenburg, sowie die Gegend um Gaja die eigentliche Heimat der reicheren, ackerbautreibenden Slowaken ist, während die Bewohner der Karpathenthäler sehr arm sind und auf tiefer Bildungsstufe stehen. Aber auch die Slowaken der Ebene sind weniger bildungsfähig, wie die übrigen Slaven des Landes, und die Bewirtschaftung ihrer Felder ist daher im allgemeinen unzureichend und mangelhaft; auch das slowakische Bauernhaus ist ärmlich; es ist zumeist aus unbehauenen Fichtenstämmen erbaut und mit Stroh gedeckt; das Innere desselben ist nichts weniger als besonders reinlich, und die Ochsen, Schweine und Ziegen leben darin auf etwas gar zu vertraulichem Fuße mit der Familie.

Der Slowake ist mittelgroß, aber kräftig gebaut, leicht erregbar und schnell zu Streit und Kampf aufgelegt; er ist ungemein gesangliebend, und es gibt bei ihnen schöne Volkslieder, die sie bald in rauhen scharfen Tönen, bald in klagend weichen, schmelzenden Accorden bei der Arbeit in Haus und Feld zu singen pflegen.

Charakteristisch ist die Kleidung des Slowaken, die manches von der Tracht der magyarischen Nachbarn entlehnt hat. Im Sommer tragen die Männer ein kurzes, aus Hauf gewobenes Hemd, eine lange, sehr weite Glatze aus demselben Stoffe, die unten mit Franzen besetzt ist, ein rundes Filzhütchen, das ganz mit buntfarbigen Bändern und Schnüren umwunden, auch wohl mit Sträußchen bestückt ist; über das Hemd wird dann noch ein Mantel mit weiten Ärmeln aus graulich-weißem, dicken und groben Stoffe geworfen. Die Glatze wird im Winter mit einer knapp anliegenden, nach ungarischer Weise verschürzten blauen Tuchhose vertauscht. Wenig geschmackvoll und originell ist die Kleidung der Frauen und Mädchen. Sie tragen meist dunkle oder ganz schwarze Röcke mit kurzer Taille und einer darüber gebundenen langen weißen Schürze, das Kopfhaar wird mit einer weißen, farbig ausgenähten Binde zusammengehalten; an vielen Orten flechten die Mädchen ihr reiches Haar in zwei lange, über den Rücken hinabhängende buntbehänderte Zöpfe.

Unter den eigenthümlichen Gebräuchen, die bei den Slowaken noch heimisch sind, verdient das sogenannte „Königsreiten“ hervorgehoben zu werden. Am Pfingstmontag reiten einige Burschen in weißen, talarähnlichen Kleidern, zur Seite einen Säbel und mit einer kronenartigen Mütze, zu Pferde durch das Dorf; viele andere Bursche, ebenfalls reitend und in ähnlichem Aufzuge, schließen sich ihnen an. Die ganze Reiterschar



Volksstracht der Slowaken.

sprengt nun, wie natürlich unter dem Zusammenlauf von Groß und Klein, zum nächsten Dorfe, wo ihnen schon eine ebenso herausgeputzte Cavalcade entgegentrifft. Die gekrönten Bauernbursche, Bauernkönige genannt, begrüßen sich sodann unter merkwürdigen Ceremonien und komischen Verbeugungen und laden sich gegenseitig auf den Abend zum Trank und Schmaus in einem Wirtshause ein, wobei Ort und Zeit der Zusammenkunft genau verabredet wird; hierauf kehren sie ins Dorf zurück, wo mittlerweile für die Bauernkönige verschiedene Eswaren, zumeist Eier, Speck und Fleisch von Haus zu Haus gesammelt werden; all das wird dann, in der Regel auf dem Plage vor der Schenke, verkauft und der Erlös des Abends gemeinschaftlich vertrunken.

Ebenso eigenthümlich ist die Sitte des Brautkuchens, die in folgenden dem besteht:

Sobald der Tag der Trauung festgestellt und die Gäste dazu geladen sind, übernimmt in der Regel eine Muhme der Braut das wichtige Geschäft, den Brautkuchen zu backen; derselbe hat wahre Riesendimensionen, ein ganzer Mezen (0·6hl) Weizenmehl wird hiezu verwendet, die Länge des Kuchens beträgt meist 1·2m, die Breite 0·8m und die Dicke der Teigmasse ganze 23cm. Um dieses Ungeheuer in den Backofen schieben zu können, muss das Ofenloch natürlich ausgebrochen werden. Der Kuchen wird mit Glittergold reich verziert und so auf die Tafel gebracht; in der Mitte hat er eine bedeutende Vertiefung, die dadurch erzeugt wird, dass während des Backens ein großer Topf in den Teig gestellt wurde. Das Brautpaar wird nach der Trauung, die jedesmal vormittags stattfindet, von den mit bunten Bändern und Rosmarin geschmückten Brautführern und Kranzjungfrauen nicht nach Hause, sondern ins Wirtshaus geführt, woselbst das Frühstück, in Branntwein und Kuchen bestehend, eingenommen wird. Hier wird bis gegen 4 Uhr nachmittags verweilt, dann zum Hause der Muhme aufgebrochen, woselbst der Brautkuchen feierlich abgeholt und unter dem Schalle der Musik ins Haus der Braut getragen wird. Zu diesem Riesenkuchen stellt die Brautmutter einen kleinen bei, der ebenfalls mit einer Vertiefung in der Mitte versehen ist. Die Hochzeitsgäste, nehmen an der Tafel Platz und bei jedem Gerichte, das frisch aufgetragen wird, werfen sie Geldstücke in die Vertiefung des großen und kleinen Kuchens. Am Ende der Mahlzeit wird die Summe, die der kleine Kuchen enthält, der Braut, die des großen Kuchens dagegen dem Bräutigam zur Hauseinrichtung übergeben.

Merkwürdig ist es, dass die Braut während der ganzen Mahlzeit weinend und mit einem Tuch vor dem Gesichte dasitzen muss und von den Speisen nichts berühren darf. Nach der Tafel nähern sich ihr vier Frauen, meistens aus ihrer Verwandtschaft, und während zwei ein großes Leintuch gleichsam als Vorhang vorhalten, nehmen die anderen unter lautem Schluchzen und Wehklagen den Myrtenkranz vom Kopfe der Braut und bedecken letzteren mit einem Tuche, wie es die Frauen zu tragen pflegen. Endlich beginnt der Tanz, den das Brautpaar eröffnet, und dieser Augenblick scheint wohl schon lange von der Braut heiß herbeigewünscht worden zu sein, denn gleich nach dem ersten Reigen entfernt sie sich in die Brautkammer, wo die fürsorgliche Mutter mittlerweile Speise und Trank in Hülle und Fülle für die Hungrige vorbereitet hat. Erst in der Früh des nächsten Tages begleitet der ganze Zug unter lärmender Musik und fröhlichem Zauchzen die junge Frau in das Haus ihres Mannes.

Ein Theil der Slowaken, besonders um Lundenburg und Eisgrub, hat auch die reiche und malerische Tracht der Kroaten angenommen, die eine kleine Colonie im südwestlichen Mähren bilden, indem sie auf einem Gebiete von nicht ganz 288□km in den Dörfern von Fröllersdorf, Guttenfeld und Neuprerau südlich von Dürnholz und westlich von Nikolsburg leben. Sie

wurden im Jahre 1584 von dem Freiherrn Christoph von Teuffenbach auf seiner Herrschaft Dürnholz angesiedelt und haben sich, obwohl sie rings von deutscher Bevölkerung umgeben sind und obgleich der Gottesdienst bei ihnen in dem verwandten slowakischen Dialekte gehalten wird, Sitten, Sprache und Kleidung in unvermischter Reinheit erhalten. Besonders die letztere ist ungemein malerisch und die reichste unter allen Trachten der mährischen Slaven.

Der Kroat trägt zunächst auf dem Leibe ein Hemd mit sehr weiten, offenen, am Endsaum mit einer rothen, schwarzen oder blauen Bordüre besetzten Ärmeln aus grobem Linnenzeug, welches über dem engen blauen oder weißen Beinkleide, das ganz dem ungarischen gleicht, getragen wird. Der Leibrock von blauem oder weißem Tuch ist an der Kante mit rothen, schwarzen oder weißen Schnüren besetzt und wird so getragen, daß er den starken Nacken und die breite haarige Brust der Hitze und Kälte preis gibt. An Werktagen ist der Kroat mit einem weißen, aus grobem Wollenstoff gefertigten Mantel, Halina genannt, bekleidet. Die Fußbekleidung bilden Stizmen mit einem hufeisenartigen Eisenbeschlage statt des Absatzes. Ein kleiner zugespitzter Filzhut mit einer eingerollten Kränpe und mit vielen bunten Seidenbändern geschmückt, ist die Kopfbedeckung; stecken überdies noch eine oder mehrere Federn an dem Hute, so gilt dies als Zeichen unternehmenden Muthes und als Aufforderung des Trägers an jeden, der Lust und Kraft genug besitzt, mit ihm zu ringen.

Die Tracht der Frauen und Mädchen ist an Wochentagen viel einfacher als der schöne und kostspielige Sonntagsstaat. Über dem faltenreichen, licht- oder dunkelfarbigen Rocke wird eine kurze Jacke (Spenser) aus weißem Flanell, im Winter ein langer weißer Pelz aus Schaffellen, dessen Vorderzipfel nach rückwärts umgeschlagen sind, getragen, während ein „Tüchel“ so über den Kopf gebunden wird, daß es die frischen rothweißen Wangen vor der bräunenden Sonne schützt. Dagegen ist der Feststaat reich und malerisch. Die Mädchen flechten ihre reichen, meist dunkelkastanienbraunen Haare in einem künstlichen Knoten rückwärts zusammen, darüber wird dann eine aus Pappendeckel gemachte, mit Seide überzogene und mit Gold oder Silberborten reich verzierte Haube getragen, von der an besonders hohen Festen ein mit Spitzen



Volkstracht der Kroaten.

befetzter, aus Mouffeline gewebter oder schwarz und weiß gestickter Schleier bis unter die Taille herabfällt. Das Leibchen aus schwarzem geblumten Seidenzeug wird vorne meist mit silbernen Ketten oder Knöpfen zusammengestellt; große Sorgfalt wird auf die Stickerei des Hemdes verwendet, dessen ungemein weite, ballonartige Ärmel mit feingestickten Manschetten versehen sind. Im Winter wird an Feiertagen ein mit blauem Tuch überzogener, reich verbrämter und mit Knöpfen und Spangen aus Silber geschmückter Pelz getragen.

8. Der Spieglicher Schneeberg.

(Charakter der mährischen Sudeten und ihrer Bewohner. — Von Sternberg zu den Quellen der March. — Besteigung des Spieglicher Schneebergs. — Altstadt. — Goldenstein. — Die Sage vom Fuhrmannsstein.)

Wir haben die Bewohner des reichgesegneten Marchbeckens kennen gelernt, die, fast durchgehends wohlhabend und gastlich, sich ihrer wogenden Getreidesturen und grasreichen Triften erfreuen; die March soll uns nun den Weg weisen in das rauhe, aber doch an so vielen Schönheiten reiche Gebirge des Nordens, dessen Bewohner nur spärliche Halmfrucht ernten und ein kärgliches Dasein fristen, doch durch unverdroffene Arbeit sich die Bürde des harten Lebens erleichtern.

Einst freilich herrschte auch in den Thälern der Sudeten ein reges frohbewegtes Leben, da noch der Bergmann in den Stollen des Gesenkes nach Gold- und Silbererzen schürfte und manch kostbaren Schatz ans Tageslicht hob; als aber, wie das Volk dieser Gegenden noch immer zu erzählen weiß, harte und böse Menschen die Berggeister erzürnten, und die Kobolde und Zwerge Gänge und Minen verschütteten, als die kahlen Berghalden, auf denen nur hier und da niederes Gehölz und dürre Grasbüschel vorkommen, keine blendenden Schätze mehr im Innern des Felsens bedeckten, da sank der Reichthum so vieler Städte, und die Bewohner dieser Gegenden, die so manchen uralten Brauch festhielten, mußten sich an das neue Leben voll harter Arbeit gewöhnen.

Doch ehe wir das eigentliche Gesenke besuchen, wollen wir die ehrwürdige Kuppe des Spieglicher Schneebergs besteigen, an dessen Südfuß der Fluß, aus dessen Ebene wir soeben kommen, entspringt.

Wir wandern also von Olmütz an, bei welcher Stadt wir zuerst die Marchebene betreten haben, thalaufwärts. Von Osten her grüßt uns das durch seinen Gründer, den von Sage und Geschichte gefeierten Mongolenbesieger Jaroslaw berühmte, gewerbsleißige, am Fuße des Gesenkes malerisch gelegene Städtchen Sternberg. Wo die mährische Szawa in den March-

flusß sich ergießt, etwas unterhalb Hohenstadt, biegen wir ab, um in das Friesawathal und zu dem rings von Bergen umrahmten, steil gelegenen Städtchen Schildberg zu gelangen, welches auf denjenigen, der die enge und steile Hauptgasse hinanklimmt, schon ganz den Eindruck eines richtigen Hochgebirgsstädtchens hervorbringt. Das anmuthige Waldthal der Frieße oder Friesawa (eines Nebenflusses der mährischen Sazawa) noch immer hinaufsteigend, gelangt man an dem eifriger Gewerbtätigkeit beflissenen Markte Mährisch-Rothwasser vorüber. Bald sieht man das gewaltige Haupt des Schneeberges vor sich emporragen; nach anderthalbstündiger Wanderung trifft man in dem, im oberen Thale der March gelegenen Orte ein, von wo die eigentliche Besteigung des Schneeberges beginnt.

Ein dichter, fast jedem Sonnenstrahl den Eingang wehrender Tannen- und Fichtenwald, der die ganze Südseite des Spieglicher Schneeberges bedeckt, nimmt uns auf; uns zur Seite rauscht bald lauter, bald leiser ein silberheller Bach, der zuweilen aus Buschwerk und Gestein hervorblickt, bald wieder von zerklüftetem Steingefchiebe und überhängendem Gesträuch fast ganz verdeckt wird; es ist die March, die am Südhange des Spieglicher Schneeberges als stilles und gar bescheidenes Wässerlein entspringt und in schwachem Geriesel zu Thale rinnt.

Bald fesselt am rechten Ufer des Flüslechens eine Felsenwand unsere Aufmerksamkeit, in der sich zwei große Öffnungen befinden. Es sind dies die sogenannten „Quarzlöcher“, Höhlenräume, mit schönen Tropfsteingebilden geschmückt, aber auch am Boden und den Wänden mit einem weißlichen, quarzfähnlichen Kalkbrei bekleistert.

Auch in diesen Höhlen läßt die Phantasie des Volkes märchenhafte Schätze vergraben sein und die Sage erzählt, daß einst ein Jägermann, der vom Schneeberg herabstieg, hier einem fremden Wanderer von dunkler Gesichtsfarbe mit schwarzem Lockenhaar und mit bunten phantastischen Gewändern angethan, begegnet sei. Der unheimliche Fremde habe ihn angerufen, ihm gesagt, daß er aus Welschland komme und von wunderbaren Schätzen wisse, die hier in der Gegend verborgen seien. Ungläubig schüttelte der Forstmann den Kopf, da führte ihn der Welsche zu den Quarzlöchern; sie schritten hinein und der Fremde klopfte an die Wand im Hintergrunde, da that sich diese auf und tausendfältiges Licht, das aus den Perlen, Rubinen, Smaragden, Gold- und Silberbarren, die hier aufgehäuft lagen, hervorstrahlte, blendete die Eintretenden.

Der Welsche redete nun dem Jäger zu, sich zu nehmen, wonach er Gelüste trage; doch möge er sich nicht allzusehr belasten, denn sechsmal wolle er ihn noch in diese unterirdische Zauberwelt führen, beim siebenten Male aber solle er für immer ihm gehören. Als nun der Jäger Neue empfand und sich nicht entschließen mochte, das Blatt, das ihm der Unbekannte hin hielt, mit seinem Blute zu unterschreiben, da breitete der Fremde

seinen rothen Mantel auf den Boden aus und hieß den Jagenden sitzen. Kaum war dies geschehen, so erhob sich in der Luft ein stürmisches Brausen und in rasender Eile wurde unser Jäger durch die Lüfte entführt; nach wenigen Minuten fühlte er sich sanft niedergesenkt, betäubt und fast bewußtlos fand er sich in einer ihm gänzlich unbekanntem Stadt, wo niemand, den er ansprach, ihn verstand, es war Padua; da bemerkte er plötzlich an dem Fenster eines hohen schönen Hauses den Mann aus Welschland, der lachend auf ihn herabbllickte. Der bestürzte Jäger eilte zu ihm hinauf und flehte ihn an, ihn wieder in die Berge seiner Heimat zurückzuführen; er wolle ihm alle seine Schätze zurückgeben und nie wieder ein unlauteres Verlangen nach kostbarem Gute äußern. Nach längerem Zögern willigte endlich der Fremde ein und sagte, daß die ausgestandene Angst und die Folterqualen des Gewissens Strafe für seine Begehrlichkeit sein mögen. Nun reichte er ihm aus einem Spitzglase einen Trunk; als der Jäger denselben zu sich genommen, versiel er in einen tiefen Schlaf, da er aus demselben erwachte, fand er sich wieder in seinem heimischen Walde vor der räthselhaften Höhle, in die ihn der Fremde geführt hatte.

Bald oberhalb der Quarzflöcher verlassen wir die March, die freundlich murmelnd uns so lange Gesellschaft geleistet, und indem wir einen steilen Seitenpfad einschlagen, gelangen wir nach einem zweistündigen, sehr beschwerlichen Marsche über den kahlen felsigen Boden, auf dem nur mehr hie und da kümmerlicher Baumwuchs sein Dasein fristet, zur „Schweizerei“, die bereits auf preussischer Seite liegt. Hier hält man gewöhnlich Nachrast, um dann beim frühesten Grauen des Tages den Aufstieg auf die eigentliche Kuppe fortzusetzen und hier das Schauspiel des Sonnenaufgangs zu genießen. Die höchste Kuppe des Schneebergs ist vollkommen baum- und strauchlos und nur etwa vier Monate des Jahres schneefrei; sie bildet eine bei 11 Hektar breite Fläche, in deren Mitte sich eine steinerne Säule an der Stelle erhebt, wo die Grenzmarken von Preußen (Glatz), Böhmen und der Markgrafschaft zusammentreffen. Schon zeigt sich der Purpurschein der Sonne im Osten und der Glanz des Tagesgestirnes überstrahlt bald die nahen und fernen Kuppen der Berge, während in den Schluchten und Thälern des Glazer Gebirgskessels noch die bläulichen Schatten der Dämmerung lagern. Gegen Südosten kann das bewaffnete Auge bei klarem Himmel bis in die Fluren der Marchebene schweifen. Es ist nur schade, daß der breite Rücken der Kuppe, auf welcher der Beschauer, der sich hier so recht mitten in die Bergwelt der Sudeten versetzt fühlt, steht, immer nur gestattet, einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt des Horizontes zu überschauen.

Zum Abstiege vom Gipfel wählen wir den Weg, der uns zur Marchquelle führt, wir lassen uns von dem hell rieselnden Wasser eine Strecke begleiten und folgen dann dem Laufe der kleinen March; am linken Ufer dieses Baches liegt bei Glasdörfel der sagenreiche Sauberg, von dem

der Volksmund erzählt, daß hier einst auf dem schauerlich wilden Felsvorsprunge ein Raubritter gehaust habe, der, nachdem er lange Zeit die Umgebung mit Furcht und Schrecken erfüllt und Verbrechen auf Verbrechen gehäuft hatte, endlich von der gerechten Strafe ereilt worden sei. Vom Landeshauptmann in seinem Felseneste belagert, tödtete er, als er keinen anderen Ausweg mehr sah, zuerst Weib und Kind und stürzte sich dann selbst unter gräßlichen Gotteslästerungen in den tiefen Schloßsbrunnen; doch noch findet er keine Ruhe im Grabe, noch muß er als Quäler und Peiniger der Nachkommen seiner einstigen Unterthanen auf Erden umherirren; naht etwa ein unkundiger Wanderer um Mitternacht dem schaurigen Orte, wo einstens die Burg gestanden, so erhebt sich allsgleich ein furchtbares Ungewitter und rollender Donner und gräßlich zuckende Blitze zwingen den Vorwitzigen, die Stätte scheu zu fliehen.

Die Gruppe des Spieglicher Schneebergs wird von dem eigentlichen Gesecke durch den Spornhauer Paß (oder Ramsauer Sattel) geschieden. Die Gebirgslandschaft, die dazwischen liegt und vor welcher der Salwiesenberg und Fichtlich als mächtige Bergriegel vorgeschoben sind, hat in den beiden Zuflüssen der March, dem Grauppabache und dem Bord- oder Mittelbordbach, die wichtigsten Thäler. In denselben standen einst viele Eisenhämmer und Hüttenwerke, während gegenwärtig von all den verschütteten oder versunkenen Schachten nur hie und da noch einer spärliche Ausbeute liefert. So wird noch heutigen Tags bei Erzberg, südlich von Altstadt, Erz gegraben. Altstadt kommt unter diesem Namen nachweislich erst im sechzehnten Jahrhundert vor, es hieß schon seit ältester Zeit Goldeck, und erst als am Fuße der Burg Goldenstein ein Ort gleichen Namens entstand, nannte es sich Alt-Goldeck, und als sich kein blinkendes Goldkörnlein in den Adern des Gebirges mehr zeigte, gehörte bald auch der Name Goldeck zu den längst verschollenen, an seine Stelle war „Altstadt“ getreten.

Ebenso wohlhabend durch Bergwerkbetrieb wie Altstadt war Goldenstein im Thale des Mittelbordbaches. So wie viele Sagen das Andenken an den einstigen Reichthum dieser Gegenden erhalten haben, so wissen andere Erzählungen wieder von den furchtbar traurigen Tagen zu berichten, wo die kärgliche Frucht, die der Fleiß des Landmanns dem Steinboden zu entlocken weiß, mißrieth und Hunger, Pest und Kriegsnoth in die Thäler des Gebirges brachen. Besonders war es die Zeit der Hussitenkriege, die über diese Landstriche Elend und Noth brachte.

In diesen Tagen lebte, so weiß die Sage zu erzählen, in Goldenstein ein reicher Prasser, der bei wohlbesetzter Tafel des Hungers und der bitteren Noth der Armen spottete, denen er auch das letzte Stückchen Habe durch schändlichen Wucher abpresste. Endlich verhiß er den Bejammernswerten Wagen voll Getreide, die er aus Schlesien herüberführen wolle. Statt dessen führte er Steine und Felsklumpen ins Gebirge hinauf; von allen Seiten

waren hungerbleiche Gestalten herbeigekommen; als sie des Truges gewahrten und statt der Frucht die Steine sahen, hoben sie die Arme zum Himmel auf und stießen gränliche Verwünschungen gegen den erbarmungslosen Pasterer der Armut aus, und die göttliche Strafe traf den Frevler sofort. Gerade als er mit Ross und Wagen umkehren wollte, um nach Goldenstein zurückzufahren, ward er plötzlich in Stein verwandelt. Noch jetzt zeigt man den moosbewachsenen verwitterten Felsblock, der einem mit Ross und Knecht zu Stein erstarrten Fuhrmannswagen nicht unähnlich sieht. Es ist der „Fuhrmannsstein“ in der Nähe des Städtchens Goldenstein, schon am linken Ufer des Mittelbordsbaches, und also bereits dem Gesenke, der Hochschaargruppe, angehörig.

Das ganze, südlich vom Hochschaar und dem Köpernik oder Glaserberge hinziehende Gebirge führt den Namen Allersdorfer Bergland und begleitet das liebliche und romantische Thal der Tessa, jenseits welcher die Gruppe des Altvater sich erhebt, auf ihrem Laufe bis zur Mündung in die March. Dieses Thales anmuthiger Zauber soll uns nun zunächst zu längerem Verweilen einladen.

9. Das Tessthal und der Altvater.

(Durchs Tessthal. — Schönberg. — Petersdorf. — Wiesenberg und seine Fabriken. — Waldpartien im Thale der rauschenden Tessa. — Die Bründlheide. — Auf der Kuppe des Altvaters. — Der Peterstein. — Im Werthathale. — Zöptau. — Ein Ausflug nach Sternberg.)

Am Ausgange des Tessthales, welches mit seinen wolkenumschleierten Bergeshöhen, seinen drohend überhängenden Felsmassen, den rauschenden Quellen, die überall vordringen, den düsteren Wäldern, die sich über dem Wanderer wölben, dem prächtigen Blumenflor seiner Berge und den mühsam bebauten, hie und da zerstreuten Ackerflächen ein Alpenbild im kleinen darstellt, liegt das gewerbsleißige, ungemein malerisch an die Abdachung des nördlichen Gebirges sich anlehrende Städtchen Schönberg, der Hauptstiz der mährischen Leinenindustrie.

Schönberg ist eine der ältesten Ansiedelungen der Deutschen in Nordmähren, und während der Slave seit den ältesten Zeiten nur den Pflug zu führen verstand, schwang der Deutsche in dieser rauhen, der Feldfrüchte entbehrenden Berglandschaft bald den Hammer des Bergmanns; als jedoch die Adern des Gebirges durchwühlt und der reichen Schätze entblößt waren, schuf sich die deutsche Bevölkerung dieses Thales neue Goldgruben, indem sie zur Spindel und zum Webstuhl griff, und so macht denn Schönberg mit seinen reinlichen Gassen, seinen blanken schmucken Häusern und dem geschäftigen

Leben, das allenthalben herrscht, dem Summen und Schnurren der Webstühle, das fast aus jedem noch so schlichten Häuschen dringt, und dem Säusen und Brausen seiner Fabriken den Eindruck behäbigen Wohlstandes, den unermüdete Arbeit sich im Laufe der Jahre geschaffen. Die Schönberger Fabrikherren beschäftigen fast die ganze arme Bevölkerung der umliegenden Ortschaften und versenden die Waren hauptsächlich nach Wien, Triest, Budapest, nach Italien, ja selbst nach Amerika; jährlich werden bei 100.000 Schock Leinenwaren verschickt, und Schönberg ist im Lande für die Leinenindustrie das, was Brünn für die Tuchmanufactur ist. Anfänglich war die Erzeugung des Linnens nur auf Handarbeit beschränkt, im Jahre 1785 wurde die erste Fabrik in Schönberg errichtet und gab, wenn sie auch in Folge der Conti-



Schönberg.

mentalsperre (1812) vorübergehend eingieng, doch den Anstoß zu schwungvoller und immer wachsender Fabrikation im großen, durch welche die Bürger des freundlichen Städtchens bald zu ansehnlicher Wohlhabenheit gelangten, die sich in vielen mit besonderer Munificenz errichteten communalen Anstalten kundgibt.

Vom ehemaligen Schlosse, das jetzt in ein bürgerliches Brauhaus und Magazin umgewandelt wurde, genießt man eine entzückende Aussicht ins Thal der Tesa. Noch schöner ist die Fernsicht vom Taubenberge nahe bei Schönberg; von hier gelangt man, der Fahrstraße folgend, nach Reitendorf, am rechten Ufer der Tesa; unfern davon am anderen Ufer liegt Petersdorf, woselbst noch gegenwärtig eine der sogenannten „Schwesterkirchen“ steht,

während die andere, die sich früher in Reitendorf befand, abgetragen und durch eine neue geräumigere ersetzt worden ist.

Mit diesen Schwesternkirchen verhielt es sich aber folgendermaßen. Es waren Kirchlein von grauem Mauerwerk mit grauer Thurm- und Dachbedeckung, einander vollkommen, bis ins Einzelste, gleich, nur daß das eine etwas größer war. Doch das fiel dem Beschauer nicht sogleich auf, und erstaunt mußte sich der Wanderer fragen, ob Zufall oder Absicht es gefügt, daß die beiden Gotteshäuser einander so völlig gleichen. Schnell hat die Sage die Antwort zur Hand, daß es unverföhnlicher Schwesternhafs gewesen, der solches bewirkte. Zwei Zwillingsschwestern lebten einst, so berichtet der Mund des Volkes, auf dem Schlosse zu Ullersdorf, in gleicher Schönheit herabblühend und auch an Gemüth und Geistes Eigenschaften einander vollkommen ähnlich; so lebten sie in inniger Neigung einander zugethan und nichts schien diese Schwesternliebe stören zu können; da kam ein stolzer Ritter, Zdenko mit Namen, auf die Burg und gewann beider Herzen; verzehrende Eifersucht bemächtigte sich fortan der Schwestern und unauslöschlicher Hafs trat an die Stelle einstiger heißer Liebe; sie vermieden es selbst, einander zu begegnen, und bald sollte auch nicht mehr ein und derselbe Raum der Burgcapelle die Unverföhnlichen beim Gottesdienste vereinigen.

Da fasten beide zugleich und in derselben Stunde den Entschluß, jede für sich eine Kirche zu erbauen, um so des verhafsten Anblicks der Schwester enthoben zu sein. Jede entwarf den Plan und berief ihren Baumeister und als dann nach kurzer Zeit die beiden Kirchen fertig dastanden, da mußte es bei dem bekannten Haffe der beiden Schwestern jedermann Wunder nehmen, daß beide Kirchlein so ganz gleich ausgefallen; nur noch höher stieg der Groll der Schwestern ob dieses Umstandes, der wie gegenseitige Verhöhnung gedeutet wurde, und erst der Deckel der Gruft begrub die unselige Feindschaft; doch nicht früher, so erzählt die Sage weiter, finden die verstorbenen Schwestern Ruhe im Grabe, als bis die kleinere Kirche ganz in die größere hineingerückt sein würde, denn immer mehr und mehr (so wußte das Auge der Leute zu beobachten), näherten sich die Kirchlein einander. Schade, daß jetzt durch die Abtragung der baufälligen Reitendorfer Kirche auch die Erfüllung der Verheißung vereitelt worden ist.

Immer das Flußthal hinansteigend kommen wir von Reitendorf nach dem Curorte Groß-Ullersdorf. Vom Hutberge aus genießt man eine schöne Aussicht über das von saftigen Triften und dunkeln Waldungen umkränzte Dorf, aus dessen Mitte der vieleckige Thurm des neuen Badehauses sich erhebt. Die fürstlich Pichthenstein'sche Badeverwaltung hat in jüngster Zeit ungemein viel zur Hebung des Curplatzes gethan.

Groß-Ullersdorf ist nicht bloß durch seine Quellen, welche mit denen von Gastein, Schlangenbad in Nassau und Johannisbad in Böhmen nahe verwandt sind und bei allen fieberlosen rheumatischen Leiden, in Schwäche-

zuständen, Erkrankungen der Athmungsorgane, Strophulose, Krankheiten des Kreislaufs und der Drüsen außerordentliche Erleichterung gewähren, sondern auch durch seine vorzügliche Molke und seine schöne und gesunde Lage, welche die Wirkungen seiner heilkräftigen Gewässer noch erhöht, rühmlichst bekannt.

Etwa eine Stunde von dem Ullersdorfer Curhause entfernt, ist der sogenannte schwarze Graben (Gräben heißen im Geseufe die tief in das Gebirge eingerissenen oder auch den Kamm desselben begleitenden, meist steilen und von jäh abfallenden Felswänden eingeschlossenen Schluchten, durch die



Ullersdorf.

hie und da ein Bach — mundartlich die Bach — braust), der auch „Rubin-
graben“ heißt.

An dem reizend gelegenen Jägerhause von Buchelsdorf vorüber gelangen wir bald nach Wiesenberg. Böptau mit seinen rauchgeschwärzten Schornsteinen bleibt rechts liegen; das Flußthal wird immer enger, indem die dichtbewaldeten Vorberge der Sudeten hart an die Ufer treten, dazwischen gibt es reizende Ausblicke auf saftig frische Wiesenflächen, deren dunkle Tannen-
umrandung, abwechselnd mit hellerem Buchengrün ein ungemein lebhaftes Colorit abgibt; im Hintergrunde des Thales ist das weiße, doppelthürmige Schloß Wiesenberg sichtbar, hinter welchem dann die Hochgipfel des Ge-

birges aufsteigen, bald in überraschende Nähe gerückt und deutlich sichtbar, bald wie in duftig blauer Ferne verschwimmend, eine häufig wiederkehrende Täuschung in den Gebirgsländern, die durch die wechselnde Feuchtigkeit der Atmosphäre veranlaßt wird.

Die höchsten Kuppen des Gesenkes sind freilich von hier nicht sichtbar, aber man sieht einige niederere Kuppen, wie die Einsattelung der Brännldeide und den „rothen Berg“. Ungemein malerisch ist der Contrast zwischen den freundlichen Wiesenmatten der Thalsohle und der Vegetation des Gebirges; den Fuß desselben säumt dunkler Tannenwald ein; wo der Forst sich lichtet, wächst niederes Gestrüppe und kümmerliches Strauchwerk bis an den Rand der sogenannten Heideflächen, so nennt man die eigentlichen Hochkuppen des Gesenkes, die durch den Winterschnee, den sie lange tragen, weithin kenntlich sind. Während des kurzen Sommers, da sie schneefrei sind, wachsen die Heidelbeere, das Baumwollengras, der blaue Fingerhut, Moose und wunderschöne Orchideen und Glockenblumen, sowie noch andere seltene Pflanzen auf den „Heiden“.

Die schöne, wohlgepflegte Straße, welche an dem Schlosse von Wiesenberg vorüberzieht, führt über Reitenhau und Annaberg, woselbst sich die rauschende Teß, die in der Nähe des Fuhrmannssteines entspringt, und die von Westen kommende, aus dem sogenannten „Bärmuttergraben“ hervorgequellende eigentliche Teß mit einander vereinigen, in mächtiger Steigung über den „rothen Berg“ an die schlesische Grenze, nach Freiwaldau und Gräfenberg.

Wiesenberg selbst liegt ungemein freundlich und ist reich an lebhaft betriebenen Industrie-Etablissements, von denen die Dampfbrannerei, die Spiritusbrennerei, die großartige Spinnfabrik, die Walzwerke und Schmieden zu nennen sind und die größtentheils durch die jetzigen Besitzer, die um das Teßthal, seine Cultur und seinen gewerblichen Aufschwung hochverdienten Gebrüder Klein, denen auch die ausgedehnten Eisenwerke zu Zöptau und Stephanau gehören, ins Leben gerufen wurden. Mit vollem Rechte ziert dieses Haus der Freiherrentitel „von Wiesenberg“.

Auch die prächtige Kunststraße, die über den rothen Berg führt, ward von den hochherzigen Wohlthätern dieser Gegend erbaut; wir verfolgen sie aufwärts bis etwa nach Annaberg. Köstlich ist der dichte kühle Wald, durch dessen Hallen man das ganze Thal der rauschenden Teß entlang wandelt. Wer einmal im frohen Gemüthe der Waldesherrlichkeit hier gewandelt, der gedenkt dann stets des Dichterwortes:

Mich lockt der Wald mit grünen Zweigen
Aus dumpfer Stadt und trüber Luft;
Er lockt mit seiner Sängers Reigen
Und seinem feierlichen Schweigen
Und seiner Blüten mildem Duft.

Immer einsamer wird es um uns herum, je höher wir hinaufsteigen, immer schwächer das aus dem Thale herausdringende Rauschen der Gebirgswässer, immer mehr lichtet sich aber auch der Wald, und bald begleiten nur mehr einzelne niedere Fichten unseren Weg, der uns endlich zum Unterkunftshause auf die Bründlheide führt. Hier mag wohl längere Zeit geraftet werden, umsomehr, da sich eine prachtvolle Aussicht nach Gräfenberg und ins Tessthal bis zum Marchbecken darbietet.

Doch da unser eigentliches Reiseziel der Altvater ist, so dürfen wir uns nicht allzulange hier aufhalten. Auf den Altvater führen mehrere mehr oder minder beschwerliche Fußwege, unter welchen der beste der von Winkelsdorf durchs Thal der stillen Teß, den Hungergraben und über den sogenannten Bärenkamm ist.

Von der Bründlheide geht man den Haupttrüden des Gebirges entlang über die Einsattelung der Straße, die auf den rothen Berg führt und von da immer längs der mährisch-schlesischen Grenze zur Ullersdorfer Schweizerei, welche an der Südwestseite des Leiterberges sich befindet und die höchste bewohnte Stätte Mährens und Schlesiens ist. Von hier, wo sich ein schöner Ausblick in das obere Tessthal öffnet, geht es dann zur eigentlichen Kuppe des Altvaters, auf der ein Grenzstein steht, da hier einstmals drei Herrschaften zusammenstießen. Dem entsprechend trägt auch das steinerne Grenzmal auf der einen Seite die Bischofsmütze (Bisthum Breslau), auf der anderen Seite das Deutschmeisterkreuz (Freudenthal) und auf der dritten den Zerotinischen Löwen (jetzt Plichtenstein'sche Herrschaft Ullersdorf). Der Weg zur Kuppe des Altvater führt über eine Halde, auf der nur wenige verkümmerte, an der Spitze meist abgestorbene Fichtenbäumchen stehen. Ihre den Nord- und Weststürmen zugekehrte Seite ist meist ast- und nadellos; die völlig abgestorbenen, fast silbergrauen Stämmchen werden vom Volksmunde „Leichen“ genannt. Ist bewölkter Himmel oder liegen wogende Nebel auf der Kuppe, so scheinen sich diese bleichen, geisterhaften Leichen mit zerzaustem Schopfe und starr zum Himmel gestreckten Armen gespenstisch zu bewegen und unheimliche Furcht befällt wohl den abergläubischen Wanderer.

Der Altvaterstock besteht eigentlich aus drei Kuppen, dem Altvater (1487 m), Leiterberg (1376 m) und dem Großvater (1377 m); an diese schmiegen sich, fast wie Mutter und Sohn, noch die hohe Heide und der Peterstein (letzterer 1444 m hoch); die Aussicht vom Altvater ist nach der mährischen Seite durch Vorberge fast ganz verdeckt, doch sieht man den Spiegler Schneeberg, Sternberg und Dlmütz.

Aber oft ballen sich plötzlich Nebelmassen zusammen, die dann jeden Ausblick hindern und auch beim Aufstieg den Wanderer leicht in die Irre leiten, daher ist es stets gerathen, einen Handcompas mitzuführen, denn sonst kann man auch wohl in einen der beiden westlich von der Schweizerei gelegenen großen Sümpfe gelangen. Bricht dann die Sonne durch die

ziehenden Nebel, so entstehen oft, besonders des Morgens, seltsam schöne Luftspiegelungen.

Steigt man südwärts von der Kuppe hinab, so gelangt man zur Karlsbrunner Schäferei in der Einsenkung, die den Altvater von dem Peterstein trennt.

Letzterer hieß einst „hoher Ruck“. Als jedoch in den Zeiten der Glaubenskämpfe ein protestantischer Maler und seine Braut vor ihren Verfolgern flohen, kamen sie, zu Tode erschöpft, auf den hohen Ruck und hier riefen sie in ihrer höchsten Bedrängnis zum heiligen Petrus, der ihnen auch rettend erschien und sie an den Quell Hinnewieder (jetzt Karlsbrunn in Schlesien) wies; wunderbar gestärkt durch den Trunk aus der Quelle, eilten sie weiter und kamen glücklich über die Grenze und nach Dresden, woselbst Peter Hagenbach, so der Name des flüchtigen Malers, bald ein berühmter Schüler von Lucas Kranach wurde. Zur Erinnerung an diese wunderbare Rettung erhielt der hohe Ruck den Namen „Peterstein“.

Als im schönen und lieblichen Teßthale der finstere Hexenglauben zu wüthen anfieng, ward der Peterstein bald berüchtigt als der Ort, „allwo die Hexen ihre verdammte Zusammenkünft zu halten pflegen“ und es ward daher im Jahre 1681 beschloffen, denselben „zur Beförderung der Ehre Gottes und zur Verhütung dergleichen ferneren lasterhaften Hexenzusammenkünften“ zu entführen und auf seiner Kuppe eine Säule mit einem Crucifix und Besperbild anzubringen.

Am 20. Juni 1682 erfolgte unter allem erdenklichen Pomp und großer Schmauserei, die zum Schlusse nicht fehlte, die Aufstellung der Marterssäule (das Bild hatte 3 fl., die Säule 13 fl. 35 kr. gekostet). Wie hoch es an diesem festlichen Tage alldort hergieng, ersieht man wohl schon daraus, daß die Pferde der geladenen Gäste zwei volle Schäffel Hafer verzehrten, die Gäste aber erlabten sich an einigen Eimern kühlen Weines, welche die Ullersdorfer Herrschaft beige stellt hatte.

Doch noch sollte der unselige Wahn, dem schon so viele Unglückliche zum Opfer gefallen waren, nicht sein Ende erreichen, wenigstens meldet eine Römerstädter Chronik auch aus den Jahren 1686, 1687 und 1689 noch fünfzehn Hexenbrände in Ullersdorf, und noch immer bildete der Peterstein den unheimlich düsteren Hintergrund dieses graufigen Aberglaubens.

Als die Hexenverfolgungen in dieser Gegend in höchster Blüte waren, bestanden zwei Hexengerichte, eines in Ullersdorf und eines zu Schönberg. Das erstere war zusammengesetzt aus dem berüchtigten Juristen Boblig als Director, dann dem Burghauptmann, Kentmeister, Burggrafen, Forstmeister und Hammerverwalter und es wurden in den Jahren 1679 bis 1686 bei 40 Hexen und Hexer verbrannt. Erst vom Jahre 1690 an erloschen die Hexenprocesse vollständig.

Das Licht, welches die wachsende Erkenntnis der Naturkräfte, die besonders in unseren Tagen so glorreiche Siege feiert, allenthalben verbreitete,

hat auch die letzten Nebel dieses unheilvollen Aberglaubens verschleudert und gegenwärtig ziert die Kruppe des Petersteins eine in den Felsen eingefügte Gedenktafel mit folgender Inschrift: „Dem Andenken unseres vaterländischen Forschers, Professor Dr. F. A. Kolenati, gewidmet vom wissenschaftlichen Vereine „Kosmos“ in Mährisch-Schönberg.“ Der um die Erforschung des mährischen Landes so hochverdiente Gelehrte Dr. Kolenati ist in der nahegelegenen Karlsbrunner Schäferei am 12. Juli 1864 verschieden.

Wir ergötzen uns noch einmal an der herrlichen Fernsicht nach Mähren, die man vom Gipfel des Petersteins aus genießt, wenden uns dann im Abstiege, die hohe Feide und den Maiberg zur Seite lassend, westwärts und gelangen bald in die gastliche Herberge „auf der Krich“ (Franzens-Jagdhaus); aus dem Fenster dieses mitten im rauschenden Walde ungemein anmuthig gelegenen, netten Häuschens sehen wir noch einmal in klumpiger Masse den unförmlichen Peterstein vor uns liegen und blicken auch ins Waldthal der Wertha hinab, in das wir nun niedersteigen und dem wir uns bis Wernsdorf, woselbst die Wertha in die Tese mündet, anvertrauen wollen. Die Wertha entsteht aus den Wildbächen des Kieß- und Hirschgrabens und ihr Thal ist ausgezeichnet durch den prächtigen Wald, der seine ehrwürdigen, schattigen Kronen über die Sohle und die Ränder desselben breitet.

Die Wertha, deren Rauschen uns wie munteres Geplauder begleitet, wenn sie auch hin und wieder im Walddickicht zu verschwinden scheint, bleibt uns zur Seite bis nahe vor Wernsdorf, wo sich der Wald zu lichten beginnt und wir dann der Fahrstraße folgen. Diese führt uns durch den über eine Stunde langen Ort, dessen reinliche Häuser, größtentheils mit hübschen Vorgärtchen versehen, überaus freundlich dreinblicken, bis nach Böptau (eigentlich Stettenhof), woselbst die großartigen, den Gebrüdern Klein gehörigen Eisenwerke, welche vornehmlich Nägel, Maschinenbestandtheile und Erfordernisse für den Eisenbahnbau liefern, eingehender Besichtigung wert sind.

Von hier führt uns ein Ast der mährischen Grenzbahn nach Schönberg zurück. Von diesem Orte aus mag uns dieselbe Bahn zu einem Ausfluge nach Sternberg verleiten, welches ungleich volkreicher als das erstgenannte Städtchen, an Betriebsamkeit und rührigem Gewerbestreife mit diesem wetteifert. Sternberg (mit etwa 14.000 Einwohnern) ist der Hauptsitz der mährischen Baumwollenindustrie. Nördlich und östlich an das Gesenke sich anlehnd, blickt es nach Süden in die große Marchebene. In seinen Straßen, die durch eine fast holländische Keulichkeit ausgezeichnet sind, herrscht tagsüber das regste Leben und Weben. Sternberg ist der wichtigste Stapelplatz für alle Erzeugnisse des so industriereichen benachbarten Gebirgslandes; Warenzüge durchkreuzen nach allen Richtungen die Stadt, deren Bewohner größtentheils wohlhabend, dabei lebenslustig, frohgemuth, aber

auch von dem edelsten Wohlthätigkeitsſinn beſeelt ſind. Zahlreiche Stiftungen zur Unterſtützung verarmter Bürger, zur Ausſtattung mittelſoſer Mädchen, das Bürgerſpital, Armenhaus, ſowie viele andere gemeinnützige Anſtalten geben bereitetes Zeugniß von dem Wohlthätigkeits- und Gemeinſinn der Bürger.

Seltſam ragen in das geſchäftige Leben dieſer gewerblichen Stadt die altersgrauen Trümmer der Burg Jaroslaw's von Sternberg herein, der nicht nur dieſe Feſte erbaute, ſondern auch den erſten Anstoß zur Erbauung der Stadt gab, welche aber als ſolche erſt in einer Urkunde des Jahres 1371 genannt iſt, während ſie früher bloß als Marktſteden erwähnt wird. Vorübergehend ward Sternberg proteſtantiſch, litt ſpäter ſehr inſolge der Belagerung durch Torſtenſon, welcher erſt nach Jahresfriſt Stadt und Burg einnehmen konnte; mehr noch ward Sternberg durch die ſchredliche Waſſerflut im Jahre 1789 verheert; erſt in unſeren Tagen blühte es als wichtiges Emporium der nordmähriſchen Induſtrie ſo mächtig empor.

Es gibt auch eine hübsche Sage von den Schätzen des Sternberger Schloſſes. Ein Knabe fand einſt an einem Pfingſtmontag morgens eine wunderbare, ſeltſame Blume, die er alſbald auf ſeinen Hut ſteckte; kaum hatte er dieſ gethan, als er ſoſort vor einem prächtigen Kryſtallpalat ſtand; eine ſchöne Fee lud ihn ein, einzutreten und von den ſchimmernden Schätzen zu nehmen. Dieſ that er auch, doch dreimal überhörte er beim Weggehen den Ruf, das Beſte nicht zu vergeſſen; es war der mit der Zauberbume geſchmückte Hut gemeint, den er am Eingange zurückgelaffen. Der achtloſe Knabe ſprang hinaus, donnernd fiel die Feſenpforte zu, ihn noch an der Ferſe verletzend, und aller Schätze beraubt ſtand der Knabe an der brennenden Feſenwand.

Mit unſerem Ausfluge nach Sternberg ſind wir aus dem vom Hochgebirge umrahmten Thalkieſſel der romantiſchen Teiſ wieder plötzlich an den Südrand des Geſenkes verſetzt worden, wo daſſelbe in allmählich ſich abſtuſenden Hügelfetten zur großen Mittelebene des Landes herabfällt. Dieſer Theil des Geſenkes, der weſtwärts nur durch eine verhältnißmäßig ſchmale unſ ſchon bekannte Senke von dem Karpathengebirge geſchieden wird, heißt das niedere Geſenke, und wird durch den Thalsattel, über welchen die mähriſch-ſchleſiſche Centralbahn ihren Weg nimmt, von dem hohen Geſenke getrennt.

10. Daß Geſenke und ſeine Bewohner.

(Das niedere Geſenke und ſeine Bewohner. — Römerſtadt. — Die Eulenburg. — Altſtadt. — Der Bürkauer Bach. — Die Sage vom Zwerge Apella. — Sprache und Bräuche der „Gebirgler“. — Beſuch einer Spinnſtube im Geſenke.)

Fast alle Städtchen des öſtlichen oder ſogenannten niederen Geſenkes ſind durch den rührigen Gewerbeleiß ihrer Bewohner, durch die lebhafte

Industrie, die größtentheils in der Bereitung feiner und grober Leinenwaren besteht, ausgezeichnet. Wir nennen Römerstadt an der oberen Mohra, dessen Name kaum auf eine Römergründung zurückzuführen sein dürfte, gegenwärtig durch einen Bahnflügel mit dem Netze der mährischen Schienenwege verbunden; ferner Bergstadt, einst, wie sein Name besagt, durch reiche Silber-, Kupfer- und Bleigruben ein wichtiger Sitz des Bergmannsgewerbes, gegenwärtig nur ein kleiner Ort, von wenig wohlhabenden Leinweberfamilien bewohnt; Johnsdorf, woselbst noch immer bedeutende Eisenindustrie und mächtige Eisenwerke bestehen; ferner die Städtchen Bärn, Hof und Grubau, deren Bewohner fast nur von Handspinnerei und Weberei ziemlich dürftigen Unterhalt gewinnen.



Eulenberg.

Viel verborgener aber als diese Ortschaften und beinahe in weltabgeschiedener Vergessenheit liegt in einem einsamen Waldthale, fast nur den Umwohnenden bekannt, der kleine Markt Eulenberg mit den zum größten Theil in Staub gesunkenen, zum Theil erhaltenen und mangelhaft restaurierten Trümmern der Eulenburg, die, aus melancholischer Waldschlucht aufragend, nur mehr ein Obdach lichtmeidender Thiere ist und in deren Fensterhöhlen mannigfaches Gesträuch üppig wuchert. Am interessantesten ist ihr Anblick, wenn man sie von Norden her umgeht und aus der tiefen Thalschlucht, auf deren Grunde ein Bach schäumt, emporsteht. Vom dunklen Tannenwald umgeben, erblickt man dann die Ruinen scharf vom grau bewölkten Himmel sich abhebend, auf schwindelnder Höhe des Felsens kühn und stolz alles ringsum überragend.

Betrachtet man die Burg von dieser Seite, so erlangt man erst einen Begriff von den außerordentlichen Mühen, welche mit der Belagerung einer solchen schier unzugänglichen Ritterfeste verbunden waren. Und Eulenburg weiß von mancher harten Bestürmung zu erzählen.

Als die Burg, die, wie die naive Sage erzählt, einst sogar den Bruder des Pontius Pilatus beherbergt haben und zu den Zeiten Jesu Christi den Brüdern Rabenstein und Stralek gehört haben soll, nicht mehr im Besitze des in der Landesgeschichte viel genannten Geschlechtes derer von Sowinetz, sondern bereits in dem des deutschen Ritterordens war, belagerte im Jahre 1643 der Schwedengeneral Bernhard Torstenson das Schloß durch vier Wochen vergeblich, obwohl er die größten Anstrengungen, es einzunehmen, machte. Erst nach dieser Zeit, als bereits alle Außenwerke zertrümmert waren, capitulierte der Commandant der Burg, Augustin Osvald von Riechtenstein, gegen die Bedingung freien und ehrenvollen Abzuges.

Es ist noch ein Rechnungsüberschlag der Unkosten erhalten, welche die Vertheidigung der Burg verursachte und die darthun, welche Wichtigkeit man diesem Platze beigemessen und wie groß die Stärke der Besatzung, andererseits aber auch, wie rüstig die Constitution der Belagerten gewesen sein mußte. Darnach betragen die Auslagen an barem Gelde 43.408 fl.; an Fleisch hatte man 277.000 Pfund, an Brot über 555.000 Pfund consumirt, an Bier aber hatte man das gewiß respectable Quantum von über 541.000 Maß vertrunken, während zu anderweitigem Bedarfe 13.194 Meßen Hafer verbraucht worden waren. Damals ward, was noch unbeschädigt von beweglichem Gut in der Burg zurückgeblieben war, von den Schweden geraubt oder zerstört und bald bot das Schloß das Bild vollkommensten Verfalles dar, als das es dem Beschauer noch gegenwärtig entgegentritt, obwohl Herzog Maximilian Josef als Hochmeister des deutschen Ordens manches zur Erhaltung des geschichtlich so denkwürdigen Schloffes gethan hat.

Nördlich vom Markte Eulenberg liegt das von uns erwähnte, einst durch schwungvollen Bergbau hervorragende Bergstadt; eine halbe Stunde davon entfernt bildet in einem engen, rings von hohen Felsen eingeschlossenen Thale der Pürkauer Bach den merkwürdigsten und bedeutendsten Katarakt im Lande.

Er stürzt über einen 21 m hohen Felsenrücken, in dessen Mitte sich eine trichterförmige Öffnung befindet, in welche das Gebirgswasser unter brausendem Tosen und mit großer Gewalt fällt, um sogleich wieder zurückgeworfen zu werden und meterhoch emporzuwirbeln, worauf es dann in Millionen schillernder Wasserstäubchen versprüht und in das untere Becken hinabperlt, welches die Form eines Viereckes hat; von dieser Höhe aus beginnt der zweite Sturz des angesammelten Gewässers in ein gleichfalls mehrere Meter tiefes Becken, welches man „den schwarzen Tümpel“ nennt. Über dem schwarzen Tümpel ragt eine Seite des Felsens derart hervor, daß

man auf dem schmalen Gesimse desselben längs des steinigen Flussbettes aufwärts klimmen kann, worauf ein herrlicher Ausblick auf das wildromantische Thal die verwegene Kühnheit lohnt.

An der Ostseite des Thalesseßels erhebt sich die etwa 63^m hoch emporsteigende Felsmasse des sogenannten „Mhusteines“, in deren Rissen die lichtscheue Eule haust. Eine kurze Strecke vom Mhustein entfernt, ragt nordwestlich ein anderer mächtiger Berggrücken auf, der vom Volke den Namen des „verwünschten Schlosses“ erhalten hat, denn das Gestein auf seinem Scheitel ist so seltsam aufeinandergethürmt, daß es der Grundmauer eines Gebäudes oder den Ruinen eines Schlosses nicht unähnlich sieht; blendende Schätze von ungeheurerem Werte läßt die Phantasie des Volkes in den unterirdischen Räumen dieses eigenthümlichen Felsenbaues vergraben sein, welche sammt den verzauberten Prinzen und Prinzessinen von böswilligen Geistern in strenger Hut gehalten werden.

So wie diese Sage die Erinnerung an die bösen Mächte festhält, welche in diesen Thälern, wo der Bergmannsgruß schon längst verklungen, in deren Bergen kein edles Metall mehr blinkt und in deren Hütten nur mehr das Webeschiffchen den Faden zieht, die Schätze der Unterwelt für immer vergraben und verschlossen halten, so daß kein menschlicher Blick mehr sie zu erschauen vermag; so bewahrt eine andere Sage, die im Gesenke erzählt wird, das Andenken an die freundlichen Zeiten, da noch gute, hilfsreiche Berggeister an dem Schicksale der Menschen gütigen Antheil nahmen und gerne von der Fülle ihrer Schätze an die Armen und Nothleidenden spendeten.

In Gaisdorf bei Bodenstadt, so erzählt diese Sage, lebte einst eine arme Witwe, Namens Anna, mit ihrem einjährigen Kinde in bitterem Elend. Als sie einst wieder herbe Thränen vergoß über ihre drückende Noth und darüber nachsann, wie sie doch ihrer Armut ein wenig abhelfen könnte, fiel ihr die Sage von dem Zwerge ein, der in der nahen Berghöhle seit unvordenklichen Zeiten hausen solle.

Sie erinnerte sich zugleich, daß am Charfreitag alle Höhlen und unterirdischen Paläste der Erde geöffnet seien, und an diesem Tage begab sie sich daher zu dem mächtigen Felsblocke, der, wie sie wußte, den Eingang zum Berge verschloß. Mit lauter Stimme rief sie den Zwerg an und bat ihn, ihr zu öffnen; da erhob sich alsbald ein gewaltiges Dröhnen und donnerähnliches Getöse; die Felsenpforte sprang auf, und angstbekommen und mit zitternden Gliedern trat die arme Witwe, das Kindelein im Arme, in das Innere der Höhle. Wie erstaunte sie aber, als sie die Herrlichkeit ringsum gewahr wurde; geblendet von dem überirdischen Glanze, den die Fülle des Goldes und Edelgesteines ausstrahlte, schlug sie das Auge zu Boden. Da sie es wieder erhob, erblickte sie im Hintergrunde der Höhle, auf einem herrlichen Thronseßel sitzend und geschmückt mit einem Diademe leuchtender Edelsteine, den Zwerg Apella, der sie freundlich anredete und sie aufforderte, wenn es zu ihrem Wohle gereichen sollte, was ihr zunächst liege, zu sich zu nehmen. Hastig, um ja nicht den Augenblick zu versäumen, setzte sie das kleine Mädchen auf den Boden und griff gierig nach den Goldklumpen, die vor ihr lagen; soviel sie davon ergreifen konnte in den Händen haltend, eilte sie mit der kostbaren Habe hinaus. Erst als das Felsenthor hinter ihr wieder donnernd zugefallen war, erinnerte sie sich des Kindes,

das sie zurückgelassen. Jammernd und weinend flehte sie zum Zwerge, sie nochmals einzulassen; vergeblich war ihr Pochen, vergeblich ihr Rufen und Klagen: die Mauer des Felsens blieb starr und unbeweglich. Weinend und betrübt als sie hergekommen, schlich sie nach Hause zurück.

Im nächsten Jahre erschien sie an demselben Tage wieder; auch diesmal fanden ihre Thränen und ihr Flehen kein Gehör, erst im dritten Jahre fand sie am Sterbetage des Heilands die Höhle geöffnet, sie erblickte ihr Kind an derselben Stelle sitzend, wo sie es an jenem unseligen Tage in ihrer durch die Eier nach Gold bewirkten Eile zurückgelassen. Mit einem lauten Freudenschrei preßte sie ihren Liebling an die selige Brust und bedeckte das Gesichtchen mit heißen Klüssen; da hörte sie die sanfte Stimme Apella's, der im strahlenden Glanze vor ihr stand. „Vergib mir“, sprach er zu ihr, „dass ich dir eine so harte Prüfung auferlegt habe; in Zukunft soll dir nur Glück zu Theil werden.“ Mit diesen Worten verschwand der Zwerg und die Frau eilte dankeerfüllt Herzens nach Hause; dort angelangt, stellte sie ihr Kind nieder, um auf den Knien Gott für seine Rettung zu danken; da sie sich bückte, entfiel ihrem Schoße ein goldener Apfel. Es war das Geschenk des Zwerges und er besaß die wunderbare Gabe, den Besitzer desselben vor jedem Leide zu bewahren!

Nicht allzuschwer ist die ernste Deutung dieses sinnigen Märchens; der goldene Apfel, der seinen Eigner vor allem Ungemach und jeder Trübsal des Lebens schützt, ist das stille dauernde Glück, das in stetiger Arbeit und schlichter Bedürfnislosigkeit gelegen ist.

Man möchte fast sagen, dass jede noch so kleine und dürftige Hütte der Sudetenlandschaft diesen Zauberapfel Apella's birgt. Die Bewohner des Gesenkes sind fast durchgehends ungemein thätig und genügsam und dabei gutmüthig, außerordentlich redlich, offen und gerade und trotz harter Arbeit und karger Habe, die sie ihr eigen nennen, heiter und gastfrei.

Die Bevölkerung an der Nordgrenze Mährens gehört durchwegs dem deutschen Stamme, und zwar dem sogenannten sudetischen Sprachzweige der oberdeutschen Gruppe, an. Zu diesem Sprachzweige muß man alle Deutschen Schlesiens, sowie die am Nordrande Mährens rechnen. Sie haben jene große zusammenhängende Fläche besiedelt, als deren Centrum der Gebirgsstock des Altwater und des Hochschar gelten kann und die sich von der nordwestlichen Grenze Schlesiens und Mährens, woselbst sie mit Preußen und Böhmen zusammenhängt, bis nach Olmütz und Neutitschein hinabzieht und zu der auch die große Sprachinsel der sogenannten „Schönhengstler“ um Mährisch-Trübau gehört, während sie ostwärts in dem reichen und gesegneten Ländchen an der Oder, das „Kuhländchen“ genannt, verläuft.

Die Kuhländer, die den durch die Ergiebigkeit seiner Felder, durch den Reichthum an wohlschmeckendem Obst und den schönen Rindviehschlag ausgezeichneten Landstrich an den östlichen Ausläufern des niederen Gesenkes in der Furche des oberen Oderthales bewohnen, sind, dem guten Ertrage ihrer Ackerfluren entsprechend, meist wohlhabend und begütert. Dagegen sind die eigentlichen Gebirgsbewohner, die auf den kahlen Hochflächen und in den waldigen Schluchten ihrer Berge nur kümmerliche Feldfrucht gewinnen und

die Arbeit ihrer fleißigen Hände um geringen Lohn verkaufen müssen, meist sehr arm, aber freilich auch von staunenswerter Genügsamkeit.

Nichtsdestoweniger aber ist der „Hochländer“ oder „Gebirgler“ (so heißen die Bewohner der Gegenden von Schildberg, Grumberg, Schönberg, Neustadt und Sternberg bis an die nördliche Landesgrenze), wie schon gesagt, friedfertig und heiteren gutmüthigen Sinnes; er bleibt, wie das schöne Dichterswort besagt, „mit Freuden arm.“ Er liebt seine rauhe Heimat von ganzem Herzen und hängt, wie auch der Äpler und überhaupt alle Gebirgsbewohner, zäh und fest an den althergebrachten Sitten und Bräuchen seines Volkes, die alle einen tief gläubigen und frommen Sinn und das Streben bekunden, die verschiedenen Vorkommnisse im menschlichen Leben mit deutungs schweren Formen zu umgeben.

So wird beispielsweise in einzelnen Gegenden der erste Brotaufschnitt, bei den Hochländern „Kamstla“ genannt, beim Hochzeitsmahle in zwei gleiche Stücke getheilt und der Braut und dem Bräutigam vorgelegt. Von diesen wird das Kamstla sorgfältig aufbewahrt, denn solange es noch im Hause ist, schützt es, so glaubt man, vor Hungersnoth und Elend. Beginnt eines der beiden Stücke zu schimmeln, so deutet dies auf den baldigen Tod des Besitzers.

Uralt und mit dem Wiedererwachen der Natur, das ja in so vielen Volksbräuchen gefeiert wird, zusammenhängend, ist die Sitte des „Maigehens“. Am sogenannten „schwarzen Sonntag“, das ist am Sonntag vor Palmsonntag, sieht man in vielen Ortschaften kleine Mädchen, die mit Bändern oder Papierstreifen bunt geschmückte und mit farbigen Eierschalen behängte Tannen- oder Fichtenstämmchen tragen, von Haus zu Haus gehen; in den Höfen oder vor den Thoren singen sie dann verschiedene Lieder, meistens die folgende Strophe:

Dan Summer brenga m'r hoite,
Wir danka lieba Poite,
Es gukt jo aus dem Haus
A schine Junf'r raus;
Werd sich wol bedenka
Und uns en Gobe schenka.
Werd se uns en Gobe schenka,
Werd se a Fuhr ei (in) Freuda laba,
Ei Freuda un ei Ehra,
Gott werd se jo wieder beschera.

Ebenso alt und weitverbreitet ist auch, nicht bloß in vielen Gegenden der Sudeten, sondern auch in den Karpathenlandschaften, das Anzünden der Johannisfeuer am Vorabende des 24. Juni, ein Brauch, der, wie bekannt, mit dem heidnischen Sonnenwendfeuer zusammenhängt.

Wenn die letzten Töne des Abendglöckleins leise verklungen sind und über Halde und Wald der Frieden des Abends sich herabsenkt, wenn auf den schweigenden Höhen schon nächtiges Dunkel lagert, da blitzen plötzlich hie und da, zuerst vereinzelt, dann in immer größerer Anzahl züngelnde Flammen aus den Schluchten und auf den Felsgipfeln empor, die schließlich wie eine leuchtende Kette von Rubinen um die Felsennacken der Gebirge sich schlingen und vom Dunkel des Himmelsgewölbes sich abheben. Fast möchte man, hört man dazu noch das Dröhnen der Pöllerschüsse nah und fern, die das tausendfältige Echo der Berge wecken, glauben, daß die alten Geister der Berge, die einstens hier dem Bergmann so reiche Schätze gewiesen, wieder aus ihren Klüften und Schächten emporsteigen und auf den Kuppen und Halben den nächtlichen Reihen führen.

Reges Leben herrscht an diesem Tage allenthalben, fröhliche Paare drehen sich in unermüdlicher Lust auf dem Tanzboden, Gesang erschallt überall und Musik und Becherklang hört man bis in die späteste Nacht erklingen.

Anheimelnd und mit der den größten Theil des Jahres auf die Stube beschränkten Lebensweise der Gebirgsbewohner zusammenhängend, ist die alte Sitte des Kockenganges oder Lichterganges. Beginnt die in den Gebirgstälern meist sehr rauhe Winterszeit, so versammeln sich an den langen Abenden in einigen Häusern des Dorfes die Mädchen, in anderen wieder die Burschen und bilden dann eine meist muntere und frohe Spinngesellschaft (Kockengang genannt). Da schnurren die Mädchen, da wird die Spindel, hier Spella genannt, gedreht und manche Kurzweil und Neckerei getrieben; die emsige Hausmutter führt den Vorsitz und achtet darauf, daß keine Unsitte und kein Unfug geschehen mag. Wenn der Hausvater nicht auch selbst spinnet, so schleißt er Späne oder treibt irgend ein anderes Geschäft, denn niemals geht im Gebirge der Mann müßig, was so häufig beim Landmann der Ebene der Fall ist.

Zuweilen ist es ganz still in der Spinnstube, nicht einmal der Faden will vom Finger gleiten, so athemlos und ängstlich hört alles zu, wenn irgend jemand eine recht gruselige Geschichte von bösen Zwergen oder abschaulichen Hexen erzählt. Oft aber herrscht fröhlicher Lärm in der Stube der Mädchen, wenn die Burschen eines anderen Kockenganges ihre Spinnrocken, gefüllt mit dürrer Obst, Rosinen und Mandeln, des Abends in die Spinngesellschaft der Mädchen geschickt haben. Jede Spinnerin nimmt dann einen solchen Kocken und spinnet davon einen Theil zu Garn, das sie mit einem bunten Bande in den übrig gebliebenen Flachs bindet. So werden dann die Kocken zurückgeschickt und um so höher steigt die Freude der Burschen, je länger, bunter und schöner das Kockenband, das in seinem Flachs eingebunden ist, ausgefallen ist.

Bevor sich ein Kockengang auflöst, wird die Trennung durch ein sogenanntes Beschadessen (Abschieds-Bescheidessen) gefeiert, das in einer Milch-

oder Biersuppe und gekochtem Obstbrot, zuweilen wohl auch noch in einigen reichlicheren Gängen besteht und in der Mitternachtsstunde von allen Anwesenden genossen wird.

Auch die Sitte der Maibäume ist in manchen Dörfern üblich. In der Nacht vor dem ersten Mai setzen die Bursche vor den Häusern der Mädchen, die sie besonders auszeichnen wollen, Birken- oder Buchenbäumchen, die bis auf die grünen Wipfel, an denen bunte Bänder hängen, abgeschält sind. Wenn im Frühjahr das Vieh zum erstenmale ausgetrieben wird oder wenn die Mägde mit dem frischen Grase, das sie an den Ackerrainen oder in den Wäldern gesammelt, das erstemal nach Hause kommen, begießt sich das junge Volk in fröhlichem Muthwillen mit Wasser.

Das Liedchen, das beim „Maigehen“ die Mädchen singen, hat uns eine kleine Probe der Mundart der Gebirgsbewohner geliefert; diese hat trotz der Verbreitung des Hochdeutschen durch den Schulunterricht noch ihren alten Charakter unverändert beibehalten.

Wie der Schweizer das helle i, so liebt der Bewohner der Sudeten das breite a, das er meistens für e gebraucht; ebenso eigenthümlich ist dieser Mundart der häufige Gebrauch des o für a, z. B. lossa = lassen, der Boch = der Bach, naba = neben, die Aussprache des l nach Art des den Polen eigenthümlichen durchstrichenen ł, wie etwa Wall = Welle; außerdem wird die Endsilbe der Zeitwörter meist zusammengezogen, also gam = geben, schlon = schlagen, gan = gehen. Ferner wird als Verkleinerungssilbe fast immer la statt lein oder chen gebraucht: Tischla, Tischlein, Kislä, Köschchen, Madle, Mädchen, Bergla, Berglein u. s. w. So lautet der Satz: Neben dem Wege steht ein kleines Häuschen: „Naba dam Wage stieht a klintschiges Hoisla“; oder: „Alle Nahlä hala nei, noje hala bess'r“, soviel als: Alte Mägel halten nicht, neue halten besser.

Die Tracht des Sudetenbewohners, der meist mittelgroß, aber kräftig gebaut und bei schmalen Kost und harter Arbeit gesund und abgehärtet ist, bietet verhältnismäßig wenig Eigenthümliches. Der Sonntagsstaat der Burschen besteht gewöhnlich in kurzen, schwarzen Kniehosen, hohen Stiefeln, einer langen, geblumten, bis oben zugeknöpften Weste und einer kurzen, mit Metallknöpfen besetzten Jacke von blauem Tuch; um den Hals wird ein schwarzseidenes Tuch geschlungen und auf den Kopf ein cylinderförmiger Filzhut gesetzt, den ein Blumensträußchen und ein paar rothe Bänder schmücken. Noch einfacher ist die Kleidung der Frauen und Mädchen; sie tragen in den meisten Gegenden lange faltige Röcke von brauner oder dunkelrother Farbe, die beinahe ganz von einer weiten, ebenso langen Schürze bedeckt sind, außerdem blaue Tüchlein und eine weiße, haubenartige Kopfbedeckung mit flatternden weißen Bändern. Dies Volk, an Noth und Entbehrung gewöhnt und in saurerer Arbeit aufwachsend, meidet den hellen Farbenprunk der Bewohner des reichen Flachlandes.

II. Das Oberland.

(Der Obergrund und das „Kuhländchen“. — Neutitschein. — Die Sage von seiner Gründung. — Die Burg Stramberg. — Der Kotouč. — Frankstadt. — Freiberg. — Hochwald. — Ausblick ins Oderthal. — Mistek. — Eisenindustrie im Thale der Strawiza. — Nährisch-Strau. — Witfowitz.)

Während der sogenannte Obergrund, das Thal der Oder nahe an ihrem Ursprunge, ungemein enge und kalt ist und von so hohen Bergwänden eingeschlossen wird, daß die Sonne vom November bis Februar mit ihren erwärmenden Strahlen nicht bis zur Sohle vordringen kann, erweitert sich das Thal bei Odrau, von wo die Oder eine südliche Richtung nimmt, um bei Deutsch-Faßnik einen vorherrschend nordöstlichen Lauf einzuschlagen. Dieser Theil des Oderthales ist anmuthig durch seine herrlichen Wiesenflächen, die die Ufer umsäumen, und ausgezeichnet durch die hochentwickelte Obstkultur, so daß die Obstgärten oft kleinen Waldungen gleichen, welche die edelsten Gattungen von Stein- und Kernobst liefern. Das Kuhländchen ist auch berühmt durch seinen trefflichen Rindviehschlag, welcher der Berner Rasse fast gleichkommt.

Die Mundart der Bewohner in diesem Theile des Oderthales hat noch manches Eigenthümliche, wodurch sie sich von der der übrigen Sudetenbewohner theilweise unterscheidet; man hat, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, behauptet, daß in derselben selbst das Gothische und Angelsächsische noch theilweise zu erkennen sei. Die Bewohner sind natürlich viel wohlhabender als die „Gebirgler“ des Gefenkes. Gastfreundschaft, Frohsinn, aber auch Hang zu sinniger Sagenbildung herrschen bei ihnen vor.

Wir erzählen die Sage von der Gründung von Neutitschein, welches Städtchen, an dem der Oder zusießenden Titschbache gelegen, als der eigentliche Mittelpunkt des anmuthig freundlichen Kuhländchens gelten darf.

Vor alten Zeiten, so erzählt der Mund des Volkes, lebte in der Burg Gyčín ein tapferer Ritter, der ein hobes Töchterlein sein eigen nannte, die nicht bloß gütigen Herzens und mit bestrickendem Liebreiz geschmückt, sondern auch im rauheren Weidwerke wohl erfahren und zu waghaltigem Jagdritte stets geneigt war.

Damals hauste ein furchtbarer Bär in dem Walde, wo jetzt das Städtchen Neutitschein liegt, der auch in die Felder und Hütten der Landleute brach und einst einem armen Weibe ihr einziges Kind raubte. Jammernd eilte die Frau auf die Burg und das Herz Mariens — dies war der Name des Ritterfräuleins — ward so von Mitleid erfüllt, daß sie augenblicklich das Hifthorn von der Wand nahm und zum Jagdausbruche blies. — Ein stattlicher Hirsch brach durch das Dickicht des Waldes und schon wollte das Fräulein und das geringe Jagdgesolge demselben nachsetzen, als die Mutter des geraubten Kindes der Burgherrin den Weg vertrat und sie ansuchte, ihr Kind zu retten, das sie in einer nahen Schlucht weinen gehört, das also noch am Leben sein müsse. Allein sprengte Maria tiefer in den Forst und bald ward sie zur Höhle des Bären gelangt. Schon hatte sie die Bärin erlegt, welche die Mutter des Kindes umklammert hatte, da riß sie der grimmige Bär zu Boden, und schon hielt er mit seinen furchtbaren Tazen sie fest umstrickt und sie wäre, da die Bauersfrau in die Höhle geilt war, um ihr weinendes, wunderbarer Weise wirklich noch unver-

sehrtes Kind zu holen, unrettbar verloren gewesen, wenn nicht plötzlich ein von kräftiger Hand abgeschneellter Pfeil dem Bären ins Auge gefahren wäre, so daß das wüthende Thier Schmerzbetäubt von seiner Beute ließ.

Als Maria, aus tiefer Ohnmacht erwachend, wieder aufblickte, lag das Thier todt zu ihren Füßen; an ihrer Seite aber stand ein schöner, blondgelockter Jüngling, in dem Gewande eines Hirten, mit Pfeil und Bogen bewehrt. Den Dank des Edelfräuleins ablehnend, erbat er sich die Erlaubnis, dasselbe durch den Wald zur Burg des Vaters geleiten zu dürfen. Auf dem Wege erzählte er, daß er der Sohn einer armen Witve sei und deshalb einem Verwandten als Kuhhirt habe dienen müssen. Als Maria mit ihrem Ketter auf dem Schlosse erschien, entnahm der alte Burgherr bald aus den Erzählungen des Jünglings, daß dessen Vater einst sein Diener gewesen und ihm in einer heißen Schlacht das Leben gerettet habe. Der Hirt erbat sich keinen anderen Lohn für seine That, als daß an derselben Stelle, wo er dem Edelfräulein das Leben gerettet habe, eine Hütte für seine arme Mutter und ein Bild des Erlösers aufgestellt werde.

So geschah es auch; Hütte und Kapelle erhoben sich bald in der Richtung des Waldes. Der Ritter aber gewann den Jüngling rasch so lieb, daß er ihn in allen ritterlichen Künsten wohl erziehen ließ und ihm die Hand seiner Tochter gab, die schon längst in Liebe zu dem edlen Ritter entbrannt war. Zum Andenken an seine Abkunft behielt er den Ritternamen Krawar (Kuhhirt) und in seinem Wappen führte er Pfeil und Bogen, auf den Ursprung seines Adels deutend.

Hoch oben auf der Spitze des Altititscheiner Berges erbaute er ein festes stattliches Schloß und aus der Hütte im Walde wurde gar bald, da die greise Mutter die Stätte nicht verlassen mochte und das kleine Häuschen die Zahl der Enkelkinder, die mit ritterlichem Gesinde so oft vom Schlosse herabkamen, beinahe nicht mehr fassen konnte, ein geräumiges Jagdschloß. Der erste Krawar erbaute dies stattliche Haus in der Richtung des Forstes und nannte es das Neue Titschein (Nový Tyšín). Der Wald ward ausgerodet, das Herrenhaus blieb bald nicht mehr allein und so ward aus der neuen Ansiedelung das Städtchen Neutitschein.

Neutitschein wuchs rasch empor, besonders als nach dem verheerenden Mongolenzuge im Jahre 1241 König Wenzel I. in die verwüsteten und entvölkerten Gegenden betriebsame deutsche Colonisten in großer Zahl berief. So verwebt sich in dem Verlaufe der Begebenheiten Sage und Geschichte zu ansprechendem Bunde.

Neutitschein hat gegenwärtig bei 8000 Bewohner. Unter den Erzeugnissen der Industrie ist vorzüglich die Verfertigung der „Neutitscheiner Kutschen“, die auch unter dem Namen „Neutitschanka“ bekannt sind, hervorhebenswert. Überhaupt herrscht in Neutitschein ziemlich lebhaftes Industrie, besonders ist die Tuchherzeugung in stetem Aufschwunge. Wichtig ist die Verkehrsstraße nach Polen, an welcher die Stadt gelegen ist; auch mancher feindlichen Invasion war dieselbe deshalb ausgefetzt; Franzosen und Russen marschierten wiederholt durch ihr Weichbild. 1790 war hier das Hauptquartier des berühmten Feldmarschalls Laudon, der auch daselbst am 14. Juli 1790 starb und in der Stadtpfarrkirche beigesetzt ist.

Noch immer aber sehen von dem kahlen, isolierten Altititscheiner Bergkegel die Trümmer der einst so stolzen Mitterburg, die die glänzendsten Geschlechter des Landes, die Krawara, Cimburge, Boskowitz, Zerotine zu ihren Be-

sichern gezählt hat, auf die Stadt und das gefegnete Oberländchen nieder. Der stolze Felsenbau war aber auch wie geschaffen zur weitblickenden Burg. Von den Zinnen derselben konnten die Herren des Schlosses ihr Auge an dem Anblick ihres weiten gefegneten Besitzes erfreuen; von dem fruchtbaren Hügellande, das sich zu Füßen der Burg ausbreitete, kann hier der Blick bis zum Odrerthale und darüber hinaus in verdämmernde Fernen schweifen; der Flor dieses anmuthigen Ländchens liegt herzerfreuend vor dem beschauenden Auge und die Blicke der Burgherren ruhten auf so vielen schmucken Dörfern, auf so mancher stolzbehürmten Stadt.

Erwecken schon die wüsten Ruinen der Herrenburg von Alttitschein in der Brust des Beschauers wehmüthige Erinnerungen an jene Zeiten, wo Becherklang und Minnelied, Waffenge töse und Saitenspiel in den Hallen des Schlosses ertönten, so gilt dies in noch höherem Grade von der etwa eine Stunde östlich von Neutitschein gelegenen Ruine der Stramberger Burg.

„Gleich einem Riesenpofak“ — wie ein Reisender poetisch sagt — „der seine runde Mündung in die Wolken taucht, um daraus einen Trunk Himmelsnaß zum Toaste auf die Vergangenheit zu schöpfen, in die er zurückreicht“, ragt der Wartthurm des Stramberger Schlosses auf dem Felsengipfel eines Ausläufers der Karpathen, fast noch unverfehrt inmitten der in Schutt zerbröckelnden Trümmer der einstigen Burg empor. Das Volk nennt diesen Rundthurm, an welchem fast in schwindelnder Höhe ein Kranz mächtiger Tragsteine gallerieartig hervorragt, das „Stramberger Horn“ (Stramberska truba); er steht noch ungebeugt und in ungebrochener Kraft da, ein weithin sichtbares Wahrzeichen aus uralten Zeiten, gegenwärtig nur von dunklen Dohlschwärmen umflattert, während von der eigentlichen Burg nur mehr ein Theil der Außenmauer erhalten ist, der sich an dem südlichen Abhange des Schloßberges befindet, an dessen Fuße, die Felsenstufen abwärts klimmend, die Häuser des uralten Städtchens Stramberg thalab zerstreut sind. Noch an zwei Seiten ist dieses Städtchen von Felsgebirgen umgeben. Gegen Süden thürmt sich der von Höhlen durchbrochene, sagengefeierte Kotouéfels empor, während nordöstlich sich die Skalky oder kleinen Felsen erheben, unter denen der sogenannte weiße Berg oder hyla hora wegen der reizenden Fernsicht, die man von hier aus auf die düster bewaldeten Beskiden und das fruchtbare Kuhländchen bis weit nach Schlesien genießt, namentlich hervorzuhellen ist.

An den Felsen des Kotoué knüpft sich eine Sage aus der furchtbaren Zeit des Mongoleneinbruches, als die anmuthigen Landschaften an der Odrer von den Horden des Tatarenkhans verwüstet und verödet wurden, und so manche Stadt entvölkert, manch schmuckes Dorf in Asche gelegt, manch blühendes Gefilde von Rosseshufen zerstampft wurde.

Da floh, was fliehen konnte, in die Wildnisse der Gebirge; und viele christliche Familien suchten auf dem Felsengipfel des Kotoué Schutz vor den

fengenden und mordenden Barbaren; die unterirdischen Grottenverließe des höhlenreichen Rotouëberges bargen Habe und Gut der Flüchtlinge. Die Schar auf dem Berge suchte unter der Führung eines kriegsfundigen Hauptmannes alle Zuwege durch Verhaue so viel als möglich zu verlegen und sich gegen den Ansturm der schrecklichen Feinde zu vertheidigen. Bald erschien ein Mongolenschwarm im Thale, der sich durch immer neue und zahlreichere Scharen verstärkte; furchtbar widerhallte das wilde Kriegsgeschrei der Heiden in den Karpathenbergen, wiederholt schon waren sie den Berg hinangestürzt, doch immer hatte sie der Muth und die Entschlossenheit des Christenhäufleins



Ruine der Stramberger Burg.

zurückgetrieben, da begann die Kraft der Belagerten zu weichen, schon quälte sie der Hunger und nirgends war Rettung und Erlösung möglich.

In inbrünstigstem Gebete wandte man sich an den Herrn der Heerschaaren, der sandte seinen Wetterstrahl aus dunkler Wolke unter die Feinde; ein entsetzliches Gewitter brach los, der Bach, der am Fuße des Berges entquillt, brach aus seinen Ufern, die Christen durchstachen die höher gelegenen Teichdämme und in unaufhaltfamen Fluthen ergoß sich der Schwall der Wässer über das Lager der Feinde, die entsetzt zur Flucht sich wandten und über die Senke bei Weißkirchen ins Beëwa- und Marchthal vor-

drangen, um, wie die mit der Sage verwobene Geschichte erzählt, vor den Mauern von Olmütz durch das Heer des Jaroslaw von Sternberg eine völlige Niederlage zu erleiden, worauf sie durch Ungarn in die Steppen Asiens zurückkehrten.

Noch heutigen Tages werden zur Erinnerung an jene furchbare Zeit des Mongoleneinfalls Brezeln und Pfefferkuchen in Gestalt von Nasen und Ohren verkauft, da die Mongolen den Todten die Ohren abzuschneiden und den Gefangenen die Nasen zu stutzen pfl egten. Es geschieht dies am Feste der Himmelfahrt Christi, denn dieser Tag des Jahres 1241 war es, an dem die Christen nach dem fluchtähnlichen Abzuge der Feinde Gott für ihre wunderbare Rettung danken konnten. Eine Steinpyramide, deren Spitze ein Kreuz trägt, ziert gegenwärtig die Spitze des Kotouč.

Einst freilich war es anders; in grauer Vorzeit war der Kotouč einem Slavengötzen geheiligt, darauf deuten manche Alterthümer, die man im Jahre 1660 daselbst ausgegraben; auch in seinem von Höhlen zerrissenen Inneren hauste lange Zeit viel heidnisches Volk von Zwergen und Kobolden. Die thaten den Stramberger Bürgern allen Schabernack und Pöffen an, und besonders wenn Sonn- und Feiertags zur Messzeit Küche und Stube leer waren und Herrenleute und Gesinde außer Hause weilten, ward größlicher Unfug verübt. Die boshafte n Zwergmännchen ließen den Wein aus den Fässern rinnen, die Suppe aus dem Topfe laufen, das Huhn am Spieße verbrennen, kurz an allen Ecken ward Unheil angestiftet. Das wurde den ehrsam en Strambergern doch endlich zu arg; der Ortspfarrer verfügte sich, wie die Sage zu erzählen weiß, mit Messbuch und Weihwedel in die Höhlenwohnung der Kobolde und bannte sie für ewige Zeiten in ferne Länder.

Gegenwärtig wird der Gipfel des Kotouč jährlich von zahlreichen Scharen andächtiger Wallfahrer bestiegen. Aber gern klimmt auch Derjenige, den bloße Freude an der Natur antreibt, auf die Höhe hinauf, denn unvergeßlich bleibt dem Beschauer das in der Ferne verblauende Bild des freundlichen Oderlandes im düsteren Rahmen der es rings umstarrenden Felsenmassen!

Wenn wir, noch immer im Gebiete der Ober verweilend, uns südöstlich von Stramberg wenden, so kommen wir in die in mancher Beziehung interessante Ebene von Frankstadt, welche durch die Lubina, einen rechtsseitigen Nebenfluß der Oder, gebildet wird. Man kann die Umgebung des Städtchens Frankstadt eigentlich kaum noch mehr eine Ebene nennen, denn an beiden Seiten des Flusses treten die Bergwände ziemlich enge zusammen, während den Ausgang dieser thalähnlichen Ebene einer der am weitesten sich erstreckenden Ausläufer des Radhošt, sowie ein walddreicher Zweig des großen Favornik verschließen und im Norden Berg und Burg Hochwald wie ein mächtiger Riegel das Thal versperrt.

Der imposante, schön geschwungene Gipfel des Ondřenik (Andreasberges) wird durch näher gelegene Höhen den Blicken entzogen. Dagegen steigt

genau im Süden der Stadt Frankstadt die dominierende Felsenmasse des rundkuppigen Radhošť empor, dessen ehrwürdigen Gipfel wir jedoch nicht von Frankstadt aus, von wo ziemlich unbequeme und steile Wege hinanföhren, sondern von dem im lieblichen Thale der Beřva gelegenen Kořnau aus besteigen wollen.

Die Stadt Frankstadt selbst hat keine ereignisreiche Vergangenheit. Sie wurde im Jahre 1299 von dem Olmüger Bischöfe Theodorich gegründet, der sie seinem Vasallen Pharkas von Nařil zu Lehen gab, daher eigentlich



Hochwald.

Pharkastadt; manches hatte sie im dreißigjährigen Kriege zu leiden, im ganzen aber blieb das stille und abgeschlossene Thal von wilden Kriegesstürmen verschont und nur der friedliche Wanderer und Naturfreund mag gerne das anspruchslose Städtchen auffuchen, wo er im ganzen ziemlich gute Herberge finden kann und von wo er am besten die hohen Waldkuppen der kleinen Karpathen ersteigen wird.

Flussabwärts von Frankstadt, gleichfalls an der Lubina, liegt die Stadt Freiberg, von der eine ziemlich bequeme Seitenstraße in kurzer Frist zum kleinen Orte Hochwald und zur gleichnamigen romantischen Burgruine

führt. Wenn irgend ein Name bezeichnend ist für die Stätte, der er beigelegt wurde, so ist dies bei Hochwald der Fall.

In länglicher Form steigt der Berg, auf welchem die umfangreiche Ruine gelegen ist, beträchtlich hoch aus dem Thale empor und senkt seine dicht bewaldeten Gehänge ungemein steil in die tiefen Schluchten hinab, die ihn gegen Süden von der kahlen Babshora (Altweiberberg), gegen Norden von dem hohen waldbedeckten Kazniëw (Züchtlingsberg) trennen. Man kann sich kaum einen reizenderen Aussichtspunkt denken, als der ist, den die mit kleinen Blumenterrassen geschmückten Bastionen der alten verfallenden Burg darbieten; mittagwärts thürmen sich die größtentheils mit düsteren Föhrenwäldern bedeckten Kuppen der Karpathen vor den Augen des Beschauers auf, während gegen Norden der freie Blick über fruchtbare, wohlangebaute Hügelwellen bis an die Marken Schlesiens zu schweifen vermag.

Ein durch seine schönen alten, erquickenden Schatten spendenden Laubbäume ausgezeichnete, wohlgepflegte Thiergarten führt zu den auf dem Gipfel des Berges gelegenen, malerisch romantischen Ruinen der alten Burg. Burg Hochwald scheint in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gegründet worden zu sein; als ihr erster Besitzer wird in Urkunden ein Arnold Comes de Hulsewage genannt: in den Jahren 1234—1237, der Nachfolger Arnold's war Graf Frank und von diesem kaufte Bruno von Olmütz, dessen Name mit den Geschicken des Gebietes an der Oder und des Ruhländchens durch die Scharen betriebsamer deutscher Colonisten, die er in diese Gegenden verpflanzte, so innig verwebt ist, Burg und Herrschaft Hochwald. Noch bedeckte dieser Urwald den Boden im weiten Umkreise um die Burg. Doch bald war die Wildnis ausgerodet und wo die Art das Dickicht gelichtet, zog schleunig die Pflugchar des neuen fleißigen Anstiedlers Furchen in den fruchtbaren Ackerboden. Bischof Bruno überließ Hochwald dem früheren Eigener der Burg, Frank von Hudenwalde, als Lehen des Olmüzer Bisthums. Langer Ruhe und wachsenden Wohlstandes erfreute sich Schloß und Gebiet von Hochwald unter bischöflicher Herrschaft, bis zu Zeiten des Kaisers Sigismund die Burg verpfändet wurde und nun mehrmals ihre Besitzer wechselte; auch die Boskowitz waren vorübergehend Herren auf Hochwald; erst im Jahre 1581 löste sie der Bischof Stanislaus Pawlowsky wieder ein und fortan blieb Hochwald ein Lehen der Olmüzer Kirche.

Furchtbare Kriegsstürme tobten über die Burg hinweg und wiederholt trotzten ihre festen Mauern den Angriffen wilder und übermüthiger Feinde. In den Jahren 1420 und 1430 brach sich an ihnen die wilde Wuth der Taboriten, im Jahre 1626 belagerte der Graf von Mannsfeld die Burg neun Monate vergeblich und mußte beim Herannahen eines kaiserlichen Heeres unverrichteter Dinge abziehen; ebenso ergieng es den Schweden, welche 1645 vor der Burg lagen, ohne sie einnehmen zu können.

Innig verknüpft mit dem Schicksale der Burg ist auch die Geschichte des Städtchens Freiberg. Bei der Vertheidigung von Hochwald pflückten sich die Freiburger Bürger unverweilliche Ruhmeslorbeeren. Als der Mannsfelder mit seinen Scharen heranrückte, flüchteten die Freiburger mit Weib und Kind aus der Stadt und bargen ihre Familien und ihr wertvollstes Habe in der Burg Hochwald, die sie mit solch zäher Tapferkeit vertheidigten, daß, wie wir schon oben erzählt, als endlich kaiserliche Hilfe nahte, der Feind abziehen mußte. Ebenso wacker hielten sich die Bürger, als die Schweden vor Hochwald erschienen; dafür ward das Städtchen von den rachsüchtigen Feinden mehrmals gänzlich eingäschert; doch ward auch manch stolze Auszeichnung und manches ehrende Privileg dem tapferen Städtchen zutheil und in Land und Reich hatte man sich bald das Verslein gemerkt: „Brieg, Freiberg und Brünn machen die Schweden dünn.“

Doch nach diesen stürmischen Zeiten versiel die Burg immer mehr und erst in neuerer Zeit hat man ein schmuckes Jagdschloßlein am Fuße des Schloßberges erbaut und auch manches zur Erhaltung des alten Burggemäuers gethan.

Einst mochte wohl keine Burg Mährens so stattlich gewesen sein als Hochwald, denn acht besondere Abschnitte umschloß das Steingewand der Mauern und Wälle. Tritt man jetzt durch das mit dem Wappenschild des Bischofs von Olmütz, Erzherzogs Leopold, geschmückte Außenthor in den ersten Hofraum, so fällt zuerst der fünfeckige starke Warthurm, ein Luginsland, dessen Zinnen der Flügelschlag von sechs Jahrhunderten berührte, ins Auge; mächtige Felsenfeller, zu denen man vom Thurm aus hinabsteigen kann, dehnen sich unter der Burg aus, wohl nicht die fabelhaften, von Drachen behüteten Schätze bergend, von denen der Volksmund zu erzählen weiß, doch wie geschaffen zur Aufbewahrung goldig perlenden, kühlen Nebensaftes.

In dem Turnierhofe, dem an Größe wohl kaum ein zweiter Burghof gleichkommen wird, und in den man durch ein rundgewölbtes Thor gelangt, steht die vom Cardinal Fürst Dietrichstein im Jahre 1602 erbaute Andreaskapelle. Am Feste dieses Heiligen strömen Scharen andächtiger Waller auf den Berg und erfüllen alle Räume der sonst so schweigmamen und öden Ruine, deren zerbröckelndes Gemäuer nur lichtscheuem Gethier zum Schlupfwinkel dient. Es macht einen wehmüthig ernsten Eindruck, wenn das Glöcklein der Andreaskapelle mit silberhellem Klange die Grabesruhe unterbricht, die sonst über den Trümmern der Vergangenheit ausgebreitet ist.

Wir wollen nicht weiter durch das noch erhaltene spizbogige Thor in die eigentliche Herrenburg eindringen; wir wollen lieber noch einmal hinaus-treten in das Gärtchen, das hoch oben auf der südlichen Bastei angelegt ist, und uns, bevor wir von Hochwald scheiden, nochmals an dem herrlichen Ausblicke über die mit Ortschaften übersäete gesegnete Oderlandschaft ergötzen,

die sich herz- und auserfreuend von dem düsteren Hintergrunde der karpathischen Waldberge abhebt. Es ist ein idyllisch zartes und zugleich wildromantisches Gemälde, das sich da vor unseren Blicken entrollt.

Lange genug haben die Zauber der Romantik, mit denen Burg Hochwald jeden Besucher umspinnt, unsern Sinn gefangen gehalten, besuchen wir wieder eine Stätte, wo rastlose Thätigkeit den Menschen in dem Kreise der Gegenwart gebannt hält und ihm nicht die Zeit gönnt, in eine erstorbene Vergangenheit sich zu versenken.

Ostwärts von Freiberg und nicht allzuweit davon entfernt, liegt an der Ostrawiza, einem anderen Nebenflusse der Oder, die Stadt Mistek, die mit dem schlesischen Städtchen Friedek in ähnlicher Weise zusammenhängt wie Bielez mit Biala. Seit den ältesten Zeiten waren diese Schwesterstädte Friedek-Mistek durch namhafte Industrie ausgezeichnet. Gleichwie in Bielez-Biala die Tuchfabrication, so blüht in Friedek-Mistek die Baumwollwaren-Industrie. Hart und überaus strenge ist gewöhnlich der Winter in diesen Gegenden, tief in Schnee vergraben liegen die Hütten der einzelnen Dorfschaften und kaum ist ein Verkehr von Gehöft zu Gehöft, geschweige denn von Ort zu Ort möglich. Da gewährt dann das Bereiten des Garnes einen, wenngleich kümmerlichen, doch sicheren Broterwerb; fast die ganze ländliche Bevölkerung des Misteker Bezirkes lebt zur Winterszeit von dieser Beschäftigung. Außer den vielen Luftbleichen für die Garnewebe gibt es noch eine Firbleiche zu Kaschkowitz, außerdem besteht in der Umgebung von Mistek noch eine mit Dampf betriebene Kattundruckerei, sowie Schwarz- und Schönfärbereien. Die Landweber beziehen ihr Materiale von den Handelsleuten in Mistek und Friedek und liefern auch die fertige Ware dort ab; viel davon kommt dann auf den Brünnner Markt.

Aber nicht bloß im Spinnen und Weben der Baumwollgarne äußert sich die rührige Betriebsamkeit dieser Gegend; im romantisch-schönen Thale der Ostrawiza, nahe ihrem Ursprunge, erheben sich auch Berge, „wo“, wie der Dichter sagt, „das Eisen wächst in dem Schacht“. Die schwungvoll betriebenen Eisenwerke von Friedland, Celadna und Ostrawiza liegen im Thale des genannten Flusses, der am karpathischen Grenzgebirge zwischen Mähren, Schlesien und Ungarn entspringt und jenseits des Kohlenbeckens von Mährisch-Ostrau sich in die Oder ergießt. Hier in diesem Gelände, welches die höchste Stufe in dem Übergangsgebiete von der preußisch-schlesischen Ebene zur wilden Bergwelt der Karpathen bildet, herrscht allzeit arbeitsfrisches, betriebslustiges Leben; da glüht und sprüht es in den Hochofen, da hämmert und pocht es in den Hüttenwerken; an 2,128.000 kg Erz werden alljährlich von über 200 Bergleuten zu Tage gefördert und in den verschiedenen Werken verarbeitet. Auf schlesischer Seite befinden sich die großartigen erzherzoglich Albrecht'schen Hüttenwerke im Teschener Bezirke.

Eine eigene Zweigbahn der Nordbahn, der Flügel Ostrau-Friedland, verbindet diesen wichtigen Sitz der mährischen Eisenindustrie, der der erzbischöflich Olmützer Güterverwaltung untersteht, mit den mächtigen, fast unerschöpflich reichen Kohlenlagern bei Mährisch-Ostrau, das an der äußersten Spitze jenes Landestheiles gelegen ist, der wie ein Keil sich zwischen das Troppauer und Teschener Gebiet von Österreichisch-Schlesien hineinschiebt.

Die Kohlenformation von Mährisch-Ostrau ist in einer elliptischen Mulde von mehreren Meilen Länge und Breite abgelagert und bildet den südwestlichen Theil der gleichen Bildungen von Preussisch-Schlesien, von wo sie sich dann bis in das Krakauer Gebiet forterstreckt. Im Ostrauer Reviere sind nicht weniger als 370 einzelne Flöze vorhanden, von denen aber nur



Místek.

117 abbaubar sind. Die flözleeren Sandsteine sind in der Regel heller, als die in der Nähe von Kohlenflözen abgelagerten; in dem Thonschiefer, der häufig in Gesellschaft der letzteren auftritt, finden sich viele Versteinerungen, auch kommt Kohlen- und Thoneisenstein vor; besonders interessant ist das Auftreten von Grünsteingängen. Das ganze Kohlengebirge wird von einer Tertiärdecke, meist Tegel, Basalttrümmern und diluvialen Sand, sowie stellenweise von Lehm und Gerölle überlagert.

In dem ganzen Terrain, namentlich aber in dem Gebiete bei Mährisch-Ostrau strömt ununterbrochen aus den Klüften und Spalten des Bodens Kohlenoxydgas hervor, welches auch die Ursache der so häufig auftretenden schlagenden Wetter ist. Die Kohle, die im Ostrauer Bezirke gewonnen wird,

ist von vorzüglicher Güte, sie gibt 60—70 Procent Cokes und nur, je nach der Grube, 3·5—14 Procent Asche.

Die reichen Gruben des Ostrauer Kohlenbeckens, die für Jahrhunderte Brennstoff in ihrem Schoße bergen, sind besonders für die in der Nähe der Stadt Ostrau gelegenen, großartigen der freiherrlich Rothschild'schen Familie gehörigen Eisenwerke von Wittkowitz von hoher Wichtigkeit. Dieser etwa eine halbe Stunde von Ostrau entfernte Fabriksort gleicht einer wahren Cyklopenwerkstätte und ist nicht mit Unrecht das österreichische Seraing genannt worden. Der Gründer dieser Werke, welche in den Jahren 1828 und 1829 erbaut wurden, war der Cardinal-Erzbischof von Olmütz, Erzherzog Rudolf. Die Anlage des Werkes besteht aus drei Hohöfen, der Gießerei, der Puddling- und Walzhütte und der mechanischen Werkstätte nebst vielen dazugehörigen Hilfswerkstätten.

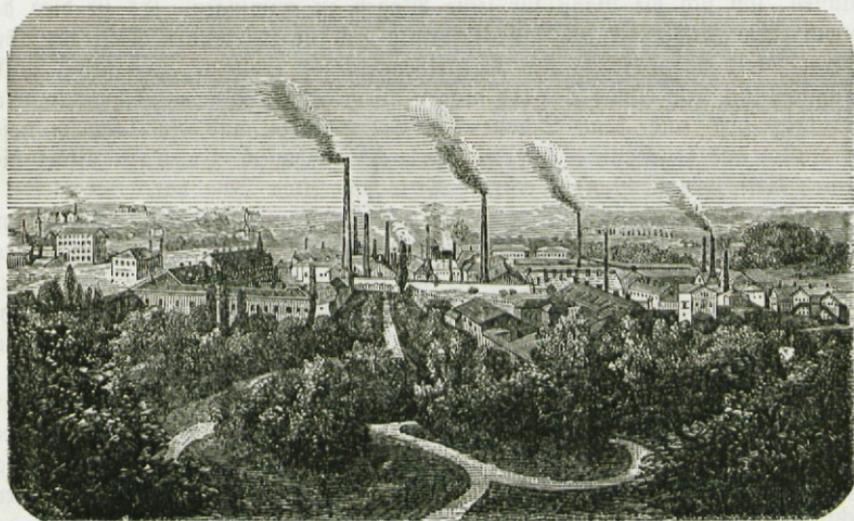
Es zählt bei 150 Eisenstein- und über 200 Steinkohlengrubenmassen, 3 Hohöfen, 2 Cupol- und 1 Flammenofen, 31 Puddel- und 26 Schweißöfen, 98 Cokesöfen und 58 Schmiedfeuer. Auf den Gruben arbeiten 27 Dampfmaschinen mit 981 Pferdekraft, auf den Hüttenwerken 28 Dampfmaschinen mit 700 Pferdekraft, im ganzen also 55 Dampfmaschinen mit 1681 Pferdekraft und außerdem noch 6 Wasserräder mit 186 Pferdekraft. Für das Werk besteht eine eigene Gasanstalt, welche 800 Flammen unterhält; was die jährliche Menge von Erzeugnissen anbelangt, so producirt Wittkowitz 130 Millionen Kilogramm Steinkohle, wovon 74 Millionen in den Etablissements selbst verbraucht werden, dann 11,200.000 kg Roheisen, 1,960.000 kg Gußware, 16,800.000 kg gewalztes Eisen, größtentheils Eisenbahnschienen, und endlich 3,920.000 kg diverse Maschinenarbeit, worunter namentlich Blech- und Gitterbrücken, Eisenbahnräder, Dampfmaschinen, Dampfkessel u. s. w. Wittkowitz erzeugt die größte Menge von Bahnschienen, Rails und Tyres unter allen Gewerkschaften Cisleithaniens.

Wahrhaft stattlich ist die Anzahl und Menge der Communicationsmittel, welche die Umgebung den Fabrikswerken verbankt; ebenso umfangreich und trefflich geordnet sind die verschiedenen Anstalten, welche speciell der Unterkunft und dem Wohle der Fabriksarbeiter gewidmet sind, von denen zur Zeit des lebhaftesten Betriebes nahezu an 4000 in den Anstalten beschäftigt sind. Es besteht eine eigene Kinderbewahranstalt, eine Nähsschule für Mädchen, eine zweiclassige Volksschule, ein trefflich eingerichtetes Spital, ein Badehaus mit Douche- und Dampfbädern, eine Kochanstalt, welche für kräftige und billige Beköstigung der unverheirateten Arbeiter sorgt, außerdem eine mit einer Sparcasse verbundene Knappschafts- oder Bruderkasse für die Arbeiter und ein Pensionsinstitut für die namhafte Zahl der Beamten, die an der Spitze der einzelnen Gewerke stehen.

12. Die Karpathenlandschaften und ihre Bewohner.

(Das Bezwathal. — Bad Teplitz und das „Gevatterloch“. — Ruine Helfenstein. — Weißkirchen. — Kožnau und der Radhošt. — Die Wallachen und das Leben im Gebirge. — Holleschau. — Bistriz am Hofstein. — Ungarisch-Bradisch. — Der Curort Luchatschowitz. — Kowitz, Geburtsort von Joh. Amos Comenius. — Sein Leben.)

So oft schon haben wir von dem Oberthale aus in die eigentliche Bergwelt der Karpathen hineingeblickt, nun wollen wir zunächst ein Flußthal durchstreifen, welches uns mitten in dieses Gebirge hineinführt, nämlich das der Bečwa, nächst der Thaya der wichtigste Nebenfluß der March. Sie entspringt aus zwei Quellflüssen, von denen der eine, die Unter-Bečwa, vom



Witfowitz.

nördlichen Hange des Wysokaberges an der ungarischen Grenze, die andere, die Ober-Bečwa, von der Südwestabdachung des Trojačkaberges herabkommt. Die letztere fließt in einem unregelmäßigen, nach Norden geöffneten Bogen bis Wallachisch-Meseritsch, woselbst sich die Unter- oder Kožnauer-Bečwa mit ihr vereinigt. Zwischen beide Flußarme schiebt sich auf der einen Seite der lange Zug des Zapberges, als letzter Ausläufer des Wysokaberges, während an der westlichen Seite der Hofsteinerberg an den Fluß heranzieht; beide engen das Querthal der Ober-Bečwa ein, nachdem sie bei Wsetin eine ziemlich weite Thalmulde gebildet hatte.

Biel regelmäßiger ist der Lauf der Unter-Bečwa, welche im ganzen die gerade, ostwestliche Richtung beibehält. Von Kožnau an erweitert sich die Thalsole des Flusses, nachdem er bisher von steilen Bergwänden eingeschlossen

gewesen. Ein mit üppiger Vegetation bedecktes, anmuthiges schönes Becken, nördlich von den waldigen Höhen des großen Zavornik, südlich von den steilen Abfällen des Wechura-Berges begrenzt, erstreckt sich bis zur Vereinigung der beiden Flüsse bei Wallachisch-Meseritsch. In breitem Bette und unter vielfachen Krümmungen wälzt nun der vereinigte Fluss seine Wellen an Weißkirchen, Leipnik, Prerau vorbei, um dann, in zwei Arme getheilt, oberhalb Kremstier in die March zu münden, deren oberes Becken er in tragem Gefälle eine Strecke lang durchflossen hatte.

Während dieses Laufes wird der geeinigte Beewasfluss noch einmal unterhalb Weißkirchen von jäh abstürzenden Höhen so eingeengt, daß es fast den Anschein hat, als hätte er erst das felsige Waldgebirge durchbrechen müssen, um sich die Bahn für seine Wogen zu erzwingen. Es ist dies der durch einen Ausläufer der hufeisenförmig sich vorschiebenden Kette der Sudeten, sowie einen Zweig des Karpathengebirges gebildete, romantisch wilde Engpaß bei dem Bade Tepliz unweit Weißkirchen. Warme Schwefelquellen sprudeln hier aus dem Schoße der Erde hervor und ein schaurig tiefer Erdfall, das sogenannte „Gevatterloch“ (böhmisch Propast) öffnet hier seinen klaffenden Schlund, der eine Tiefe von etwa 70^m hat.

Die Sohle des Erdsturzes, der manche Ähnlichkeit mit der von uns bereits besuchten Mazocha hat, bedeckt ein tiefes Wasser, das aus höhlenartigen Seitengängen und Felsenrissen eindringt und dessen Spiegel fortwährend Blasen aufwirft, in Folge des Entweichens kohlen-saurer Gase, die aus dem mit mineralischen Bestandtheilen getränkten, säuerlich schmeckenden Wasser aufsteigen.

Die Alpenrose, der Türkenbund, der gelbe Fingerhut, die Haselwurz und manch andere seltene Pflanze wächst nahe dem Rande des Gevatterloches. Steigt man die gefahrlose, ja sogar ziemlich bequeme, zum Theile in den Felsen gehauene Treppe, die bis zu dem Grunde des seltsamen Felsenschlundes führt, hinab und wendet man dann vom Spiegel des Teiches den Blick nach aufwärts, so fühlt man sich von Grauen erfaßt, wenn man vergeblich ein Stückchen Himmelblau zu erspähen versucht und die überhängenden Felsenmassen, einem halbeingestürzten Gewölbe gleichend, Einen in der furchtbaren Tiefe zu zerschmettern drohen. Angsterfüllt eilen wir hinauf und athmen erleichtert auf, wenn der furchtbare Spuk von uns gewichen. — Das Wasser des Grundes hängt durch unterirdische Canäle mit der Beewa zusammen und sein Spiegel sinkt oder steigt je nach dem Wasserstande des Flusses.

Was den seltsamen Namen, den diese gähnende Erdschlucht führt, betrifft, so soll derselbe, wie die Sage erzählt, von Gevattersleuten herrühren, die sich bei einem Rindstaußchmause berauscht und in finsterner Nacht auf dem Heimwege sich verirrend, an den Rand des Abgrundes gerathen und hineingestürzt waren.

In der Christnacht soll zuweilen der Silberton eines Glöckleins aus der schaurigen Tiefe heraufklingen; denn einst, so weiß eine andere Sage zu berichten, soll an der Stelle des Abgrundes eine Burg gestanden haben, auf der der Ritter Kolf gehaust, der weit und breit als Raubritter berühmte und gefürchtet war. Da er einstens wieder von einem ergiebigen Raubzuge in später Nacht heimkehrte, versank er plötzlich nahe seiner Burg tief und immer tiefer in ein Moor, das er nie zuvor wahrgenommen; all sein Rufen nach den Knappen und dem Castellan des Schlosses war vergeblich, vielmehr versank das Schloß und mit ihm alle seine Bewohner in die grausige Tiefe und ein Abgrund klappte, wo früher die Raubburg gestanden. Das Glöcklein der Schlosskapelle aber klingt noch in der den Christen



Felsenstein.

heiligen Nacht aus dem Grunde des Wassers herauf, sowie noch die Glocken der stolzen Stadt Vineta unter dem Meerespiegel läuten. In mancher stürmischen Nacht aber muß der von der Strafe des Himmels getroffene Kolf auf schnaubendem Rosse durch die Felsenklüfte sprengen, um sein versunkenes Schloß zu suchen.

Eine ähnliche Volksage knüpft sich an den Schloßbrunnen der Burg Felsenstein, die am linken Ufer der Beewa unweit des „Gevatterloches“ und in nächster Nähe der Stadt Leipnik an der Spitze einer schroffen, bewaldeten Höhe der Karpathenkette gelegen ist. Ein Raubritter, der bereits lange durch arge Übelthaten die Gegend bedrückt hatte, ward auf Felsenstein belagert, und schon blieb ihm kein anderer Ausweg, als entweder dem Schwerte seiner Feinde sich zu überliefern oder quälendem Durste zu er-

liegen; denn so lang sich auch die feste Burg noch gehalten hätte, war doch jede Aussicht auf Rettung abgeschnitten, schon war nämlich der letzte Tropfen Wasser im Schlosse versiegt, da verschrieb sich der Ritter dem Teufel, wenn ihm dieser sofort einen Brunnen hervorzaubere. Blitzschnell war der Brunnen gegraben, doch als der Ritter sich über den Rand beugte und mit gierigen Augen das Wasser immer höher steigen sah, da ergriff ihn Schwindel, er stürzte hinab und zerschmetterte sich an den spitzigen Felsen.

Die Sage hält die dunkle Erinnerung an jene Zeiten fest, wo auf Helfenstein wirklich ein kühner und gewaltthätiger Raubritter saß, der die nordische Handelsstraße im Beewathale unsicher machte und von seinem unbeswingbaren Felseneste aus den fahrenden Kaufmann seiner Waren und Schätze beraubte. Mit den Waffen in der Hand hatte der schlesische Stegreifritter Fridusch von Linau sich im Jahre 1280 Burg Helfenstein erbaut und bald erhoben sich noch andere Burgen im Lande, wo er mit seinen gleich unedles Raubwerk treibenden Genossen Gut und Geld, das er Handelsleuten und Reisenden abgenommen, verpraßte. Es war damals eine trübe unsichere Zeit über das Land gekommen, als König Wenzel II. von Böhmen noch minderjährig war und der mährische Statthalter, Milota von Rosenberg, nur mit schwacher Hand seines Amtes zu walten wußte. Vergeblich zog endlich König Johann von Luxemburg selbst gegen die Raubnester Linau's und seiner Mitgesellen; endlich wurde die Burg Ratiz eingenommen, und Linau mußte versprechen, seine Raubschlöffer zu zerstören; der Helfenstein aber verblieb ihm und von dieser Stunde an ward der gefürchtete Raubritter ein treuer Diener seines Königs, der ihn wiederholt mit seinem besonderen Vertrauen auszeichnete.

Auch über den Ursprung Helfensteins weiß der Mund des Volkes eine sinnige Sage zu erzählen. Da noch zu Olmütz Herzoge walteten, hatte einst Benno, des Herzogs Hoffallenier, sich schwer vergangen, doch harter Strafe durch die Flucht entzogen. Wilden Ingrimms voll ließ der Fürst allenthalben nach dem unbotmäßigen Knechte fahnden; da geschah es, daß der Herzog einmal von seinem Jagdgesolge abkommend, in einer Bergwildnis, nahe dem Beewathale, sich verirrt hatte und von einem wuthschnaubenden Auerochsen verfolgt wurde. Da sprang Benno, der in der Wildnis als Köhler und Wildschütze sein Leben gefristet hatte, im Augenblick der höchsten Gefahr dem Herzoge zu Hilfe und tödtete das Unthier mit einem einzigen Arthiebe. Der Herzog, des Grolles vergessend, erwies sich seinem Lebensretter dankbar und machte ihn zum Herrn des ganzen Gebietes. Benno erbaute im Beewathale, an der Stelle, wo die Rettungsthat geschehen war, eine Burg und nannte sie zum Andenken daran den „Helfenstein“.

Wie ein Gruß aus längst verklungenen Tagen gemahnen uns jetzt die mit grünem Buschwerk überhangenen Ruinen der einst so stolzen Ritterburg, die melancholisch in das Beewathal hinabblicken, wo auf hohem Damme über kühngeschwungenen Mauerbogen die dampfende Locomotive, das welt-

umgestaltende Verkehrsmittel der Neuzeit, über die europäische Wasserscheide hinweg gegen Nordost ins freundliche Oderthal enteilt. Einst sahen die Wanderer, die diese Straße zogen, scheinbaren Blickes zur mächtigen Feste empor, ob nicht hinter Busch und Strauch der Knappentrost des gefürchteten Raubritters lauere; gegenwärtig blickt der Reisende, behaglich auf den Polstern des Coupés ausgestreckt, mit heiterem Auge in die schöne Landschaft oder wirft höchstens einen sinnend ernstern Blick auf die Trümmer der Vergangenheit, die — „kaum begrüßt, gemieden“ — ebenso rasch entschwinden, als sie vor den Blicken des Betrachters aufgetaucht waren.

Rasch entführt uns der geflügelte Dampfwagen den Stätten der Vergangenheit und bringt uns wieder mitten in die an Auen und Fruchtgebilden reiche, im Durchschnitt eine Stunde breite Thallandschaft des Beëwasflusses hinein, welche von den Viaducten der Eisenbahn der Länge nach durchzogen wird.

Malerisch hebt sich von den dunkelbewaldeten Berghängen, die sie umranden, die weißschimmernde Stadt ab, die ihren freundlichen Namen nicht mit Unrecht trägt, wir meinen Weißkirchen, die bedeutendste Stadt der unteren Beëwa. Nördlich von Weißkirchen führt der Schienenweg über den Rücken der Anhöhen von Pöltten, der europäischen Wasserscheide, wo sich in einer Seehöhe von 305^m Sudeten und Karpathen die Hand reichen. Einst berührten sich die beiden Gebirge unmittelbar bei Weißkirchen, doch hat die Beëwa ihre Verbindung hier durchbrochen und sich den Durchgang erzwungen.

Überhaupt ist das Thal dieses Flusses in der Nähe der Städte Leipzig und Weißkirchen ungemein reich an interessanten geologischen Naturmerkwürdigkeiten. Unweit von dem Felsenschlunde des Gevatterloches ist ein seltsam geformter Felsblock, die fagenumklungene Teufelskanzle; im Norden ragt, als höchster Punkt der Gegend, der sogenannte Johannesfels, ein mächtiger Grauwackenblock, empor, auf welchem sich die kolossale Statue dieses volkstümlichen Heiligen erhebt. Während diese grotesken Felsgestaltungen an der rechten Seite des Thales gelagert sind, sprudelt am linken Uferhange des Beëwasflusses eine Schwefelquelle aus der Erde hervor, welche das Bad Tepliz speist, das ein hohes, ehrwürdiges Alter aufzuweisen vermag, denn fast schon 280 Jahre sind es her, daß seine Heilquellen im Gebrauche stehen.

Einstens bedeckte unabsehbarer Urwald die Weißkirchener Landschaft und gewiß ist es (schon der slavische Name der Stadt Weißkirchen: Hranice, Grenze, deutet darauf hin), daß hier ein wüstes, von wilden Jäger- und Hirtenstämmen durchstreiftes Grenzland sich ausgedehnt habe. Der deutsche Name deutet auf kirchlichen Ursprung zurück und die Legende erzählt, daß der heilige Günther, der dann in dem von ihm gestifteten Benedictinerkloster zu Braunau seinen Tod gefunden, sich als Einsiedler in diese Waldböde zurückgezogen und hier zuerst das Christenthum gepredigt habe.

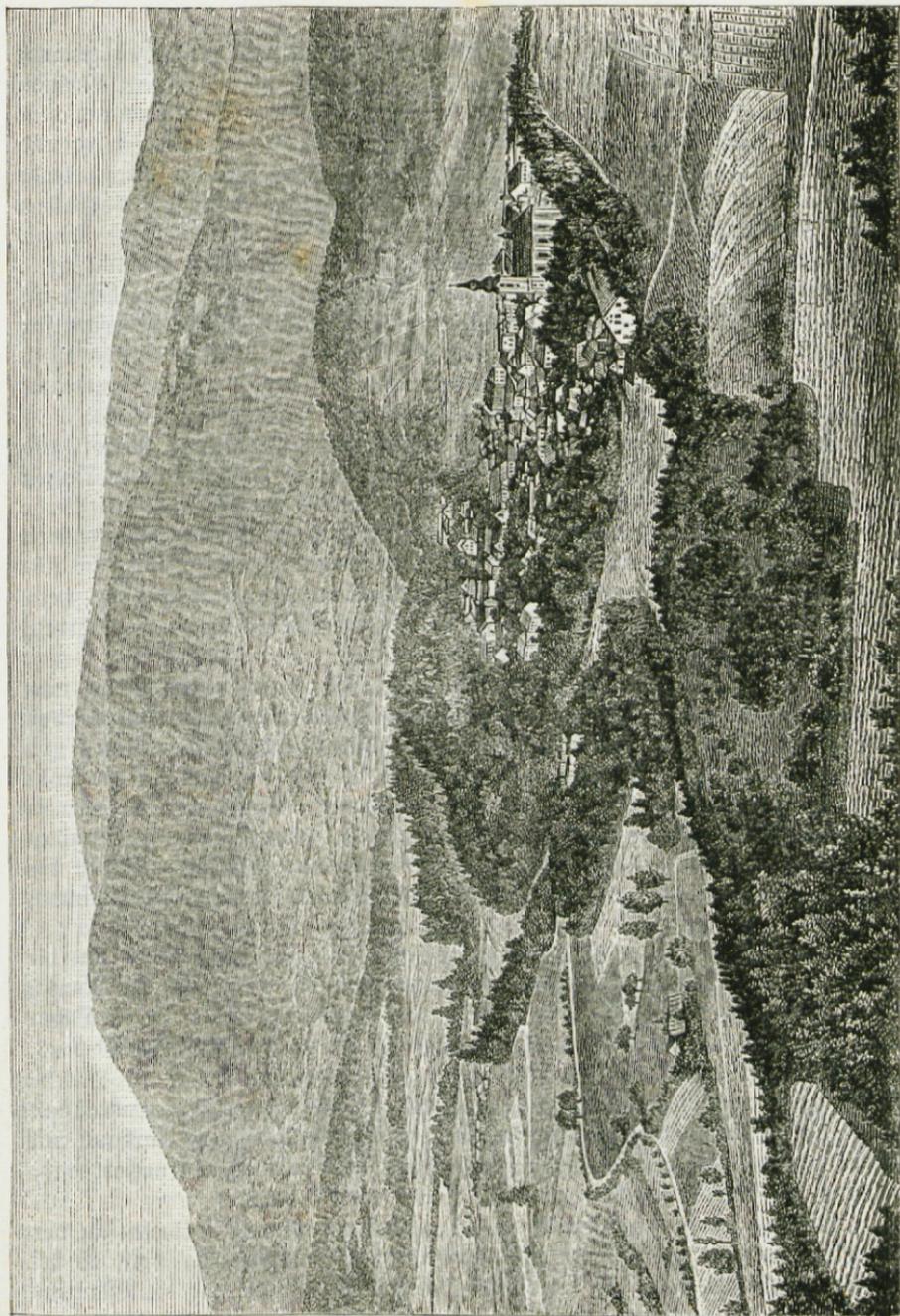
Gewiß ist es, daß der Orden des heiligen Benedict nicht bloß den Samen des Christenthums, sondern auch der Gestiftung zuerst hier ausgestreut, und dankbar erkannte Herzog Friedrich zu Olmütz dies an, indem er dem Orden eine namhafte Landschenkung im Bezwathale machte. Schon im Jahre 1201 waren die Orte Weißkirchen, sowie Hermanitz, Polom, Lueky, Bielotin und (Deutsch-) Jasnik (Jesenitz) gegründet. Doch Markgraf Wladislaw entriß dies aufblühende Gebiet den Benedictinern und als in der Benedictinerabtei zu Kloster Hradisch bei Olmütz ein ganzer Convent wegen grober Vergehungen, die man demselben vorwarf, lebendig eingemauert worden war, wurde Land und Gebiet den Prämonstratensern von Strahow vergeben. Markgraf Přemysl erhob Weißkirchen im Jahre 1251 zur Stadt und bald finden wir, durch Kauf in den Besitz gelangt, das glänzende Geschlecht der Pernsteine als Herren dieser Landschaft, zu welcher auch die damals schon verödete Burg Drahotusch gehört, auf welcher einst des Königs Přemysl Ottokar II. Hofmarschall, Bohuslaw von Drahotusch, geherrscht hatte.

Vielfach wechselte Stadt und Schloß Weißkirchen die Gebieter und nachdem die Empörung der mährischen Stände unterdrückt worden war, schenkte Kaiser Ferdinand II. unter anderen Schlössern des Bezwathales auch dieses dem Cardinal Franz Dietrichstein, „um ihm“ — wie es in der Urkunde heißt — „für die Mühen, Gefahren und Aufopferungen während der Rebellion der mährischen Stände einigermaßen eine Recompens und Ergöpflichkeit zu geben“. Seit der Zeit verblieb dieses Gebiet im Besitze der fürstlich Dietrichstein'schen Familie.

Am Eingange der Stadt, wenn man von Leipzig her kommt, befinden sich zwei imposante militärische Institutsgebäude. Eine Merkwürdigkeit der Stadt ist auch das stattliche herrschaftliche Schloß mit dem historisch denkwürdigen Thurme, von dessen Zinne sich im Jahre 1620 der Erbrichter von Pösten, Malik, herabstürzte, als er gegen den Kaiser rebelliert hatte und den Platz nicht länger gegen die stürmenden spanischen Soldaten zu halten vermochte. Dagegen vertheidigte sich die Stadt im Jahre 1643 mit rühmlichster Ausdauer gegen die Schweden.

Die Tuchmanufactur, die einst in Weißkirchen geblüht hatte, liegt gegenwärtig fast ganz darnieder, wengleich in manchem anderen Zweige der Industrie (Cartonnagewaren-Verfertigung, Rosoglio-Fabrication, Färberei) ziemlich lebhafte Thätigkeit herrscht.

Überblickt man von den Höhen bei Weißkirchen aus die Gegend, so bietet sich, besonders gegen Süden, dem Auge ein schönes Bild dar, wenn es sich in die Reize des romantisch schönen Thales von Tepliz versenkt. Vom Badhause bei Tepliz hat man dann einen Einblick in die eigentliche mährische Wallachei, der Blick schweift bis zu den Bergen von Wallachisch-Meseritsch und Rožnau und haftet an der imposanten Kuppe des Radhošť, die den Hintergrund des Gemäldes bildet.



Curort Rožnau.

Mit Recht ist Kožnau die Perle der mährischen Wallachei genannt worden. Auf grünem Wiesengrunde, von Alpenluft umweht, liegt Kožnau freundlich ausgebreitet am Fuße des von grauer Vorzeit Sagen umrauschten Radhošt. Nicht bloß die vortreffliche Molke, die hier bereitet wird und der siechen Brust Erquickung und Erleichterung spendet, bewährt ihre heilende Kraft an dem Kranken, der dieses schöne Gebirgsthäl auffucht: vor allem ist es die Gunst der Lage, die so vielen Leidenden Heil und Hilfe bringt. Hier umweht den Kranken der frische und zugleich milde Odem des Gebirges. Der Kessel, in dem Kožnau, rings von Bergen umschlossen, eingebettet ist, erzeugt eine feucht-warme, wohlfig-linde Luft, die ein köstlicher Balsam für die leidende, schwer nach Athem ringende Brust ist. Was aber vor allem Herz und Auge erfreut, ist das thaurische Grün, die üppig wuchernde Vegetation, die allenthalben dem Auge begegnen.

Zahlreiche Quellen sprudeln aus dem Schoße der Berge hervor und von allen Seiten fließen rauschende Bäche der munter dahin eilenden Bečwa zu. Nicht bloß die Sohle des Thales, sondern auch die Gehänge der Berge sind bis zu den höchsten Spizen mit einer reichlich sprossenden Pflanzenwelt bedeckt und während im Thale Ährenfelder wogen, wachsen auf den Abhängen und in den Klüften des Gebirges die würzigen Kräuter, die, heilkräftiger Säfte voll, jene köstliche Nahrung für das weidende Vieh geben, die dann zur vielgepriesenen Molke wird.

Dieser Wechsel von lachenden Wiesenmatten, deren helles Grün vom dunklen Bande der Tannen- und Fichtenwäldchen eingerahmt wird, von Fruchtfeldern und zackigen Felsenhöhen, von Fluß und Wald, Gebirg und Thal macht diese Gegend eben so reizend und die Spaziergänge in der Nähe von Kožnau so lohnend und für das verdüsterte Gemüth des Kranken so labend und erquickend. Hört man dann noch in stillen, einsamen Gründen und auf den Höhen das Läuten der Herdenglocken, das den Frieden der Landschaft unterbricht, so kehrt selbst in das zagendste Herz wieder Hoffnung und Lebensmuth ein.

Die Molkencuranstalt in Kožnau besteht seit dem Jahre 1820 und die Gründung des Ortes, dem bisher nur topographische Courtoisie den Namen eines Städtchens beigelegt, führt uns wieder auf die Zeit des um die Ober- und Bečwa-Landschaften so hochverdienten Cultivators mährischen Bodens, des Bischofs Bruno von Olmütz, zurück. — Gegenwärtig hat der Marktflecken gut eingerichtete Kalt- und Warmbäder, unter denen die Badeanstalt nächst dem Parke, an dessen Eingang das geschmackvoll erbaute Curhaus mit seinem großen freundlichen Saale sich befindet, mit ziemlichem Comfort ausgestattet ist, sowie auch Fichtennadel-, Malz- und Lohbäder.

Wichtig jedoch vor allem ist die Molkencur, die am besten in der Frühlingszeit und zu Beginn des Sommers gebraucht wird; doch da bei der wohlgeschützten Lage des Ortes bei günstiger Herbstwitterung die Pflanzen-

welt eine zweite Vegetationsperiode beginnt, so währt die Curodauer bei milder Herbstzeit, die gleich günstig wie der Frühling ist, oft weit über den September hinaus. Wir werden später die Vereitung der Wolke auf einer wallachischen Salasche (Bergtrift) im Gebirge kennen lernen. Mit dem Parke hängt die sogenannte Karls-Allee zusammen, die am Damme des Mühlgrabens längs eines munter rauschenden Baches auf den leicht zu besteigenden Karlsberg führt, von dessen Höhe, von der sogenannten Kanzel aus, man einen überaus schönen Ausblick über das Thal der Unter-Bečwa bis nach Frankstadt und über die auf den Triften der umliegenden Berge malerisch zerstreuten Sennhütten (Passcken) hat.

Rožnau selbst hat größtentheils aus Holz aufgeführte Häuser nach alt einfacher slavischer Bauart; klimatische Verhältnisse haben auch hier auf die locale Bauweise eingewirkt und so sehen wir denn den Häusern des Hauptplatzes entlang hölzerne Laubgänge hinlaufen, denn überreichlich ist die Regenmenge, die hier in den Gebirgsgegenden niederfällt.

Was den Namen Rožnau (Rožnow) anbelangt, so weist die Sage auf ein holdes Ritterfräulein, Kuzička (Köschen) genannt, hin, welches mit dem Ritter Liebhost in dieses anmuthige Thal geflohen war, und nachdem der harte Vater, der die Verbindung der Liebenden nicht gewähren wollte, gestorben war, an der Seite ihres Vatten als edle Wohltäterin der Bewohner ein beglücktes und beglückendes Leben führte, so daß man das Thal nach der schönen Herrin die Rosenau nannte. — Doch mag der Name Rožnau wol nicht so holder Deutung seinen Ursprung verdanken, viel eher mag der slavische Kriegs- und Schlachtengott, welcher auf dem hohen Radhošt thronte, der Gegend den Namen gegeben haben und nicht die Rosenflur, sondern das „Marsfeld“ wird Rožnau bedeuten, und richtiger werden wir das Wort von rožno, der Krieg, ableiten, wenn wir bedenken, daß die Gottheit, die auf dem Radhoštberge verehrt wurde, auch aller Muthmaßung zufolge den Beinamen Rozwodie (rožno Krieg und vodiz Führer) Anführer im Kampfe, geführt hat, denn kaum ist Radhošt oder Radgost, Radegast bloß der lichte, gastfreundliche Gott gewesen, wenn er auch — wie schon der Name, rad hostit, andeutet — mit dem Jupiter hospitalis oder dem Zeus xenios der Griechen nahe verwandt ist.

Diese Erinnerung an die heidnische Vorzeit des Slavenvolkes hat uns plötzlich auf den Gipfel des majestätischen Radhošt versezt, der, 1135m von der Ebene aufragend, nicht allzubeschwerlich von Rožnau aus zu ersteigen ist. Wie diese imposante Bergkluppe auf unseren zuletzt angetretenen Wanderungen schon häufig unserem unschauenden Blicke begegnet ist, so entfaltet sich hinwieder von seinem Gipfel aus ein entzückendes Rundgemälde, dessen Contouren die abwechslungsreichste Mannigfaltigkeit darbieten und in dessen Rahmen die meisten der zuletzt geschilderten Landschaftsbilder eingefügt sind.

Man möchte den Radhošť den Olymp der alten mährischen Slaven nennen. Sowie bei den Wenden und Obotriten sich Spuren der Verehrung des Radogast („Gerngast“) vorfinden, so stand diese Gottheit nächst Swantewit, dem „Allwältenden“, auch bei den heidnischen Mähren in hoher Verehrung und Opferfeuer loderten ihr zu Ehren auf dem höchsten Gipfel des Berges empor. Das Bild des Gottes, das in dem Tempel auf dem Radhošť stand, soll in Menschengröße und aus lauterem Golde verfertigt gewesen sein und trug eine Krone auf dem Haupte, auf welcher ein Vogel mit ausgepreizten Flügeln saß; die Brust war mit einem schwarzen Stierkopf geschmückt, auf welchem die rechte Hand des Götzen ruhte, während die linke einen Speiß hielt, woran nach vorne ein Beil und rückwärts zwei scharfe Zacken befestigt waren.

Als der großmährische Fürst Rastislav die ersten christlichen Glaubensboten in sein Land gerufen, mußte der gewaltige Slawengott gar bald von seinem hohen Sitze weichen und die Stätte, wo sein glänzender Tempel gestanden, wurde den Verkündern des Evangeliums geweiht. Noch heute ragt auf der höchsten Kuppe des Radhošť ein steinernes Kreuz empor, zu dem alljährlich am Tage der Verkündung Christi (6. August) Scharen von Andächtigen aus der Umgebung hinanpilgern.

Doch hat sich die Erinnerung an jene Heidenzeit noch in manchem abergläubischen Brauch, der unter der wallachischen Bevölkerung dieser Gegend heimisch ist, erhalten. So lodern noch jetzt zur Zeit des Sommer-Sonnenwendfestes, am Vorabende des Johannisstages (24. Juni), zahlreiche Feuer am Gipfel des Radhošť auf, damit die reisende Frucht vor Schaden bewahrt und der Schwarm der Hexen, die Menschen und Vieh verzaubern, verschreckt werde. — Ferner wird noch jetzt das eigenthümliche Fest der Mařena, welchen Namen einst die Göttin der Jagd bei den heidnischen Slaven geführt, begangen. Am Palmsonntag stopfen sich nämlich die wallachischen Mädchen eines jeden Dorfes einen weiblichen Popanz aus, den sie mit bunten Bändern behängen und auf einer Stange durchs Dorf auf eine freie Anhöhe hinauf tragen, wobei sie immer: „He uch hello! má milá Mařeno“ singen. Ihnen kommt dann die männliche Jugend des Ortes nach, welche die Mařena genannte Puppe verspottet und mit Roth und Steinen bewirft. Da die Mädchen sich zur Wehre setzen, so entspinnt sich zum Scherze ein Kampf, der damit endigt, daß man sich gegenseitig mit Branntwein und gerösteten Erbsen bewirtet. Dies seltsame Spiel mag wohl noch der leise Nachhall eines heidnischen Festes sein.

Doch kehren wir jetzt, nachdem uns so lange die Fittige der Vergangenheit umrauscht, wieder zur Gegenwart zurück und mischen wir uns unter dies einfache Hirtenvolk, welches diese schönen Bergthäler bewohnt, so werden wir die Wallachen, spartanisch abgehärtet und bedürfnislos wie sie sind, als echte Söhne der Berge kennen lernen.

Nach den Forschungen des slavischen Sprachgelehrten Miranial bedeutet das Wort Wallach so viel als Hirte; so würde also schon die Benennung des Volksstammes dessen Hauptbeschäftigung bezeichnen, denn sie sind größtentheils Schafhirten, der Ackerbau ist wenig erträglich und die Weberei, vor der Einführung des Baumwollgarns in und um Kožnau ziemlich lebhaft betrieben, ist jetzt fast ausgestorben.

Der Wallache ist im allgemeinen schön und kräftig gebaut, mit Gliedern wie Stahl, ein Kind der wilden Natur. Die Tracht der Wallachen nähert sich der ungarischen; die Füße stecken in Schnür- oder Tuchstiefeln, den Eszimen; hie und da trägt der Wallache auch eine Art Bundschuhe von grobem, weißen Tuche (Hunja) mit einem Stück Rofsleder als Sohle, die mit Riemen zusammengezogen und aufgeschnürt werden; diese Schuhe, die denen der Landbewohner Unteritaliens ähneln, heißen Krbce. Die enganliegenden Beinkleider aus grobem Tuche werden durch einen um den Leib geschlungenen Riemen festgehalten; der grüne, braune oder weißgraue tragenlose Rock, der mit rothen Aufschlägen und überdies vorne mit vielen Knöpfen und Bieraten versehen ist, läßt den sonngebräunten Nacken und die breite braune Brust frei; die Kopfbedeckung besteht meistens aus einem Hute mit breiter Krämpfe, der bei den ledigen Burschen noch mit einer langen Feder geschmückt ist.

Die Wallachinnen tragen einen faltenreichen, schwarzglänzenden, steifen Rock (Kasanka genannt), ein kurzes, enges, bis an die Brust reichendes Unterhemd, Kubac geheißen, das wieder von einem feinen leichten Oberhemdchen, Kubavce, bedeckt wird, darüber wird ein enges violettes oder rothes Zäckchen getragen. Das Kopfhaar flechten die Mädchen in einen einzigen Zopf, dessen Ende mit rothen Bändern geziert ist, indes die Frauen eine Art Haube zu tragen pflegen. Die meist klein und zierlich geformten Füße bekleiden sie entweder mit Tuchstiefeln oder auch gleich den Männern mit den sogenannten Krbce. Außerordentlich viel halten die Wallachinnen auf schöne, reichgestickte und blendendweiße Wäsche.

Nicht leicht ist ein Volksstamm so genügsam und so außerordentlich abgehärtet in der Ertragung von Strapazen und Entbehrungen als der wallachische. Besuchen wir einmal eine Passete (Sennwirtschaft) im Gebirge.



Volks-tracht der Wallachen.

Ungemein armselig ist die Hütte (Koliba), um welche herum die aus Ruthen und Reifig geflochtene Hürde für die Schafe (Kossar) angebracht ist. Hier haust der Bača, Schafmeister, mit den Dvčaken, Hirten, welche die Herde auf die Bergweide (Salasche), die oft sehr weit von der Koliba entfernt liegt, treiben. Gestalt und Anzug des wetterharten, ehrwürdig aussehenden Bača, der auch die Molke und den Käse bereitet, passen zu der ganzen Umgebung. Das hagere Gesicht, sowie die bloßen nervigen Arme und die nackte Brust sind von der Sonne gebräunt, das schlichte lange Haar ist hinter die Ohren zurückgelegt und meist steckt ein kurzes Pfeisichen zwischen den Zähnen.

Sind nun die Schafe von den Dvčaken abgemolken, so beginnt die Arbeit des Bača. Die gewonnene Schafmilch wird theils zu Käse verarbeitet, theils kommt sie, nachdem sie durch eine grobe Leinwand (Hundarka) durchgeseiht worden war, in den kupfernen Kessel, der mittelst eines Ringes über dem Feuer befestigt ist; fängt die Milch gelinde zu kochen an, so wird der Rahm aufs neue abgeschöpft und die klare Schafmolke (Zineica) bleibt zurück. Ist die Molke bereitet, so bläst der Schafmeister auf seinem langen Rohre angenehme Weisen und verkündet dadurch allen, die das warme Getränk für ihre Molkenurgäste zu holen berufen sind, daß es sich auf den Weg zu machen gelte.

Weib und Kind dessen, der da hoch oben in der Sennhütte wohnt, bleiben natürlich den Sommer über im Thale, oft aber wird die Höhe erklettert und der Koliba ein Besuch abgestattet; wie jubeln da die Kinder dem Vater zu und wie wohl schmeckt allen das einfache Mahl, wenn der Bača groben Heiden in den Rahm hineinmischt und zu dieser Lieblingsspeise der Wallachen aus dem kleinen, schmucken, hölzernen Trinkgefäße frische Buttermilch herumreicht; wenn er gar Kartoffeln mit Salz vorsetzen kann, so ist das fast ein Fest für die Familie. Zum Nachtiß wird dann das mitgenommene Brot in kleine Stückchen zertheilt und dazu doppelt so viel Hrudka (ungefalzener frischer Schafkäse) verzehrt.

So eintönig und entbehrungsreich das Leben auf den Salaschen ist, so jubelt doch alles in den Dörfern, wenn der Schnee auf den Kluppen der Karpathen schmilzt und Tristen und Halden sich mit jungem, frischem Grün überziehen. Jeder Zug, der zur Bergweide hinaufsteigt, wird von jubelnden Knaben und singenden Mädchen, sowie von allen Anverwandten des Pächters der Salasche begleitet und fröhliches Leben herrscht bis tief in die Nacht in den Thälern und auf den Höhen. Gewöhnlich erfolgt der Aufstieg um die Mitte Mai und die Schafe bleiben etwa 18 bis 20 Wochen auf der Weide.

Bei dieser harten und einfachen Lebensweise ist dennoch der Wallache von fröhlicher Gemüthsart und ungemein sangliebend. Wie alle Bergvölker sind auch die Slaven in den Karpathen sehr fromm und mancher seltsame abergläubische Brauch findet sich bei ihnen vor. An Kirchweihfesten und Hoch-

zeiten herrscht bei den Wallachen manche seit Alters überlieferte Sitte; aber auch an den letzten Tag des Faschings (končini) knüpft sich viel eigenthümlicher Aberglaube. So wird am Faschingsdienstag vor Mitternacht die große Bassgeige (Barbora genannt) von den Musikanten unter allerlei lächerlichen Ceremonien begraben. Wie hoch das Mädchen am letzten Fasching springt, so hoch wird der Flachs wachsen. Im Fasching tanzt hinter jedem Paare ein Paar von Teufeln; wer von einem Sarge ein Brett nimmt und durch das Astloch desselben schaut, kann dies sehen. Im Fasching wird auch nicht gesponnen; das Gespinnst an diesen Tagen würde sich abscheulich verwickeln u. s. w. Auch ein eigenthümliches Schnitterfest, Pobaba, besteht bei den Wallachen, wenn sich Leute aus dem Dorfe bei einem Grundbesitzer zum Mähen der Wiese oder zum Schneiden der Frucht verdingen. Die Arbeiter erhalten keinen Lohn, aber der Hauswirt muß sie mit Musik vom Felde holen lassen und ihnen ein reichliches Abendmahl vorsetzen, bei welchem die Hausfrau vor jeden Arbeiter einen Kuchen hinlegt, während der Wirt jedem ein Gläschen Brantwein gibt. Ein Tänzchen beschließt gewöhnlich das gemeinschaftliche Mahl.

Von dem schalkhaften Frohsinn und dem regsamen Gemüthsleben des wallachischen Volksstammes geben auch die vielen Lieder, die man bei demselben antrifft und von denen wir zwei in der Übersetzung von Professor Maniak mittheilen wollen, beredtes Zeugnis:

1.

Am Teich, im grünen Rohr
Wäscht emsig sein Gefieder
Ein Gänschen, bald empor
Es schaut, bald nieder.
„Auf, Jäger, lade Schrot
Und stell' dich an den Rand
Und schick' ins Herz den Tod
Der Gans mit sich'rer Hand!“
Ich thu' ihr nichts zu Leide!
Der Vogel ist mir wert;
Am Hals die rothe Seide
Verräth, wem er gehört.

Dies Band hat meine Käthe
Dem Liebling umgebunden,
Als ich der holden Käthe
Den ersten Kuß entwunden.
Auf glatten Wellen schlüpfe
Ich lieber hin vom Rand
Im leichten Kahn und knüpfe
Ihr los das schöne Band.
Wird sie dann schnatternd waten
Zum off'nen Thor hinein,
Soll Käthe ahnend rathen
Und — sich des Diebstahls freu'n.

2.

Die zarten Hände rang
Rosine an dem Bach,
Der wild vorüber drang,
Und sah ihm jammernd nach.

Entzückt am Hochaltare
Schon stand die schöne Braut,
Jetzt, mit zerrauftem Haare,
Klagt sie am Ufer laut:

„Ach Welle, falsche Welle,
Die mir den Bräutigam,
Entfürzend schwarzer Hölle,
Bom treuen Herzen nahm!
Ach Welle, hab' Erbarmen,
Sib mir zurück den Knaben,

Den du in deinen Armen
So tückisch hast begraben!“
Sie stürzte stehend nieder
Auf ihre Knie am Rande.
Die Welle gab ihn wieder:
Er lag — entseelt im Sande.

Mag uns noch der Gruß dieser sinnigen Lieder umklingen, wenn wir jetzt das liebliche Thal von Kožnau verlassen, um andere Orte der Karpathenlandschaften zu besuchen. Vor allem sind es noch zwei Curpläze, die zu etwas längerem Verweilen einladen: Bistritz, gleich Kožnau durch seine heilkräftige Molke bekannt und ebenso wie dieses am Fuße eines sagenberühmten Berges, des Hostein, gelegen, sowie die Trink-, Bade- und Molkencuranstalt Luhatjowiz.

Zuvor jedoch fesselt noch ein altes Städtchen, an der Rusawa (einem Nebenflusse der March) gelegen, welches in der Geschichte des Landes keine unbedeutende Rolle gespielt hat, unsere Aufmerksamkeit. Es ist dies Holleschau, berühmt durch gelehrte Theologen, wie Martin und Johann von Holleschau, letzterer Prior des Stiftes Raigern und heftigster Gegner Hussens. In Holleschau wirkte auch als Pfarrer jener Johann Sarkander (1859 selig gesprochen), der, als Märtyrer seines Glaubens, während des mährischen Aufstandes des Landesverrathes beschuldigt wurde und zu Olmütz an den Folterqualen starb (1619). Thomas Sturm, ein geachteter Bildhauer des vorigen Jahrhunderts, die beiden Historienmaler Chambrez, Vater und Sohn, der Musikschriststeller Rafael Georg Riesewetter gehören ebenfalls Holleschau an.

Nordöstlich von Holleschau liegt der Curort Bistritz am Hostein mit einem großartigen Schloßgebäude, welches in den Jahren 1765 bis 1768 in edel einfachem Stile erbaut worden ist, und einem prachtvollen, weit ausgedehnten Parke, der dasselbe umgibt. Das eigentliche Wahrzeichen des Ortes aber ist der, eine kleine halbe Stunde südöstlich gelegene, etwa 732 m hohe Hostein, den die Legende des Volkes mit dem Epheugewinde unvergänglicher Erinnerungen geschmückt hat. Schon in der Heidenzeit hat der Berg, der dem Slavengotte Hostin, dem Gastlichen, geweiht war, eine ähnliche Bedeutung gehabt, wie der ungleich majestätischere Radhošt. Die Benennung des Berges reicht demnach in die früheste Vorzeit zurück und schon in einer Urkunde Bretislaw's I. vom Jahre 1030 finden wir des Berges unter dem Namen „Gospina“ erwähnt.

Von dem Glorienscheine nationaler Tradition jedoch wurde sein Scheitel erst umstrahlt, als die Mongolen verwüstend in das Land eingebrochen waren und ein kleines Häuflein gläubiger Christen sich auf den Gipfel des Berges geflüchtet und unter den Schutz der Gottesmutter begeben hatte,

der schon damals ein kleines Kirchlein auf der Höhe des Berges geheiligt war. In der Nacht verschanzten und unwallten sich die Christen so gut sie es vermochten und mit dem grauenenden Morgen schlugen sie bis zur sinkenden Sonne alle Stürme und Angriffe der Heiden zurück. Doch ihr tapferer Führer Wneslaw fiel im Kampfe, und des nächsten Tages begannen zwar die wilden Horden den Sturm nicht sofort, aber unsäglicher Durst peinigte die ermatteten und vom heißen Kampfe todesmüden Christen, denn in Folge der andauernden Hitze war die Quelle, die sonst einer Felsenpalte des Berges entrieselte, vertrocknet. Schon räth einer aus der Christenschar, Weston mit Namen, zur Ergebung, doch Bratislaw, ein anderer Tapferer, verweist ihm die muthlose Rede und führt die Schar zur Kapelle der heiligen Jungfrau, um Hilfe und Rettung zu erflehen. Da steigt ein schwaches Wölkchen am Horizonte auf, das bald zu dunklem, den ganzen Himmel überziehendem Gewölke wird; gräuliche Blitze zucken ins Lager der Feinde nieder und erquickender Regen strömt herab; die versiegte Bergquelle füllt sich aufs neue und stärkt die verschmachtenden Helden. Heiße Dankgebete, der Gottesmutter dargebracht, steigen zum Himmel empor und neu gestärkt nimmt die Christenschar mit frischem Muth den Kampf auf und nöthigt die Mongolen zum Rückzuge. Die asiatischen Horden überschwemmen die Fruchtgefilde der March, bis sie vor den Mauern von Olmütz das Verhängnis ereilt. So die geschichtliche Legende, wie sie sich tren in der Erzählung des Volkes erhalten hat. Noch jetzt mißt man dem Brunnlein, welches unterhalb der Kirche aus einem Felspalt hervorbricht, heilende Kraft in vielen Krankheiten zu.

Die wunderbare Errettung der Christen wurde der besonderen Hilfe der Himmelskönigin zugeschrieben, und das Kirchlein auf dem Berge wurde seit diesen Zeiten von ungezählten Scharen andächtiger Waller aufgesucht, welche hier ihre frommen Gebete zum Throne der Gottesmutter, die einst vor mehr als sechshundert Jahren so wunderthätige Hilfe gespendet, emporschicken. Die Wallfahrtskirche wurde im Jahre 1748 durch den Grafen Ludwig von Kottal prachtwoll restauriert, doch bald darauf durch einen Blitzstrahl in Brand gesteckt, so daß nur mehr eine Kuppel unverfehrt blieb und die Kirche, an deren rückwärtiger Wand das Gnadenbild gemalt ist, gegenwärtig das Bild langsamen Verfalles darbietet. Doch fast möchte man auf diesen durch so uralte Traditionen geheiligten Platz auf der waldbumkränzten Höhe des Hofsteiner Berges die Worte des Dichters von dem Kirchlein im Walde denken:

„Und würd' es mit den Jahren
Auch ganz in Trümmer geh'n,
Der Geist der Andacht würde
Noch um die Trümmer weh'n.“

Und überwüchſt auch Raſen
Die Trümmer, Schutt und Sand,
So ſagte jedes Gräſchen,
Daß hier ein Kirchlein ſtand.“

Von der Kuppe des Hoſtein genießt man eine prächtige Fernſicht über einen großen Theil des Landes. Von dem Spiegliſcher Schneeberg bis zu dem Kranze der Poſauer Berge im Süden, vom Alttitiſcheiner Bergkegel im Nordoſten bis zu dem Spielberg bei Brünn liegt nahezu ein Drittel des mähriſchen Landes vor den Blicken des Beſchauers ausgebreitet.

Unſere Wanderungen durch die mähriſchen Karpathen führen uns jetzt nach Süden, wo an einem anderen linksſeitigen Nebenflusse der March, der Olſawa, der Ort Ungariſch-Brod liegt, deſſen Geſchichte von zwei heldenmüthigen Vertheidigungen gegen die räuberiſchen Ungarn-Einfälle durch die Bürger der Stadt erzählt.

Unweit davon, und von der nächſten Eiſenbahnſtation Ungariſch-Gradisch etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen entfernt, liegt in einem anmuthigen Thale das Dorf Luhatſchowitz und beiläufig eine Viertelſtunde von demſelben entfernt, zwiſchen zwei Bergen, der großen und der kleinen Kamena, eingekloſſen, der Curort gleichen Namens. Wohlgepflegte Alleen, deren mächtige Baumkronen erquickenden Schatten ſpenden, führen vom Dorfe dorthin und ſchon aus der Ferne winken dem Beſucher die freundlichen Villen entgegen, die ſich in der Nähe der ſtattlichen und trefflich eingerichteten Curgebäude befinden. In weiterer Entfernung dehnt ſich der herrſchaftliche Park bis zu den mit ſchönen Buchen-, Eichen- und Birkenwäldern bepflanzten Bergen aus, deren kräuterreiche Triſten eine freundliche Augenweide darbieten. Der beſonderen Sorgfalt der gräflich Serenyiſchen Beſitzer hat der Curort den ſtetigen Aufſchwung, den er vorzüglich in neuester Zeit genommen, zu danken.

Seine Mineralquellen haben einen ausgezeichneten und weitverbreiteten Ruf. Als Badecur gebraucht, verändert das Luhatſchowitzer Waſſer den geſammten Vegetationsproceß des menſchlichen Körpers und wird erfolgreich gegen chroniſche Krankheiten gebraucht. Weit über die Grenzen Mährens wird dieſes heilkräftige Waſſer in mehr als ein und einhalbhunderttauſend wohlverforkten und verſiegelten Flaſchen überallhin verſendet und bildet, namentlich mit öſterreichiſchen Landweinen vermiſcht, einen mouſſirenden, angenehm ſäuerlichen und auflöſend wirkenden Kühltrank, der in der heißen Jahreszeit doppelt erfrischend iſt.

Das Luhatſchowitzer Waſſer iſt ein alkaliſch ſalziger, eiſenhältiger Säuerling, welchem etwas Jod, Brom und Flußſpat beigemiſcht iſt, es beſitzt durchgehends zu allen Jahreszeiten eine Temperatur von 10—11 Grad C. — Von den Luhatſchowitzer Mineralquellen, von denen der vaterländiſche Naturforſcher Joh. Nep. Graf Mitrowsky im Jahre 1788 fünfzehn unter-

sucht und beschrieben hat, stehen gegenwärtig sechs wegen ihres besonders reichlichen Gehaltes an Salzen und Kohlensäure im Trink- und Badegebrauche. Am angenehmsten schmeckt das Wasser der Vincenti- und Johannisquelle; an diesen beiden Brunnen, deren erster mit einem säulengetragenen Dache überdeckt ist und mit der geschmackvoll eingerichteten Wandelbahn in unmittelbarer Verbindung steht, sind Schöpfseimerchen angebracht, mit denen die Curgäste ihre Gläser füllen. Mit der erstgenannten Quelle ist auch eine großartige Füll- und Vorrathskammer der zur Versendung bestimmten Flaschen verbunden. Der sogenannte „Sprudel“ und der „Pumpbrunnen“, welcher letzterer der tiefste und wasserreichste unter allen Brunnen des Badeortes ist, dienen zum Badegebrauche, aus ihnen wird das Mineralwasser mittelst Röhrenleitungen dem Kesselhause und den comfortabel und bequem ausgestatteten Badecabinen zugeführt. Die Dauer eines Bades, welches gewöhnlich vor- und nachmittags genommen wird, ist eine Glockenstunde; auch wird früh morgens an die Curgäste ausgezeichnete frische Molke verabreicht.

Lohatschowitz vereinigt alle Annehmlichkeiten eines fashionableren und anmuthig gelegenen Curplatzes in sich; bedeckte Wandelbahnen für die unfreudlichen Tage der Saison, anmuthige Spaziergänge in den kiesbestreuten Gängen des schönen Curparkes, wo Blumenbeete, Wiesen und Waldbesidicht angenehm abwechseln, und vor allem die lohnenden Ausflüge auf die Berge der Umgebung bieten nicht bloß den Heilbedürftigen, sondern auch den voller Gesundheit sich erfreuenden Besuchern dieses reizenden Thales ebensovieler Gelegenheit zu anregender geselliger Unterhaltung, wie zu beschaulich stillem Naturgenusse. Dabei ist es ein besonderer Vorzug dieses Curortes, daß alle dem Curgebrauche, wie den Freuden der Geselligkeit gewidmeten Etablissements sich dicht nebeneinander vorfinden. Rechnet man noch hinzu, daß auch die leibliche Pflege der Curgäste in den verschiedenen Restaurants in vorzüglicher Weise besorgt wird, daß durch den offenen Markt, der während der Badesaison hier herrscht, die mannigfaltigsten Handelsobjecte von dem gewöhnlichsten Gebrauchsartikel bis zu dem feinsten Luxusgegenstande hier zum Verkaufe feilgeboten werden, so darf man wohl sagen, daß Lohatschowitz nicht nur seiner glücklichen Lage und der Heilkraft seiner Wässer halber, sondern auch wegen der Annehmlichkeiten einer wohlgeordneten und bequemen Lebensweise, die hier der Erholung und Genesung bedürftige Badegäste finden, unter den Curorten Mährens einen vorzüglichen Rang einnimmt.

Was die Geschichte der Lohatschowitzer Gesundbrunnen betrifft, so wird wohl, lange bevor die Menschen von den Spenden der wohlthätigen Quellnymphe Nutzen gezogen haben, der Instinct die Thiere an das salzige Wasser gelockt haben, welches dem Wilde, namentlich den Wildtauben, Hasen u. s. w. wie auch den Hausthieren köstlich mundet. In frühester Zeit schon stand auf dem unweit von Lohatschowitz entfernten Berge Grad ein Ritter-schloß, das freilich bald verfiel; im Jahre 1049 legte der Ungarukönig

Andreas die später von den mährischen Herzogen Otto und Konrad stark befestigte Stadt und Grenz-Feste Ungarisch-Brod an, die etwa ein und eine halbe Stunde vom Badeorte entfernt liegt.

Der Balneograph Thomas Jordan von Klausenburg, der etwa um das Jahr 1585 eine ausführliche Beschreibung mährischer Badeorte geliefert hat, erwähnt unseres Ortes noch nicht; es ist also mehr als wahrscheinlich, daß der Gebrauch seiner Mineralwässer nicht bis in diese Zeit zurückgeführt werden darf; damals hieß das Wasser im Munde der Landbewohner Slana voda (Salzwasser) und wurde statt Salz und Hefe zum Brotbacken und zum Kochen von Mehlklößen verwendet. — Erst in späterer Zeit, als die Luhatschowitzger Herrschaft in den Besitz der Gräfl. Serenyi'schen Familie überging, wurde, wie wir schon oben erwähnt, die Heilkraft seiner Quellen immer mehr erkannt und gewürdigt und eine Reihe dem Wohle und Comfort der stets wachsenden Zahl von Besuchern dienender Anstalten trugen zur glänzenden Entfaltung des Curplatzes das Ihrige bei.

Und so mögen wir wohl, an den Aufenthalt in diesem, durch Natur und Kunst geschmückten Badeort zurückdenkend, in welchem die von der Klugheitschlange umzüngelte holde Göttin Hygieia aus goldener Schale den Trunk verjüngender Genesung reicht, mit dem Dichter, den der Liebreiz des Thales und der Quelle belebende Heilkraft begeisterte, ausrufen:

„Zieh hin, o Kranker! wenn zu Gottes Geist
Ein recht Vertrauen du vermagst zu hegen,
Daß dem Gewässer, über dem er kreist,
Dir frisch entblühe der Genesung Segen;
Und Wunderkräfte sprudelt dir der Born,
Von jungem Leben fühlst du dich durchflossen,
Dort wo Natur des Überflusses Horn
Mit so verschwenderischer Hand vergossen.“

Unweit von Ungarisch-Brod und dem eben beschriebenen Curorte Luhatschowitz, abseits vom Schienenstrange der Nordbahn liegt an einem kleinen Flüsschen, das in die Olsawa mündet, ein unbedeutender Marktflecken, auf den aber insofern ein Schimmer geschichtlichen Glanzes fällt, da er der Geburtsort eines weitberühmten Nährers war. Es ist der kleine Ort Kivnitz, in dem am 28. März 1592 Johann Amos Comenius das Licht der Welt erblickte¹).

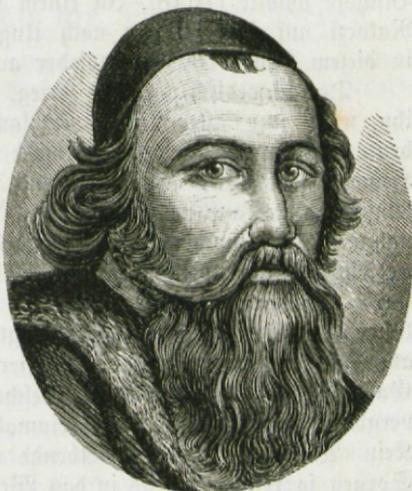
Sein Vater Martin, Müller seines Gewerbes, stammte aus dem Flecken Komnia, weshalb er sich Komensky nannte. Schon in dem Geschichtsbilde haben wir mit wenigen Worten die Bedeutung dieses edel denkenden

¹ Neueren Forschungen zufolge soll Comenius aus Ungarisch-Brod stammen; freilich ist es nicht ausschlaggebend, daß er sich selbst nach der dem Primatsorte zunächst gelegenen größeren Stadt: Hunobrodensis nennt.

Menschenfreundes hervorgehoben, wir wollen nun mit einigen Strichen das an Kämpfen und Stürmen reiche Lebensbild vervollständigen.

Nachdem Johann Amos, dessen Eltern der Secte der mährischen Brüder angehörten, die Lateinschule absolviert hatte, besuchte er, von ungestümem Wissensdrange getrieben, die protestantische Hochschule von Herborn im Nassauischen und die Heidelberger Universität. Doch eben so groß als sein Durst nach Wissen, war sein Drang, Länder und Menschen kennen zu lernen und ein großes Stück der schönen Gotteserde selbst zu besuchen. Er machte weite und ausgedehnte Reisen, die ihn auch nach Italien führten, doch finden wir ihn bald darauf in Amsterdam, wo er einige Zeit verweilte, ohne damals ahnen zu können, daß hier auch dereinst sein müder Lebenslauf sich zu Ende neigen werde. Nach Heidelberg zurückgekehrt, versiel er in eine schwere Krankheit, die ihn in eine solche drückende Nothlage versetzte, daß er die Reise über Prag zu Fuß, und fast nur von milder Gastlichkeit lebend, zurücklegen mußte.

In Mähren nahm sich des hochstrebenden Jünglings der edle Landeshauptmann Karl von Zerotin an; bald ward er zur Leitung der Prerauer Brüderschule berufen, der er zwei Jahre vorstand, wodurch er zuerst einen tiefen Einblick in das Unterrichtswesen gewann und den Grund zu seiner so überaus ersprißlichen pädagogischen Wirksamkeit legte. Zum Priester geweiht, ward er als Prediger in Fulnek angestellt: als die Wirren des 30jährigen Krieges über sein Heimatland hereinbrachen und ihn zur heimlichen Flucht



Johann Amos Comenius.

aus dem Lande nöthigten, nachdem auch das Mhl, welches sein hochherziger Schützer ihm für einige Zeit auf seinen Burgen angeboten, immer unsicherer und gefahrvoller zu werden drohte. Auf der mit unsäglichen Mühen und Strapazen verbundenen Flucht nach Brandeis in Böhmen verlor Comenius seine Frau und zwei Kinder. Doch sein Aufenthalt bei der Brüdergemeinde in Brandeis durfte nicht lange währen.

Er begab sich dann nach Polen und fand bei dem Grafen Kasael von Pissa gastfreundliche Aufnahme. Er versah das Amt eines Seniors der dortigen Gemeinde und fand endlich die lang entbehrte Muße zu literarischer Thätigkeit, die hauptsächlich der Verbesserung des Erziehungswesens gewidmet war. Seine Welt in Bildern, *orbis pictus*, bedeutet eine reformatorische That auf dem Gebiete der Jugendbildung.

Bald finden wir Comenius wieder auf der Wanderung. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seiner Erziehungskunst verbreitete sich über halb Europa. Das englische Parlament lud ihn ein, nach London zu kommen, doch der irische Aufstand, der damals gerade ausgebrochen war, machte die Unterhandlungen scheitern. Comenius nahm die Einladung des reichen niederländischen Kaufmanns Ludwig van Geer, der sich in Norrköping niedergelassen hatte, zu einer Reise nach Schweden an, und Drenstierna stellte an den berühmten Gelehrten die ehrende Aufforderung, die schwedischen Schulen nach seinen Grundsätzen zu reorganisieren. Aus seiner rastlosen Thätigkeit, der er sich zu Elbing in Preußen, wo er sich niedergelassen hatte, um ungestörter seinen didaktischen Studien leben zu können, hingeeben hatte, riß ihn die neuerliche Berufung nach Lissa, wo ihn die Gemeinde zu ihrem Bischofe wählte (1648). In einem auszeichnenden Schreiben berief ihn Fürst Rakoczi auf seine Güter nach Ungarn; nach vorübergehendem Aufenthalte in diesem Lande kehrte er wieder auf seinen Bischofsitz in Lissa zurück.

Der schwedisch-polnische Krieg, der damals ausgebrochen war, beraubte ihn nicht nur aller seiner mühsam erworbenen Habe, sondern stieß auch den 65jährigen Greis aufs neue aus dem Lande, welches seine zweite Heimat geworden, in das Elend einer ungewissen Zukunft hinaus. Der Amsterdamer Kaufherr, Lorenz van Geer, der Sohn seines einstigen Gönners, nahm sich des hochbetagten, heimatlosen Gelehrten an. Comenius blieb bis zu seinem Ende ein hilfreicher Wohlthäter seiner zersprengten Gemeinde und starb, nachdem er in der letzteren Zeit mit der Herausgabe seiner sämtlichen didaktischen Schriften beschäftigt war, in dem hohen Alter von 79 Jahren am 15. November 1671 zu Amsterdam, woselbst er bis an sein Ende die Gastfreundschaft seines edlen Beschützers genossen hatte, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, noch einmal sein geliebtes Heimatsland zu betreten. Kein Wunder, daß am Abende eines so vielbewegten, an Leiden und Sorgen so reichen Lebens in das Wesen des einst so thatenfreundigen Mannes sich ein Zug grübelnder Mystik und frömmelnder Asece gemischt hat. Noch über seinem Grabe, das sich zu Narden befindet, hat der Streit der Parteien und das Gezänk seiner Verfolger nicht geruht. Lange blieb der Name des zu seiner Zeit ebenso gefeierten als angefeindeten Jugend- und Menschenfreundes verschollen und vergessen, und erst der neueren Zeit blieb es vorbehalten, das Andenken an diesen Reformator der Pädagogik wieder in seinem alten Glanze aufleuchten zu lassen. Im Jahre 1874 ist ihm in Prerau ein Denkmal errichtet worden.

Auf unseren Streifzügen durch die mährischen Karpathen sind wir bereits zur Südostgrenze des Landes gelangt, die häufig von kriegerischen Einfällen der benachbarten Ungarn heimgesucht worden war. Wir haben schon der einst so wichtigen Grenzfestung Ungarisch-Brod (Brod bedeutet soviel als Furth) Erwähnung gethan, die zum letztenmale von Emerich Tököly

im Jahre 1683 erobert worden war. Wir besuchen noch das Feld in der Nähe des Dorfes Hluk, wo einst Wladislaw von Böhmen und Stephan von Ungarn mit zahlreichen Gewappneten zusammen kamen, und aus rauschenden Festen sich ein blutiger Kampf entspann, in dem die Ungarn zuerst siegreich waren, bis die Herzoge Sobieslaw von Brünn und Otto von Olmütz den fliehenden Böhmen zu Hilfe kamen und, die Zelte der Ungarn überrumpelnd, als König Stephan mit seinen Großen im freudigen Siegesrausche gerade tafelte, den Feind bis an die Waag zurück trieben, deren Wogen sich von dem Blute der erschlagenen Magyaren rötheten.

13. Das Marsgebirge und die Polauer Berge.

(Das Marsgebirge. — Schloß Buchlau. — Graf Berchtold von Buchlau. — Ausflüge in die Polauer Berge. — Die Mahdenburg. — Ruine Rosenstein. — Nikolsburg: Lage und Geschichte. — Josef von Sonnenfels.)

Wir kehren nochmals auf unseren Wanderungen durch das mährische Land zur Thalsucht der March zurück, deren gefegnetes Becken wir von Olmütz aus durchstreift hatten. Dort, wo bei Kapajedel die Ausläufer der Karpathen hart an den Fluß herantreten, wird derselbe auf der anderen Seite durch ein Gebirge eingeengt, das, wie wir schon im allgemeinen geographischen Bilde angedeutet, in mancher Beziehung mit dem Karpathensysteme verwandt ist; und so enge ist der Marchdurchbruch bei Kapajedel, daß diese Stelle wirklich eher als gewaltsame Trennung einer früher bestandenen Verbindung der beiden Gebirge, denn als natürliche Bodenrinne angesehen werden muß. Wir befinden uns, wenn wir die March überschreiten, auf den Höhen des Marsgebirges, welches ein Verbindungsglied zwischen den Karpathen und dem böhmisch-mährischen Hochplateau, mit dem es durch einen niederen Rücken zwischen Wischau und Hausnitz zusammenhängt, bildet.

Der waldbreiche Rücken des Marsgebirges, der, von Nordwesten steil ansteigend, sich gegen das Flußthal der Schwarzawa ziemlich sanft abdacht und nach Süden zur Thaha hin in niedere wellige Hügel auflöst, weist schon durch seinen Namen weit zurück in die heidnische Vorzeit der slavischen Anwohner unseres Landes, denn seine dichten, undurchdringlichen Wälder mögen vor allem als das geheiligte Revier gegolten haben, in welchem die Jagdgöttin Moržena mit ihren Dienerinnen am edlen Weidwerk sich erlustigte. Auf der Höhe des Modla- oder Gözenberges bei Buchlau soll ihr Tempel gestanden haben und ihm gegenüber am Schloßberge erhob sich inmitten wildreicher Forste, wie die Sage erzählt, ein Jagdschloß der großmährischen Könige, in der That ein Punkt, wie er passender für das glänzende Jagdgesolge eines Fürsten nicht gedacht werden kann.

Wir befinden uns hier zugleich auf dem schönsten Punkte des Marsgebirges, wo von der höchsten Zinne des Buchlauer Schloßberges der ostwärts gewendete Blick die höchsten Gipfel der weißen Karpathen streift, während von Süden her die in blauem Dufte schimmernden österreichischen und steierischen Gebirge herübergrüßen und gegen Westen das Auge weit über die Hochflächen der mährischen Terrassenlandschaften streicht. Tief unten am Südfuße des Schloßberges liegt Welehrad, jetzt ein wenig bedeutender Markt, wo einst die aus dem fernen Osten gekommenen Glaubensboten das Kreuz gepredigt und die Königsburg der großmährischen Fürsten sich inmitten der volkreichen Hauptstadt erhoben hat. Die Schatten der Vergangenheit senken sich auf den Betrachter herab und Bilder längst entschwundener Pracht aus Mährens Vorzeit ziehen in eiligem Fluge an dem sinnenden Blicke vorbei.

Das großartige, noch bewohnte, in Gestalt eines Kreisabschnittes terrassenförmig angelegte, stark ummauerte und bastionierte Schloß Buchlau, welches sich nördlich von dem Orte Buchlowitz erhebt, ist aber auch an und für sich reich an denkwürdigen historischen Erinnerungen. Sein Name erinnert gleichfalls an die Jagdgöttin, der diese Gegend geheiligt war, denn das slavische Buchlow ist aus den Worten: „Gott“ und „Jagd“ zusammengesetzt.

Lange nachdem der Glanz der großmährischen Könige schon verblichen war, besaßen noch die Burggrafen des Jagdschlosses und später die Burgherren selbst den Vorsitz bei dem Jagdgerichte (lovecké právo), welches sogar bis zum Jahre 1748 auf Schloß Buchlau tagte, und ganz nach der Art der mährischen Čuda, des Volksgerichtes, aus dem Vorsitzenden, dem Starost, und 11 Lowcen oder Geschwornen bestand. Anfangs hatte es nur über Forst-, Wein- und Jagdfrevel zu urtheilen, später aber wurde jeder Übelthäter, der im Banne der Burg ein Verbrechen begangen hatte, vor dieses Gericht gezogen, welches die gefällten Blururtheile im Schlosse selbst vollziehen ließ.

Von dem Wartthurm des Schloßes gelangt man durch einen Gang, der obenan Gewölbe und Zimmer enthält, über eine dunkle, schmale Treppe an dem ehemaligen Gerichtszimmer vorbei in die finsternen Gefängnisse im inneren Hofraume der Burg, wo die Verurtheilten auf die Vollziehung der Todesstrafe harren mußten. Der Wartthurm heißt von dem letzten dort eingekerkerten Verbrecher „Andělka“. Auf der Schloßterrasse stand der Richtblock, an dem der Ungarisch-Gradischer Scharfrichter seines grausigen Amtes walten mußte, nachdem die zum Tode Bestimmten noch einen Becher Wein als letzten Labetrunk empfangen hatten. Noch ist der mächtige Steintisch wohl erhalten, an dem, einer anderen Sitte zufolge, die Verurtheilten ihr letztes Henkermahl hielten. Noch steht auch hier eine wunderbar gestaltete Linde, die mit der Krone abwärts in den Boden gepflanzt ist und die belaubten,

horizontal gestreckten Wurzeln in die Lüfte hebt. Wahrscheinlich aber ist sie eine jener Franciscanerlinden, wie sie in den Ordensgärten zuweilen gepflanzt zu werden pflegten, um ein breites Laubdach zu erhalten; doch die Sage des Volkes schreibt ihr ein dreihundertjähriges Alter zu und läßt sie durch ein Gottesgericht entstanden sein.

Wolf, der Knappe des grausamen Schloßherrn Heinrich von Zastřizl, soll nämlich einst eines schweren Frevels angeklagt und auf den Richtplatz von Buchlau geschleppt worden sein. Hoch und theuer beschwor der Knappe seine Unschuld und als letzte Gnade erbat er sich von den Richtern, seine Schuldlosigkeit durch ein Gottesurtheil darzuthun. Es ward ihm gewährt; da riß er ein zartes Lindenbäumchen aus dem Boden und pflanzte es mit der Krone nach abwärts in die Erde. „So wahr dies Stämmchen fortwachsen möge, so wahr sei er unschuldig,“ rief er aus. Der Vollzug der Strafe wurde aufgeschoben. Der Baum grünte und gedieh, und Wolf war frei. Der grausame Burgherr aber ward nicht lange darnach an der Schwefelquelle „Emradiatka“ (Leopoldsbad bei Buchlowitz) todt aufgefunden: von dem Waffenträger mit dem eigenen Degen durchbohrt.

Alle Schrecken der Vergangenheit sind jetzt von der ehemaligen Richtstätte auf der Schloßterrasse zu Buchlau gewichen und wohligh und behaglich ist es dem Wanderer, wenn er, an dem mächtigen steinernen Tische sitzend, beschattet von dem breiten Astgeslechte der seltsam gestalteten Linde, heiteren Auges die Reize der Umgebung überschaut und aus einem der seltsam verschörkelten Humpen, wie sie im Schlosse zu finden, den Labetrunk schlürft.

Von dieser historisch denkwürdigen Terrasse gelangt man in die eigentliche Herrenburg, welche aus einem dreistöckigen und zwei zweistöckigen Flügeln besteht; der Eingang führt durch einen großen Thurm, der die Inschrift trägt: Fortissima turris nomen Domini (der festeste Thurm ist der Name Gottes). In dem nördlichen Flügel des Schloßgebäudes, welcher der älteste Theil der Burg zu sein scheint und durch seine schmalen und winkeligen Formen den mittelalterlichen Baustil verräth, befindet sich der schöne Ritteraal und der geräumige Bankettsaal.

Eine stattliche Collection von Trinkgefäßen, mächtigen und mit beiden Händen kaum faßbaren Hörnern, Bechern aus Holz, Glas und Edelmetall, gibt Zeugnis von den Leistungen der ritterlichen Becher, die bei dem edlen Nebenaste hier oft getafelt haben mochten. Unter den mitunter sehr wertvollen und kostbaren Trinkgefäßen ist durch kunstreiche Arbeit und frommen Spruch der sogenannte Apostelkrug ausgezeichnet. Er ist aus Thon und mit den Bildern der zwölf Apostel geschmückt und führt die Inschrift: „Wer aus mir trinkt zu jeder Zeit, den segne die heilige Dreifaltigkeit! 1351.“ Auch eine Sammlung von alterthümlichen Kleidungsstücken, Schuhen und sonstigen Toilettestücken der Ritterdamen, sowie ein Waffensaal, der Morgen-

sterne, Streitärte, hussitische Drecksflegel und auch den Degen, mit dem Heinrich Zastrikl erstochen wurde, enthält, werden dem Besucher gezeigt.

Wir verlassen dieses Gemach voll starrer Waffen und der Geist milden Friedens umweht uns, wenn wir das Studierzimmer und die Bibliothek des edlen Grafen Leopold von Berchtold, des einstigen Besitzers von Buchlau, betreten. Tief ergreift uns die Bedeutung des Dichterwortes, daß die Stätte, die ein edler Mensch betreten, für alle Zeiten geweiht sei. Hier lebte der als tiefer Denker und edler Menschenfreund gefeierte Graf seinen Büchern und Studien, nachdem er fast die halbe Welt durchzogen hatte, um Menschenelend aufzusuchen und zu lindern.

Er durchreiste dreizehn Jahre Europa, vier Jahre Asien und Afrika und verbreitete überall unentgeltlich seine auf Menschenrettung und Beseitigung des socialen Elends abzielenden Schriften; in Smyrna besuchte er selbst die Hospitäler, in denen die Pestkranken lagen, um den Charakter dieser furchtbaren Krankheit kennen zu lernen und die Mittel dagegen zu erproben. Als die Bewohner des Riesengebirges bei der großen Theuerung im Jahre 1805 unsägliche Noth litten, bereiste er selbst die meisten Städte der Monarchie und brachte eine Summe von fast 65.000 Gulden für die bejammernswürdigen Unglücklichen zusammen. Er starb in seinem Schlosse Buchlau im Jahre 1809, nachdem sein uneigennützig edles Wirken ihm den Beinamen „Mährens Howard“ verschafft hatte.

In der alterthümlichen St. Barbarakapelle auf dem Gipfel des Modlaberges befindet sich vor dem Hochaltare die Gruft, in welcher der hochherzige Menschenfreund und reichgebildete Philosoph bestattet liegt. Die Altäre der Kapelle sind ganz aus schwarzem Holze, was einen düster-unheimlichen Eindruck hervorbringt, doch ein mildes Licht scheint noch der Gruft des Grafen Berchtold zu entströmen und mit seinem Glanze den finsternen Raum zu verklären.

Manche interessante Sammlungen enthalten noch die Räume des Buchlauer Schlosses, so eine Collection der in Mähren vorkommenden Gesteinsarten, sowie der Flora des Landes; nicht unerwähnt wollen wir auch lassen, daß ein düster decoriertes Gemach an der Nordseite des Schlosses den ominösen Namen „Spukzimmer“ führt und der gern gemiedene Schauplatz schon so mancher gespensterhaften Ereignisse gewesen sein soll.

Was endlich die Geschichte der Burg betrifft, so war sie anfänglich Kroneigenthum, später sind die Herren von Peterswald und die Grafen Berchtold am längsten im Besitze der Burg gewesen. Das äußere Burgthor trägt die Wappen der Familien Peterswald und Colonna mit der Jahreszahl 1691 zum Schmuck, während ein anderes Thor mit den Wappenschildern der Häuser Peterswald und Serenyi und der Jahreszahl 1665 geziert ist.

Nicht so sehr wegen der historischen Erinnerungen, an denen Buchlau nicht gerade reich ist, als wegen seiner schönen Lage lohnt sich ein Ausflug

von der Nordbahnstation Ungarisch-Gradiſch in dieſen Theil des Marsgebirges reichlich.

Dort, wo das Marsgebirge gegen die Thalfurche der Thaya in unbedeutende Hügel ſich auflöst, erhebt ſich an dem Ufer des Fluſſes, von ſeinem Silberbände umſchlungen, in dem ſüdlichſten Theile des Landes noch ein iſolirter Höhenzug, der wegen der maleriſchen Schönheit ſeiner Contouren und der lohnenden Fernſicht, die man von ſeinem Kämme genießt, unter die landschaftlich reizendſten Punkte Mährens gezählt werden muß. Es ſind dies die Polauer Berge; eigentlich ſind es drei von Nord nach Süd faſt parallel ſtreichende Kämme, von denen der weſtlichſte zugleich der höchſte und impoſanteſte iſt und von dem an ſeinem Fuße gelegenen Dorfe Polau vorzugsweiſe den Namen des Polauer Berges führt. Auf ſeinem Gipfel ragen die von ſchaurigen Sagen umſlungene Ruinen der Maydenburg empor; in dieſem Zuge erhebt ſich auch der Turold, der durch ſchwer zugängliche Höhlen und bedeutende Erdfälle, von denen einige ſelbſt in jüngſter Zeit eingetreten ſind, ausgezeichnet iſt. Oft wird hier, wie auf dem Reichenauer Berge, ein Brauſen unterirdiſcher Gewäſſer gehört, das von bedeutenden Schwankungen des Bodens begleitet iſt. Der mittlere Kamm führt den Namen des Nikolsburger Berglandes und erreicht ſeine höchſte Erhebung in dem Sebaltiansberge bei der Stadt Nikolsburg; am niedrigſten ſind die Kuppen des öſtlichen Parallelrückens.

Zu dem Polauer Gebirge rechnet man auch gewöhnlich das Bergland von Dannowitz, obwohl daſſelbe durch eine tiefe Bodeneinfenkung von den Polauer Bergen geſchieden iſt. Nicht nur dieſes Hügelland iſt mit Weingärten bedeckt, ſondern auch um die Gehänge der Polauer Berge ſchlingt ſich ein Kranz von Nebengewinden. Inſbeſondere in der Umgebung der Dörfer Wiſternitz, Polau und Klentnitz befinden ſich reiche Nebengelände, die den als vorzüglich bekannten Polauer Wein liefern. Überhaupt iſt die Natur dieſer Landſchaft ſchmuckreich und geſegnet.

Wenn man von der flachen Ebene des Eisgruber Teichreviers die Höhe des eigentlichen Polauer Berges hinauſteigt, ſo erblickt das Auge weit und breit die herrlichſten und anmuthigſten Gefilde. An heiteren Tagen ſieht man die Thürme und die Häuſermenge von Brünn, ſowie auch der Blick nach Süden bis zu jenen Bergen vorzudringen vermag, hinter denen der Donauſtrom ſeine majeſtätischen Wogen rollt. Nach Norden und nach Süden dehnen ſich unabſehbare Fruchtfelder aus, und faſt ſcheint es, als ſei der fünfkuppige Wall der Polauer Berge nur deſhalb mitten in die Ebene hineingeſtellt, um als Wächter und Hüter der reichgeſegneten Gefilde zu dienen.

Was die Maydenburg anbelangt, die den Gipfel des Berges krönt, ſo ſetzt die Sage ihre Gründung noch in die Zeit der Markomanen; in der älteſten Zeit ſoll hier ein Tempel der heidniſchen Schönheitsgöttin geſtanden ſein, der dann ſpäter in eine impoſante Zwingfeſte umgewandelt wurde.

Von den jungfräulichen Priesterinnen, die den Dienst der Göttin besorgten, soll der Name des Berges herrühren. Frühe schon wurde seine beherrschende Lage gewürdigt und die Burg als wichtige Grenzfestung betrachtet. Nach den ältesten Urkunden war die Maydenburg bereits zu Ende des 12. Jahrhunderts ein Eigenthum der Könige von Böhmen und wurde durch eigene Castellane verwaltet. Vergeblich war des Herzogs Friedrich des Streitbaren Bemühen, in seinem Kampfe mit dem Böhmenkönig Wenzel die unbezwingliche Feste in seine Gewalt zu bekommen; auch als er den Maydenburger Vogt in Haft genommen, konnte er dessen Treue nicht brechen und selbst durch die grausamste Folter die Übergabe des Schlosses nicht ertrogen. Im Jahre 1334 wurde Hartnit von Pechtenstein, Herr auf Nikolsburg, mit der Maydenburg belehnt und seit dieser Zeit blieb das Schloß immer mit der Stadt Nikolsburg vereinigt. Durch Kauf gieng dann die Burg in den Besitz des Türkenquälers, des ungarischen Grafen Ladislaus von Keretschni über. Nach dem dreißigjährigen Kriege, in welchem sie durch die Schwedenbelagerung ungemein viel zu leiden hatte, versiel die fortan unbewohnte Burg, so daß gegenwärtig nur die Ruinen ihrer einst allen Stürmen spottenden, ungemein festen Mauern in die Lüfte emporragen.

Drei seltsam geformte Felsspitzen, die fast menschlichen Gestalten gleichen könnten, und denen eine vierte kleinere Felszacke sich anschmiegt, gaben die Veranlassung zu einer merkwürdigen Sage, die im Munde des Volkes fortlebt. Einst soll nämlich eine Mongolenprinzessin, von zwei Zosen begleitet, durch Europa gereist und auch nach Mähren gekommen sein. Ein finsterner, habgieriger Burgherr hauste damals auf Schloß Maydenburg, welcher der reichgeschmückten orientalischen Prinzessin und ihren Begleiterinnen zwar Nachtherberge gewährte, doch, voll lüsterner Gier nach den kostbaren Schätzen, die sie mit sich führten, sie noch in derselben Nacht ermordete und die Leichen in den Schloßgraben warf; auch das Hündchen, das die Frauen begleitete, erlitt gleichen Tod. Zur ewigen Erinnerung an diese fluchwürdige That erstarrten die Leichen alsbald zu Stein und drohend erhoben sich die vier felsgewordenen Gestalten vor den Fenstern des Schloßherrn, dessen Sinne grausiger Wahnsinn umfieng.

Noch jetzt machen diese phantastischen Felsenzacken, wenn das fahle Licht des Mondes sie gespensterhaft beleuchtet, den Eindruck unheimlichen Grauens. Das Volk aber, welches für alle erschütternden, weltbewegenden Ereignisse nahe liegende menschliche Beziehungen aussucht, erzählte weiter, daß der Mongolenkhan nicht lange nachher von der Ermordung seiner Tochter Kunde erhalten habe. Racheohnaubend sei er mit zahllosen Horden aufgebrochen und sengend und verwüstend haben sich die wilden Söhne des Ostens über die blühenden Fluren des Mährerlandes ergossen¹⁾.

¹⁾ So erzählt die Königinhofer Legende.

Die Maydenburg ist nicht auf dem Gipfel des gleichbenannten Berges erbaut; ein bequemer, von dichtem Laubgebüsch eingefasster Weg führt aufwärts zur höchsten Spitze desselben, von dem aus man jene herrliche Rundschau genießen kann, die wir bereits oben gewürdigt haben. In gutem Zustande ist auch der Fahrweg, der von der Ruine abwärts ins Dorf Klentniz leitet, an dessen nördlicher Seite auf schroffer Felsenhöhe die Trümmer einer anderen Burg emporragen. Es ist die Ruine Rosenstein oder Waisenstein, deren Lage allerdings weit weniger malerisch als die der Maydenburg ist, die aber doch durch die fast gänzliche Unzugänglichkeit des mächtigen Felsens, auf dem sie thront, das Staunen des Touristen hervorruft; denn nur an der Südseite, wo der Fels mit dem Gebirge zusammenhängt, war die Rosen-



Nikolsburg.

steiner Feste zugänglich, an den anderen Seiten verwehrten die fast senkrecht emporstrebenden Steinwände jede Annäherung. Die zwei castellartigen Wirthtürme standen selbst wieder auf zwei durch eine tiefe Kluft von einander getrennten Felszacken, die einstens durch eine kühne Bogenbrücke mit einander verbunden gewesen sein sollen. Gegenwärtig liegt alles in Schutt und Trümmern und nur einzelne, dem Ruinengerölle entragende Mauern geben Zeugnis von der einstigen Wehrhaftigkeit des Rosensteins, der einige Zeit denselben Dynasten gehörte, die auch die Maydenburg besaßen. Der schwedische Kriegsoberst Mortaigne hat die Burg im Jahre 1645 fast gänzlich zerstört.

An der südlichen Abdachung der rebenreichen Polauer Berge, die einen an Geschmack fast den feurigen Ungarweinen gleichkommenden, sehr geschätzten Rothwein liefern, liegt, unfern der niederösterreichischen Grenze, die Stadt

Nikolsburg mit etwa 7500 Einwohnern, einst viel bedeutender und vollreicher als gegenwärtig.

Das die Thaya beherrschende fürstlich Dietrichstein'sche Schloß besteht aus einer Menge von Gebäuden und hat mehrere Vorhöfe, die man durchschreiten muß, ehe man in die, ein ziemlich unregelmäßiges Viereck bildende, über hundert Gemächer enthaltende, eigentliche Burg gelangt. Sie besitzt mehrere Säle, unter denen der mit den Ahnenbildern des fürstlichen Hauses gezierte Familiensaal und der Bibliotheksaal die schönsten sind. Letzterer enthält eine Fülle der seltensten und wertvollsten literarischen Schätze, unter denen einige besonders kostbare Handschriften auszeichnende Erwähnung verdienen, so alte und überaus seltene Bibelausgaben, dann ein Exemplar des „Theuerdank“ auf Pergament aus dem Jahre 1517, viele werthvolle Incunabeln u. s. w. Ebenso reich an interessantem handschriftlichen Material ist das Schloßarchiv der fürstlichen Linie Dietrichstein, nicht minder ansehnlich und sehenswert sind die naturwissenschaftlichen und archäologischen Sammlungen, die in anderen Räumen der Burg untergebracht sind. Die ungemein reiche Bibliothek ist erst im Jahre 1646 begründet worden, während Nikolsburg selbst seit 1575 im Besitze der Dietrichsteine ist. Das Schloß schließt an zwei Seiten ein im englischen Geschmack angelegter Park ein. Wir wollen auch nicht unerwähnt lassen, daß die gewaltigen Räume der Schloßkellereien ein vielbewundertes Riesensafs in sich bergen.

Unter den Baulichkeiten der Stadt selbst, die ihre Vorstadtgassen nach Süden ausstreckt, ist die in schönem gothischen Stile erbaute und durch den Cardinal Franz von Dietrichstein fast ganz restaurierte Collegiatkirche zu St. Wenzel hervorzuheben. Von der prächtigen Innenkirche, deren großes Altarblatt, die Familie Christi vorstellend, angeblich von Guido Reni gemalt war, stehen gegenwärtig nur mehr die Außenmauern und das mit kunstvollen Basreliefs gezierte Frontispiz. Nikolsburg hat auch ein früher mit dem Piaristencollegium verbundenes Gymnasium. Sonst ist die Stadt gerade nicht reich an Sehenswürdigkeiten, und die zum Theil steilen Gäßchen, wie der enge und unebene Marktplatz machen einen Spaziergang im Innern des Städtchens nicht eben besonders angenehm.

Schon frühe war in Nikolsburg eine starke jüdische Gemeinde ansässig geworden. Aus der Mark Brandenburg stammte jener Berlin Lipmann, der sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in unserer mährischen Grenzstadt niedergelassen hatte. Er wurde Christ und nannte sich nun Alois Sonnenfels. Im Jahre 1736 schenkte ihm seine jüdisch gebliebene Gattin einen Sohn, der Josef getauft wurde, und seiner Vaterstadt zu dauerndem Ruhme gereichen sollte. Er begann seine Studien, unterstützt von dem Fürsten Karl von Dietrichstein, an der lateinischen Schule seines Heimatortes, trat, 16 Jahre alt, in das Regiment Hoch- und Deutschmeister als Recrut ein und benützte alle freien Stunden, um die Lücken in seinen Kenntnissen, die er immer deutlicher fühlte, auszufüllen und sich besonders in den fremden

Sprachen auszubilden. Da sein Vater nach Wien übersiedelt war, woselbst er Ordensgeistlichen Unterricht in der hebräischen Sprache ertheilte, folgte ihm Josef dorthin und bald war das ganze Streben des von ungestümem Bildungsdrange befehlten Jünglings darauf gerichtet, Oesterreich in dem damals frisch pulsierenden deutschen Literaturleben einen seiner würdigen Rang zu erobern. Er half die „Deutsche Gesellschaft“ in Wien mitbegründen, und die Producte seiner Feder fanden schon damals selbst im Auslande verdienten Beifall. Doch die Bemühungen des erst 28jährigen Mannes, die Professur der deutschen Literatur an der Wiener Universität zu erlangen, schlugen fehl, und so nahm Sonnenfels, fast schon unmutig verzagend, die Stelle eines Rechnungsführers bei der Arzirengarde an. Einflußreiche Personen wurden jetzt auf seine außerordentliche Verwendbarkeit und sein reiches Talent aufmerksam, und so erfolgte denn im Jahre 1763 seine Ernennung zum Professor der Staatswissenschaften an der Hochschule zu Wien. Bald darauf durch den Titel eines kaiserlichen Rathes ausgezeichnet, wirkte er in seiner Eigenschaft als Lehrer der akademischen Jugend durch eine lange Reihe von Jahren mit dem glänzendsten Erfolge.

Wir gedachten schon an einem früheren Orte, seiner Verdienste um die Abschaffung der Tortur; seine Schrift über diesen Gegenstand ist wohl das schönste Denkmal seines aufgeklärten, menschenfreundlichen Geistes. —

Aber auch dem Aufschwunge des literarischen Lebens und vor allem der Veredelung des Schauspiels blieb sein rastloses Streben zugewendet und seinen Bemühungen ist es zu danken, daß der Hanswurst von der Wiener Bühne verschwand und ein geläuterter Geschmack an die Stelle roher Pöffen trat.

Fortan häuften sich in dem Leben Sonnenfels' Auszeichnungen und Ehren, durch welche Fürst und Volk sein edles Wirken anerkannten. Schon Maria Theresia hatte ihn kurz vor ihrem Tode zum Ritter des ungarischen St. Stephansordens vorgeschlagen, zu welchem ihn Kaiser Josef II. auch wirklich erhob. Unter Kaiser Franz wurde er Beisitzer der Studien-Hof-



Josef von Sonnenfels.

Commission, Präsident der Akademie der bildenden Künste und endlich zum Danke für seine auf so vielen Gebieten geleisteten, besonderen Verdienste in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er starb zu Wien am 26. April 1817, im Alter von 84 Jahren.

Nicht nur die Mitwelt hat ihm reiche Ehren gezollt, auch die Nachwelt hat das Bild dieses unablässig im Dienste der Menschheit wirkenden großen Mannes mit dem Kranze unvergänglicher Erinnerung geschmückt.

14. Schloß und Park Eisgrub.

(Allgemeiner Eindruck. — Die Gegend sonst und jetzt. — Besichtigung des Schloßes. — Der Park und seine Wunder. — Rückblick und Schlußwort.)

Von den waldreichen Kuppen des Marsgebirges sind wir in die Thaya-Ebene herabgestiegen, um die anmuthigen Höhen der Polauer Berge zu erklimmen und noch einmal von einem prachtvoll gelegenen Hochpunkte einen großen Theil des mährischen Landes zu überschauen. Eine einförmige, fast trostlose Ebene ist es nun, durch die ostwärts von Nikolsburg die Thaya ihre trägen Wogen wälzt. Allein was hat menschliche Kunst und der rastlose Fleiß der Menschenhand aus dieser reizlosen Flussniederung, deren Eintönigkeit nur hie und da einige halbversumpfte Teiche unterbrechen, geschaffen! Mit dem Schmucke entzückender Naturschönheiten hat sie dieselbe ausgestattet und blendende Werke der Kunst mit dem Rahmen holder Naturpracht umkränzt.

Und so möge die Schilderung dieser Stätte den Schluss unseres Bandes bilden, indem Natur und Kunst sich fast an keinem anderen Orte Mährens so innig durchdringen und so harmonisch ergänzen, als wie in jenem weitläufigen und ausgedehnten Gebiete, das zur fürstlich Liechtenstein'schen Herrschaft Eisgrub gehört. Und wie wir Natur und Kunst auf unseren Wanderungen durch das mährische Land gleichmäßig aufgesucht und unserer Betrachtung unterzogen haben, so möge noch einmal, wenn wir die auserlesenen Reize, die Park und Schloß von Eisgrub uns darbieten, bewundern, die prangende Schönheit der Naturgebilde und die Fülle seltener Kunstgenüsse in harmonisch geeintem Totaleindrucke auf uns einwirken.

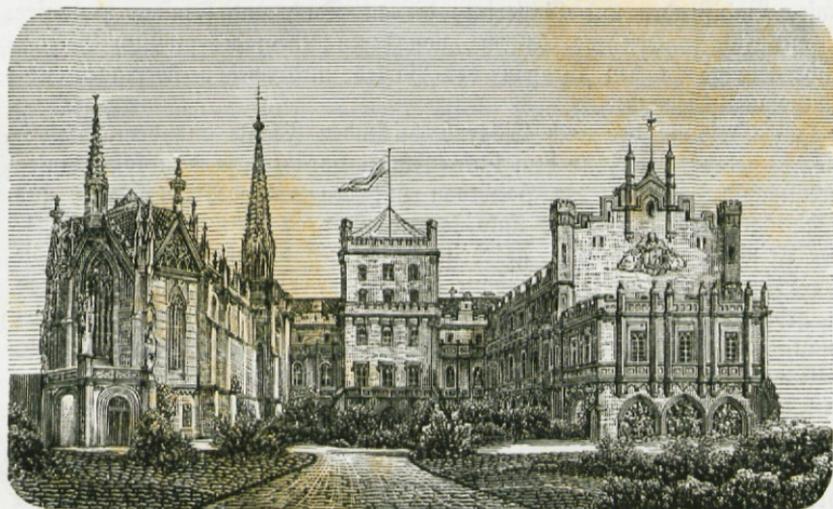
Um so schwieriger war es, diese herrlichen Anlagen und alle diese Gebilde voll bewunderungswürdiger Pracht, an deren Hervorbringung die schöpferische Kraft der Natur und der Genius der Kunst gleicherweise gearbeitet haben, an dieser Stätte hervorzuzaubern, als die Natur ursprünglich der ordnenden Menschenhand hier gar nicht entgegen kam.

Träge schlichen die trüben Wellen des Thayaflusses durch eine alles Schmuckes entbehrende, sumpfs- und schilffreie Ebene; einsame Auen, oft

überschwemmt von dem Schlammwasser des Flusses, lagen zwischen dem Köhricht des Schilfes; nur scharfes Gevögel barg sich zuweilen in den hohen Halmen. Auf Dämmen giengen die Verbindungswege, die den spärlichen Verkehr zwischen dem Flecken Eisgrub und der niederösterreichischen Grenze vermittelten. Und jetzt ist wie auf den Wink eines Zauberstabes aus der öden Sumpflandschaft ein Gewirre entzückender Landschaftsbilder geworden.

Wie in einem jener phantastischen Märchen Ariostos erhebt sich inmitten jener Herrlichkeit ein Feenschloß, über welches die Kunst feinsinnigster Ornamentik einen wahrhaft poetischen Zauber gebreitet hat.

Befindet man sich auf dem Marktplatze von Eisgrub, so steht vor unseren überraschten Blicken dieses bei all seiner Großartigkeit fast lustig



Schloß Eisgrub.

schöne Gebilde architektonischer Kunst. Das Schloß ist nach dem Vorbilde von Windsor-Castle in jenem Stile erbaut, den die Engländer so bezeichnend florid style nennen. Wenn man bedenkt, daß es sich hierbei nicht um einen völligen Neubau gehandelt hat, sondern daß schon bestehende Gebäude in gänzlich anderem Stile restauriert und auch die Ortspfarrkirche in den Umkreis der Baulichkeiten aufgenommen werden mußten, so wird man die Schwierigkeiten ermessen, die der geniale Baukünstler zu überwinden hatte. Insofern ist freilich dieser Umstand dem Neugebäude zu statten gekommen, als er jeden Pedantismus allzugroßer Regelmäßigkeit von vornherein ausschloß und jenen reizenden Schein bizarrer Unordnung erzeugte, der freilich die verborgene künstlerische Einheit niemals ganz vermissen lassen darf; niemals entbehrt die pittoreske Unsymmetrie, der wir in der Anlage des Ganzen zuweilen begegnen, künstlerischer Amuth. (Sieh auch das Bild S. 23.)

So besteht nun das gegenwärtige Schloßgebäude aus zwei Tracten, deren einer mit der Hauptfronte dem Blumengarten zugekehrt ist, während die zwei Seitenflügel gegen den Park vorspringen; der entgegengesetzte Tract ist dem Markte Eisgrub zugewendet. Mit dem weit vorspringenden Flügelgebäude auf der linken Seite correspondiert an der entgegengesetzten Seite die in geschmackvoller Gothik restaurierte Ortskirche, deren Thürme im Schmucke zierlich durchbrochener Fialen über das hohe Schloßdach emporragen. Prächtigt ist die Ornamentik der vorderen, dem Parke zugewendeten Hauptfronte. Lauschige Erker mit Bogen, Säulchen und Statuetten unterbrechen die größeren Wandflächen und, einem üppigen Blumenwinde von Stein gleich, schlingt sich der reichste Sculpturenschmuck um Gesimse, Balustraden und Gallerien, die an Dach und Fenster hinlaufen. Zwei mit Zinnen versehene Thürme, von deren einem die fürstlich Liechtenstein'sche Flagge zu den Wipfeln des Parkes niederweht, überragen stolz das imposante Gebäude.

Treten wir an der nach Eisgrub blickenden Fronte aus dem Schlosse heraus, so gelangen wir, an dem linken Flügel vorüber, zu dem sogenannten „Herrenstöckel“, welches den Hauptbau mit den ausgedehnten Stall- und Wirtschaftsgebäuden verbindet; links kommen wir an der mit bewunderungswürdiger Feinheit des Meißels gearbeiteten offenen Veranda vorbei in die an der Ostseite gelegene weltberühmte Orangerie, die ihre aus Glas- und Eisen gebaute mächtige Halle weit in den Biergarten hineinstreckt. Hier berauscht der Duft von tausenden der seltensten Blumen und Früchte, meist Kindern der Tropenzone, die Sinne des Lustwandelnden, und bei dem Dickicht hoher Palmen verweilend, fühlt man des Dichterwortes Wahrheit, daß man nicht ungestraft unter Palmen wandle, denn der duftschwere Athem der exotischen Blumen senkt entnervende Mattigkeit in unsere Glieder und erst der frische Lufthauch löst das drückende Band, das sich um unsere Sinne zu schlingen beginnt.

Aus dem BlumenSaale treten wir in das im Erdgeschoße des Gebäudes gelegene Gesellschafts-Appartement. Der Saal hat eine kreisrunde Form mit einer Kuppeldecke, die von acht freistehenden Säulen getragen wird; eine Glaswand spiegelt die reiche Flora des BlumenSaales wider. Noch bezaubernder ist die Wirkung, welche der, eine Wand des mit geschmackvollstem Luxus ausgestatteten ReunionsSaales ausfüllende, Spiegel hervorbringt, welcher den Park mit seinen blizenden Wasser spiegeln und dem märchenhaften orientalischen Thurm zurückstrahlt. Man glaubt ein Bild aus Tausend und einer Nacht aus der Spiegelfläche hervortreten zu sehen. Von dem BibliotheksSaale führt in die oberen Gemächer eine Wendeltreppe, deren filigranartige Holzschnitzerei außerordentlich kunstvoll ist; noch kunstreicher ist die aus Eichenholz gebaute, freischwebende Haupttreppe, deren mit reichem Holzschnitzwerk versehenes Geländer mit den Ahnenbildern des fürstlichen Hauses und mit

passenden Armaturen geschmückt ist; das Getäfel dieser Stiege ist ein Meisterwerk der Holzarbeit. Eben solchen verschwenderischen decorativen Schmuck enthält der große Familiensaal mit dem von Amerling's Meisterhand gemalten Bilde des regierenden Fürsten. Eine geradezu sinnverwirrende Fülle elegantester Luxusgegenstände birgt das Damen-Appartement; heiterer Glanz berückt hier überall das Auge und es ist, als müßte aus duftiger Wolke eine Feenprinzessin zu uns niederschweben, als Beherrscherin dieser holden kleinen Welt.

Ebenso prächtig ist der Musiksaal, der mit sechs freistehenden Pfeilern geziert ist und in den durchbrochenen Nischen die Statuen der Musen enthält; er empfängt sein Licht durch eine Glasaafel an der flachen Decke und hat drei hohe Glasthüren, welche in die Drangerie hinausführen. Im Speisesaal sind besonders die prächtigen Hängeleuchter, sowie die ampeltragenden reizenden Figuren in den vier Nischen sehenswert. Vom Blumen-saale gelangt man auf die Gallerie eines der geschmackvollsten und zierlichsten Haustheater, während eine andere Thür in das anstoßende Drangeriehaus führt, das an Größe seines Gleichen sucht. Mit Beginn der Herbstsaison werden die Drangenbäume, wohl 900 an der Zahl, hier untergebracht und bilden nun vom Blumen-saale bis zum sogenannten Musentempel eine fortlaufende Allee. Der Musentempel ist ein viereckiges Bauwerk, dessen offener Vorderaum, zu dem von allen Seiten Stufen hinauführen, auf Säulen ruht und in den reichausgeschmückten Saal des Hauptgebäudes führt. Sowohl der äußere als auch der innere Fronton des offenen Tempels sind mit den kunstreichsten Marmor-Basreliefs, mythologische Scenen vorstellend, geschmückt. Die Gelasse des zweiten Stockwerkes sind dem Familienkreise gewidmet und tragen daher an Stelle verschwenderischen Glanzes den Charakter geschmackvoll solider Einfachheit an sich.

Dieses Schloß nun bildet gewissermaßen nur den Vorhof zu jenem weltberühmten Parke, der an Stelle des öden Ufergeländes am Thayaflusse mit wahrhaft fürstlichem Kostenaufwande ins Leben gerufen worden ist. Schon Fürst Karl Eusebius legte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts den Grund zu diesen an Ausdehnung und Schönheit unvergleichlichen Parkanlagen, doch erst durch den kunstsinigen Fürsten Johann sind sie das geworden, was sie gegenwärtig sind. Welche ungeheuren Anstrengungen nothwendig waren, um die durch den Austritt der Thaya entstandenen Pfützen und Sümpfe zu beseitigen und das gegenwärtige Wasserbecken, welches eine halbe Stunde lang und eine Viertelstunde breit ist, anzulegen, beweist wohl am besten der Umstand, daß durch volle sechs Jahre hindurch (1805 bis 1811) alljährlich 300—700 Menschen mit dieser Arbeit beschäftigt waren.

So entstanden jene vier großen Teiche, welche die Grenze Mährens gegen Niederösterreich bildeten und deren gesammte Wasserfläche mit den sie verbindenden Flüssen und kleineren Bächen ein Drittel des ganzen Parkes

ausmachte, der sich über eine Fläche von über 250 □km ausdehnt.¹⁾ 150 Brücken und Stege der verschiedensten Art stellten die Verbindung zwischen dem Festlande und den einzelnen Inseln her, von denen sechs größere und zehn kleinere den Wasserpiegel anmuthig unterbrachen.

Der Thayafluß selbst mußte sich ein neues Bett suchen und in mannigfachen Windungen durchströmt er nun den Park, bald in stiller Waldeinsamkeit zum unbewegten, klaren See sich erweiternd, bald in rauschenden Cascaden über Felsengeklippe herabstürzend, dann wieder in munterem Laufe über blumige Auen hüpfend, oder in die schaurige Nacht düsterer Grotten sich verlierend. Durch ein großartiges Maschinenwerk kann das Wasser selbst in die entferntesten und höchstgelegenen Theile des Parkes befördert werden.

Von dem Blumengarten, in dem unmittelbar unter den Mauern des Schlosses die seltensten, im Farbenbogen der Iris schimmernden Blüten ihre Kelche entfalten, dehnt sich der Park selbst mit dem daran stoßenden, in einen Thiergarten verwandelten Deimwalde (oder Teimerwalde) bis weit über die Marken Niederösterreichs und bis nahe gegen Lundenburg aus.

Sinnverwirrend ist die Fülle der Pflanzenwelt, die hier zur Entfaltung kommt. Silberrindige Platanen, ernste Weymouthskiefern, der schlankstämmige Tulpenbaum, die dornenlose Gleditschie, hochstrebende Pappeln, amerikanische Linden, der träumerische Lebensbaum und neben dem prächtigen Goldregen der hellblütige Cratäus — und wie sie alle heißen mögen, die Millionen von Bäumen und Sträuchern, welche vier Welttheile hierher gesteuert haben, drängen sich hier in sumbetäubender Mannigfaltigkeit durcheinander.

Den Mittelpunkt des Parkes bildet der heitere Sonnentempel, der die Aufschrift trägt: *Rerum Productori, Entium Conservatori* (dem Schöpfer der Dinge, dem Erhalter der Wesen). Der ringsum freie, auf acht dorischen Säulen ruhende Tempel ist auf einem Punkte erbaut, wo acht prächtige Pappelalleen zusammenlaufen, und von wo man einen wahrhaft einzigen Ausblick auf die unübersehbaren Parkanlagen genießt.

Noch großartiger, weil nach allen Seiten ausgedehnter, ist die Rundschau, welche die säulengeschmückte Laterne des sogenannten orientalischen Thurms gewährt. Es ist dies ein schlankes Minarett, welches sich über einer vielsäuligen Moschee erhebt, deren acht Säule mit köstlichen Ottomanen, orientalischen Prunkwaffen und Rosschweifen reich verziert sind. Der ganz aus Quadersteinen aufgeführte, mit Koransprüchen und Arabesken bunt bemalte, bis zur zweiten Gallerie achteckige, dann aber runde Thurm, dessen hohle Steinkuppel ein großer vergoldeter Knauf mit einem gleichfalls vergoldeten Halbmond schmückt, erhebt sich 68^m hoch in die Lüfte; eine freischwebende Spiraltreppe von 302 Stufen führt hinauf bis in die zierliche Laterne, von der aus man eben jene aller Beschreibung spottende Fernsicht ge-

¹⁾ In neuester Zeit sind die Teiche schon theilweise aufgelassen worden.

nießt, welche nicht bloß die weite Ebene zu unseren Füßen umfaßt, auf der das grüne Blättergewoge des Parkes sich entfaltet, sondern auch bis an die Grenze Ungarns reicht und auch Niederösterreichs Fluren streift. Drei größere mährische Ortschaften: Lundenburg, Eisgrub, Nikolsburg und das schon in Osterreich gelegene Feldsberg liegen an den Grenzen der kaum übersehbaren Kunstanlagen.

An einer der südlichsten Stellen derselben erhebt sich das sogenannte Grenzmal, durch dessen Mitte genau die Grenze zwischen Mähren und Osterreich läuft. Dieses originelle Arcaden-Gebäude, welches wohl kaum seines gleichen hat, mußte auf Piloten und Kosten erbaut werden, ehe die sumpfige Heide, die früher hier bestand, in den reizendsten Fleck Erde umgewandelt war. Von dem schönen kuppelgeschmückten Altan schweift das Auge über die weite Wasserfläche hin, von der ein fadenähnlicher Wasserstreifen ins Gebäude geleitet wurde, und so, mitten durch dasselbe fließend, die Landesgrenze andeutet.

Ebenso originell ist die von prachtvollen Baumgruppen umgebene chinesische Rotunde, deren Inneres mit echt chinesischen Tapeten von bemalter Seide ausgelegt ist, die einst ein ähnliches Gebäude im Parke zu Versailles geziert und zur Zeit der Revolution daraus geplündert worden waren.

Fernere Sehenswürdigkeiten sind an der südlichen Seite des Bischofswarterteiches das sogenannte Fischerhaus, dessen Inneres mit Emblemen der Fischerei, unter anderen auch mit zwei riesigen, echten Walfischrippen, ausgeschmückt ist, dann der Neuhof, ein architektonisch geschmackvoll stilisierter Meierhof, in welchem die stattlichsten Schweizerkühe an einer Krippe aus rothem Marmor stehen. Östlich davon, am sogenannten Mühleiche, erhebt sich der Apollotempel, eine säulengetragene offene Halle, die mit einer Halbkuppel geschlossen ist, auf deren oberstem Plateau sich eine Aussichtsgallerie befindet. Die schönen Figuren und Basreliefs, unter denen in der Mittelnische Apollo mit dem Sonnenwagen besonders hervorzuheben ist, sind von Klieber kunstreich ausgeführt, während das Ganze Architekt Kornheusel, dem so viele Bauten der Eisgruber Anlagen ihren Ursprung verdanken, vollendet hat.

Diesem lustigen Bau entspricht an der Westseite der „Circus der drei Grazien“, ein halbkreisförmiger Säulenporticus nach jonischer Ordnung, dessen zehn Nischen lebensgroße Statuen aus Stein, die Künste und Wissenschaften darstellend, enthalten, während im Mittelpunkte des halbrunden Vorplatzes auf erhabenem Postamente die Gruppe der drei Grazien steht, ein Meisterwerk der Bildhauerkunst. Der Hügel, den dieser reizende Bau krönt, ist in eine Blumenterrasse umgewandelt und gewährt reizende Durchblicke in einzelne Partien des Parkes.

Dort, wo derselbe sich schon in den großen Thiergarten verliert, steht die Hausenburg, die im Jahre 1807 nach Art einer Ritterburg des

14. Jahrhunderts auf einer Thaya=Insel erbaut worden ist, und sowohl im Äußeren als auch in den Innenräumen vollkommen charaktertreu ausgestattet ist. Ehrwürdige Eichen, mehrere Jahrhunderte alt, und herrliche Waldwiesen umgeben dieselbe, in deren Nähe sich oft, auf den wohlbekannten Ruf eines Waldhorns, Rudel von Dam- und Edelmilch und leichtfüßige scheue Rehe sammeln, und sich sogar zuweilen bis in den einsamen, grasüberwachsenen Burghof verirren, wo sie dann gefüttert werden.

Bei der an zwei Seiten von der Thaya umflossenen Hansenburg befinden wir uns eigentlich schon nahe der österreichischen Grenze und bereits im Revier des eigentlichen Wildparks, der sich südwärts bis gegen Feldsberg und Reintal erstreckt und östlich mit den Lundenburger Waldungen zusammenhängt. Das sogenannte Colonnaden=Gebäude, auf der „Reisten“, einer freien Anhöhe nahe bei Feldsberg, dann das Denkmal der Diana in Gestalt eines römischen Triumphbogens und die von mächtigen uralten Laubkronen umrauschte Hubertus=Kapelle befinden sich bereits auf österreichischem Boden.

Das erstgenannte Gebäude, eine auf vierundzwanzig prächtigen korinthischen Säulen ruhende Gallerie, beherrscht drei Länder unserer Monarchie. Das Dianen=Denkmal, auch das „Rendez-vous“ genannt, ist ein mit den kunstvollsten Basreliefs geschmückter, vollkommen stilgerecht aufgeführter Arcus triumphalis, der zum Preise der keuschen Jagdgöttin in ihrem Reviere sich erhebt, wie die Inschriften an seinen beiden Fronten besagen, deren eine lautet:

„Has tibi, blanda soror Phoebi, sacravimus aedes:
Intactus semper crescat tibi lucus honori.“

„Dies Denkmal sei Dir geheiligt, o glänzende Schwester des Phoebus,
Unentwehrt wachse und grüne stets der Hain zu Deiner Ehre!“

An der Südfronte stehen mit großen goldenen Buchstaben die Worte:

„Dianae venatrici eiusque cultoribus.“

„Dianen, der Jägerin und ihren Verehrern.“

Wenn wir nun sinnend noch einige Zeit an der lauschigen Waldkapelle, die das Steinbild des heiligen Hubertus, des Schutzpatrons aller Jägerleute ziert, verweilen und zurückdenken an die Wunder und Herrlichkeiten, die Eisgrubs Schloß und Park in solcher Fülle vor unseren Blicken entfaltet hat, so wird uns wirklich die Lösung der Frage schwer, ob die zeugende Urkraft der Natur, ob der ordnende Menschenggeist mehr Bewunderung verdiene. Freuen wir uns, daß seltene Liberalität der fürstlichen Besitzer hier, an dieser einst so verödeten Stätte des mährischen Landes, beide zusammenwirken und in schönem Einklang so Herrliches vollbringen ließ.

So haben wir denn in einzelnen Bildern, die wir an unseren Blicken vorüberziehen ließen, die landschaftlichen Schönheiten der Markgraffschaft, allerdings nur im Fluge rascher Wanderung, kennen gelernt; wir haben den Sagen der Vorzeit gelauscht und den Denkwürdigkeiten der Geschichte nachgespürt. Von den Hochgipfeln seiner Gebirge haben wir so manches Gemälde eigenartiger Naturschönheiten bewundert, in den Ruinen verfallener Schlösser haben sich vor unseren geistigen Augen Bilder einer glanzvollen und reichbewegten Vergangenheit entrollt und in den Städten, in denen geschäftige Betriebsamkeit waltet, haben wir im Sausen und Hämmern der Maschinen den Pulsschlag der rastlos schaffenden Gegenwart pochen gehört.

Die verschiedenen Bewohner des Landes, den Sohn der üppigen Thalsflur, wie denjenigen, der die kargliche Berghalde seine Heimat nennt, haben wir in ihren Sitten und Bräuchen, in Tracht und Lebensweise kennen gelernt.

Das Geschichtsbild hat uns gezeigt, wie all diese verschieden gearteten Volksstämme im Laufe der Zeiten durch die gleiche Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und zum Herrscherhause der Habsburger, deren Scepter so segensreich über der Markgraffschaft gewaltet, in geeinter Kraft dem Wohle und der Größe ihres engeren Heimatslandes leben, so daß Mähren, was Blüte der Industrie und Pflege des Bodens betrifft, einen hohen Rang unter den Kronländern unserer Monarchie einnimmt. Wohl können wir also, da wir nun zum Schlusse unserer Schilderungen gelangt sind, mit vollem Herzen in die Worte eines vaterländischen Sängers einstimmen:

O Vaterland, o Vaterland,
 So reich an Treu und Ehren!
 Des Glückes Hort, der Zukunft Pfand,
 O schönes Land von Mähren!

Wer zählt sich nicht mit stolzer Lust
 Zu deines Volkes Reihen?
 Wer wird sich nicht aus voller Brust
 Der süßen Heimat weihen?!

(Wiefer.)

- Hof 99.
 Hohe Heide 95.
 Hohenstadt 87.
 Holfeschau 130.
 Holsstein 48.
 Horaken 69.
 Hofstein 130.
 Hofsteinerberg 12.
 Hradek 80.
 Hussitenkriege 14.
- J**
 Jamnig 12, 66.
 Jaroslaw von Sternberg 12, 71.
 Jglau 28, 63*.
 Jglauer 68.
 Jglawa 24.
 Industrierhältnisse 27.
 Jodof, Markgraf 14.
 Johann, Fürst von Liechtenstein 149.
 Johann von Luxemburg 13.
 Johann Milik von Kremfier 14.
 Johann Sarkander 130.
 Jöhnsdorf 28, 99.
 Josef II. 18, 19*, 33, 51, 53*.
 Josefsthäl 42.
- K**
 Karl der Große 8.
 — VI. 17.
 Karlmann 10.
 Karolinenberg 56.
 Karpathen 22.
 Karthaus 37.
 Kazničow (Berg) 112.
 Kelten 7.
 Klein, Gebrüder 97.
 Klentnig 141.
 Klepacow 44.
 Klieber 151.
 Klma 25.
 Klosterbruck 54, 59.
 Kolenati, Dr. F. A. 97.
 Königsfeld 37.
 Konrad, Herzog 38.
 Konrad von Mühldorf 13.
 Konstantin (Christ) 9, 11.
 Kopal, Karl von, Oberst 56.
 Kornheusel 151.
 Kotouč 108.
 Kraware 14, 107.
- Krawska** 28.
 Kremfier 78, 79*.
 Krich, auf der 97.
 Kroaten 84.
 Kuhländchen 106.
 Kuhländler 102, 106.
 Kunitzstadt 16, 50.
- L**
 Lage Mährens 5.
 Laučabach 24.
 Laudon, Feldmarschall 107.
 Lautner, Christoph Alois 17.
 Leipniz 121.
 Leiterberg 95.
 Lešig 26.
 Lubina 24, 110.
 Ludwig der Deutsche 9.
 Luthatschowitz 25, 132.
 Lundenburg 12, 28, 82.
 Luxemburger 14.
- M**
 Mährisch-Kromau 52.
 Mährisch-Ditrau 26, 115.
 Mährisch-Rothwasser 87.
 Mährisch-Trübau 51*, 102.
 Maniak, Professor 127, 129.
 Marbod 7*.
 March (Fluß) 22.
 — (Thal) 87.
 Mařena (Gotttheit) 126, 137.
 Maria Theresia 18, 73*.
 Markomannen 7.
 Markomannenkrieg 8.
 Markomannenlager 58.
 Marsgebirge 22, 137.
 Mahdenburg 141.
 Mazořa 44, 45*.
 Mertha (Thal) 97.
 Methodios 9, 11*.
 Mikoslaw 9.
 Mistel 114, 115*.
 Modlaberg 137.
 Moimir 8, 76.
 Mongolen 12, 108, 130, 142.
 Müglitz 17.
 Mundart der Sudetenbewohner 105.
- N**
 Name des Landes 7.
 Napajedel 137.
- Neudorf** 26.
 Neuhäusel 60.
 Neuprerau 84.
 Neustadt 103.
 Neutitschein 106.
 Nikolsburg 143*, 144.
 Niwnig 134.
 Nowyhrad 43.
 Obrowitz 37.
 Ochoz 7, 48.
 Oder (Fluß) 24.
 Odergrund 106.
 Odes Thal 44.
 Odrau 106.
 Olmütz 12, 19, 69, 70*.
 Olša 24.
 Olšawa 24.
 Opya 24.
 Oslawan (Fluß) 26.
 — (Ort) 37.
 Oesterlein 64.
 Ostrowiza (Fluß) 24.
 — (Ort) 114.
 Ostrow 49.
- P**
 Passelen 125.
 Pawlowitz Stanislaus, Bischof 112.
 Pellico, Silvio Graf 31.
 Pernstein (Schloß) 39*.
 Pernsteine 14, 40.
 Petersdorf 91.
 Peterstein 95.
 Pflanzenwelt 25.
 Picarditen 77.
 Pirnig 64, 65*.
 Pohl, Anton 74.
 — Hans 75.
 Polau 141.
 Polauer Berge 22, 141.
 Pösten 121.
 Pöstenberg 54.
 Poppitz 58.
 Postl-Sealsfeld 57*, 58.
 Přemysl Ottokar II. 13*, 80.
 Přemysliden 11.
 Prerau 16, 28, 76, 136.
 Proßnitz 77.
 Pürkauer Wasserfall 100.
 Puntwathal 44.
- Quaden** 7.
 Quarzföcher 87.
- Rabenstein** 56.
 Radhořt 110, 125.
 Raigern 42.
 Rašitslaw 9.
 Rašitslawitz 26.
 Raduit de Souches, Ludwig 16.
 Reitendorf 91.
 Reitenhau 94.
 Römerstadt 28, 99.
 Rosenstein 143.
 Roffitz 26, 37.
 Rožnau 25, 123*, 124.
 Rudolf II. 72.
 Rügen 8.
 Ruřawa 24.
- S**
 Sallaschen (Bergtriften) 125.
 Samo 8.
 Sanct Kathrein 43.
 Sauberg 88.
 Schembera von Bostořwitz 50.
 Schitberg 87.
 Schönberg 90.
 Schönhengstler 102.
 Schönwald 60.
 Schreibwald 37.
 Schulen 27.
 Schwarzawa (Fluß) 24.
 — (Thal) 38.
 Schwarzal Graben 93.
 Schweden in Mähren 16.
 Schweizerthal 60.
 Schwesterkirchen 91.
 Sealsfeld, Charles, siehe Postl.
 Sebasiansberg 141.
 Seelowitz 28, 42.
 Segen Gottes 37.
 Sigismund 14.
 Salky-Felsen 108.
 Slawikowitz 18, 51.
 Sloup 47*.
 Slowaken 82, 83*.
 Sonnenfels, Josef von 18, 144, 145*.
 Sominnee (Geschlecht) 14, 100.
 Spiegeltzer Schneeberg 87.
 Spielberg 31.
 Spornhauerpaß 89.

Stanislaus von Znaim 14.	Titschbach 24.	Volksgedächtnisse der Walla-	Winde 25.
Stephanau 26.	Tobitschau 75*, 77.	chen 128.	Wiskernitz 141.
Sternberg 86.	Tobitschauer Buch 78.	Volkslieder, Wallachische	Wittowitz 116, 117*.
Stettenhof 97.	Trenk, Josef Freiherr von	129.	Wladislaw, Markgraf 12.
Sudeten 20, 86.	31.	Volkstrachten 83*, 85*,	Wranau 43.
Swantewit 19.		127*.	Wrbatel 28.
Swatobog 11.	Uhußtein 101.	Wöttau (Schloß) 14.	Wysoka (Berg) 22.
Swatopluk 10, 81.	Ullersdorf (Schloß) 91.	Wallachen 127*.	Žerotin, Karl von 16, 17*
Teiche 24.	— Groß- (Kurort) 93*.	Wallachisch-Meseritsch 118.	Žerotin (Gejchledt) 107.
Teplitz 25, 118.	Ullersdorfer Schweizerei	Wappen des Landes 20.	Znaim 12, 28, 52, 55*.
Teß (Fluß) 20.	95.	Weißkirchen 121.	Züptau 28, 97.
— (Thal) 90.	Ungarisch-Brod 132, 136.	Welschrad 9*, 80.	Zornstein 62.
Thaya (Fluß) 24.	Ungarisch = Hradisch 80,	Wénawa, Sage von 40.	Zuberstein 40.
Thayathal, das 60.	132.	Wenzel III. 13.	Zuckerhandel 56.
Thayabewohner 68.	Ungarisch-Dörfrau 28.	Wernsdorf 97.	Zwittau 51.
Thierwelt 25.		Wewerka 38.	Zwittawa (Fluß.) 24.
Thomas Jordan v. Klau-	Volksgedächtnisse der Su-	Wiesenberg 93.	Zwittawa (Thal) 42
fenburg 134.	detenbewohner 103.		



Die Länder Oesterreich = Ungarns in Wort und Bild.

Herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauf.

15 Bände zu 8—12 Druckbogen 8°, in illustriertem Umschlag und elegantester Ausstattung

Jeder Band mit 40—50 Original-Illustrationen und einem Titelbild.

Preis pro Band elegant cartonnirt fl. 1 bis fl. 1.30.

Jeder Band ist einzeln käuflich.

1. Band. **Das Erzherzogtum Oesterreich unter der Enns.** Von Prof. Dr. Fr. Umlauf in Wien.
2. Band. **Das Erzherzogtum Oesterreich ob der Enns.** Von Dr. Ferdinand Grassauer.
3. Band. **Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg.** Von Dr. J. M. Füttner in Wien.
4. Band. **Das Herzogtum Steiermark.** Von Prof. Karl Janker in Graz.
5. Band. **Das Herzogtum Salzburg.** Von Prof. Eduard Richter in Salzburg.
6. Band. **Das Herzogtum Kärnten.** Von Prof. Dr. Otto Steinwender in Wien.
7. Band. **Das Königreich Böhmen.** Von Prof. Dr. Victor Langhans in Wien.
8. Band. **Die Markgrafschaft Mähren.** Von Prof. Dr. Leo Smolle in Brünn.
9. Band. **Das Herzogtum Schlesien.** Von Prof. Dr. Gottlieb Kürschner in Troppan.
10. Band. **Das Königreich Kalizien und Lodomerien und das Herzogtum Bukowina.** Von Prof. Julius Jandaurek in Wien.
11. Band. **Das Herzogtum Krain, das Küstenland und das Königreich Dalmatien.** Von Prof. Dr. Franz Swida in Triest.
12. Band. **Das Königreich Ungarn.** Von Prof. Dr. J. S. Schwicker in Budapest.
13. Band. **(Das Großfürstentum) Siebenbürgen.** Von Prof. Dr. Karl Reissenberger in Graz.
14. Band. **Die vereinigten Königreiche Kroatien und Slavonien. — Bosnien und die Herzegowina.** Von Georg v. Gyurkovich.
15. Band. **Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie.** Von Prof. Karl Listl in Wien.

Die einzelnen Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen.

Programm.

Te weiter und größer die Gesichtskreise werden, welche Dank den bewundernswerten Verkehrsmitteln unserer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit und das Interesse aller Gebildeten anziehen, — je weiter sich die Grenzen des geographischen Wissens ausdehnen, umso mehr scheint es ein Bedürfnis, ja eine unabweißbare Pflicht zu sein, das heranwachsende Geschlecht mit dem beschränkteren Gebiete des Vaterlandes und mit der engeren Heimat, mit deren Schönheiten, Reichthümern und Eigentümlichkeiten und mit deren ruhmvoller Geschichte näher bekannt zu machen, — **denn in der eingehenden Kenntniß unseres Heimatlandes und in der Würdigung der Verdienste seiner hervorragenden Männer liegt die Pflanzstätte der Liebe zum Gesamtvaterlande.**

Der österreichischen Jugend, dem österreichischen Volke diese Kenntnisse zu vermitteln, ist das Ziel des vorliegenden Unternehmens. —

Wo aber gestaltet sich diese Aufgabe interessanter und lohnender, als in unserem schönen Vaterlande Oesterreich, in dessen Gauen die erhabensten und merkwürdigsten Gebiete und Erscheinungen unseres ganzen Continents sich gleichsam spiegeln! Die Oliven- und Orangenhaine des Südens, die Schnee- und Gletscherfelder eines polaren Klimas, die anmutigen gesegneten Gefilde des mittleren Europa, die schwermütige Poesie der Steppen des Ostens, — all dies finden wir auf dem Boden unserer Monarchie vereinigt!

In 14 separaten Bänden sollen nun „Die Länder Oesterreich-Ungarns“ geschildert werden nach ihrer Lage, Bodenplastik, Bewässerung, ihrem landschaftlichen Charakter, nach ihren Producten und Bewohnern, dabei soll aber Geschichte und Sage in entsprechender Weise mit einfließen und namentlich auch jener hervorragenden Männer gedacht werden, die ihrer engeren Heimat oder dem ganzen großen Vaterlande zu Nutz und Frommen gewirkt haben und der Mit- und Nachwelt als nachzueifernde Vorbilder dienen können!

Nicht der trockene Ton der Beschreibung, nicht die weniger anziehende Form streng systematischer Anordnung des Stoffes soll dabei angewandt, das Interesse des Lesers soll vielmehr durch eine lebendige und frische Schilderung und durch wolthuende Abwechslung rege erhalten werden. — Deshalb soll derselbe in Streifzügen bald auf der Eisenbahn, bald auf einem Flusse, dann auf der Landstraße oder dem Touristensteige durch das betreffende Land geführt werden, um hier in einer Stadt, in einem Industrie-Orte, dort auf einer sagenberühmten Burg oder auf einer schlachtengeweihten Ebene, auf einem weitsehenden Hochgipfel etwas länger zu verweilen. — Einen willkommenen Abschluss findet die Reihe dieser Schilderungen der einzelnen Länder dann in einem Schlussbände, welcher die ganze „Geschichte Oesterreich-Ungarns“ in ähnlicher fesselnder Weise behandeln wird. —

Eine Anzahl bewährter Fachmänner hat sich der Aufgabe unterzogen, die einzelnen Länder Oesterreich-Ungarns würdig, warm und treu zu schildern. Jeder von ihnen hat sich jenes Land gewählt, das er — zumeist als sein Heimatsland — gründlichst kennt und so bietet seine Persönlichkeit schon die gewünschte Garantie für das Gelingen seiner Arbeit.

Damit aber dem ganzen Unternehmen der Charakter des Einheitlichen nicht fehle, hat der Verleger in dem auf dem Gebiete der österreichischen Vaterlandskunde bereits vortheilhaft bekannten Professor Dr. Friedrich Umlauf wol die geeignetste Persönlichkeit gewonnen, welcher die nötige Uebereinstimmung der einzelnen Bände in Bezug auf Form und Anordnung herzustellen sich bemüht hat.

Auf die Illustrationen der einzelnen Bände hat der Verleger, wie dies die beigegebenen Proben beweisen, die größt-mögliche Sorgfalt verwendet und es soll das Werk bezüglich der äußeren Ausstattung und des Preises der einzelnen Bände den weitgehendsten Anforderungen gerecht werden.

So sei denn das vorstehende Unternehmen, welches nach mehr als zweijährigen Vorbereitungen seine Laufbahn beginnt, der österreichischen Jugend und den Völkern Oesterreichs angelegentlichst empfohlen! Möge es beitragen zur Förderung und Kräftigung der Liebe zu unserem gemeinsamen, schönen Vaterlande

Oesterreich, das an Ehren und an Siegen reich!

Wien, 1880.

Carl Graeser,
Verlag s b u c h h ä n d l e r
I. Walfischgasse 6.

Wanderungen

durch die

österreichisch-ungarische Monarchie.

Landschaftliche Charakterbilder in ihrer geographischen und geschichtlichen Bedeutung.

Herausgegeben von

Dr. Friedrich Umlauf.

32 Bogen, gr. 8., mit 55 Original- Illustrationen in Holzschnitt. — Preis complet broschirt 5 fl. in eleg. Leinwanddecke geb. 6 fl.

(Auch in 16 Lieferungen à 30 Kr. zu beziehen.)

Urtheile der Presse.

„Die Presse“ vom 8. October 1878 (Nr. 276, Beilage, Dienstag): „... Professor Umlauf beschränkt sich in diesen seinen „Wanderungen“ nicht bloß auf diese oder jene Provinz, sondern umfaßt das ganze Gebiet und alle die wichtigen Seiten und charakteristischen Momente dieses Gebietes. Landschaft und Bewohner, Natur und Kunst, Sage und Geschichte finden in entsprechender Weise eingehende Berücksichtigung, und wie es von der bewährten Feder des Verfassers nicht anders zu erwarten, treten alle diese Bilder in der anziehendsten Form vor den Augen des Lesers auf. Duzende von vortrefflichen Illustrationen vollendet in Zeichnung und Ausstattung, beleben und charakterisiren den Text. ...“

„Organ der militär-wissenschaftlichen Vereine“ 1879: „Unter den guten und zugleich schönen Werken, die der letzte Weihnachts-Büchertisch gebracht hatte, fällt das des Prof. Dr. Friedrich Umlauf: „Wanderungen durch die österreichisch-ungarische Monarchie“, durch seine eigenthümliche Anlage, durch seinen realen und ethischen Werth auf. Aehnlich jener Arbeit des Professors Wilhelm Bütz: „Vergleichende Erd- und Völkerkunde in abgerundeten Gemälden“ bietet auch diese, in systematisch geordneten Einzelschilderungen, eine Blumenlese des Sehenswürdigsten, und zwar hier speciell aus Oesterreich-Ungarn. Während man aber im erstern Werke auf jeder Seite einem anderen Styl begegnet, weil der Verfasser Vieles ungeändert, oder höchstens gekürzt, aus anderen in das seine hinüber nahm, findet man im vorliegenden überall dieselbe ordnende Hand, denselben Styl, denselben Geist, dieselbe Liebe zum Gegenstande. Empfiehlt dieses Werk sich deshalb schon, weil es auf Veranlassung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht entstand, so wird es um so werthvoller, weil Umlauf die Redaction übernommen. — Es soll belehren, erheitern und auf das patriotische Gefühl stärkend einwirken. Es entspricht den gesteckten Zielen vollkommen. ...“

„Zeitschrift für Realschulwesen“: „... Wenn die Klarheit und Correctheit des Styles, die Anschaulichkeit der Darstellung und das lehrreiche und bildende Element diese „Landschaftsbilder“ zu einem die Ziele des Mittelschul-Unterrichtes fördernden Lesebuche stempeln und es für die häusliche Lectüre der Schüler empfehlen, bieten sie andererseits dem Lehrer der Geschichte und Geographie einen mannigfachen Stoff zur Belebung des trockenen Lehrstoffes, dem Lehrer der deutschen Sprache Themen zur Auffrischung des schon etwas verblaßten Materiales schildernder und beschreibender Gattung, der Schule überhaupt keine künstlich erzeugte, sondern spontan wirkende Anregung und Nahrung des vaterländischen Sinnes durch die unwillkürlich sich ergebende Freude an den schönen und großartigen Scenen der Heimat. — Typisch und materiell schön ausgestattet, wird Umlauf's Werk bald in der Schule und im Publicum ein oft und gern benütztes Lesebuch werden.“

Aehnliche empfehlende Urtheile brachten nahezu 70 Zeitschriften des In- und Auslandes.

